



Historische Nachrichten

und

politische Betrachtungen

über die

französische Revolution

von

Christoph Girtanner

der Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst Doktor; der Königl. medicinischen Societäten zu Edinburgh und London, so wie auch der litterar. und philos. Societät zu Manchester Ehrenmitgliede; der Königl. Societät der Wissenschaften zu Edinburgh Ordentlichem Mitgliede; u. s. w.

Zweiter Band.

Unwillig sieht man den Genuss entfernt,
In späte Zeit, den man so nah' geglaubt.

GOETHE'S TASSO.

Berlin 1791
bei Johann Friedrich Unger.

Dem Herren

Karl Müller von Friedberg,

Fürstl. St. Gallischen Obervogte zu Gossau, u. s. w.

Ihm

als einem vortrefflichen Schriftsteller

und

einem warmen Patrioten,

zu einer Zeit,

wo man in der Schweiz den Patriotismus nur noch

aus Tradition kennt,

widmet

diesen Band,

zum Beweise der größten Hochachtung und Verehrung

Dessen Landsmann

der Verfasser.

Inhalt.

IV. Vierter Abschnitt.

Geschichte der französischen Revolution.

4. Dritte Abtheilung. Geschichte der französischen Revolution, von der Zurückberufung des Hrn. Necker bis zu seiner Wiederkunft.

Leben des Herzogs von Orleans. Sein Karakter. Reise des Königs nach Paris. Seine Ankunft daselbst. Rückreise. Leben des Beaumarchais. Dessen mißglückter Plan, die Bastille wieder zu erobern. Gefahr, in welcher sich der Kommendant Soules befand. Bittschrift der französischen Gardisten. Adeliche, welche freiwillig ihre Titel ablegen. Fischwelber auf dem Rathhause. Aufruhr der Handwerksgesellen. Das Volk zieht gegen die Abtei Montmartre. De Launays Testament. Geschichte des de la Tude. Ermordung des Foulon und Berthier. Geschichte der Reise des Hrn. Berthier von Kompiegne nach Paris. La Fayette dankt seine Stelle ab, nimmt aber dieselbe wiederum an. Lally Tolendal, Mirabeau und Barnave in der Nationalversammlung. Klage der Pariser Wahlherren über Mirabeau. Staatsinquisition. Angeber. Necker in der Nationalversammlung. Neckers Triumpheinzug zu Paris. Zustand der Stadt Paris. Zustand der Provinzen . . . . Seite 1.

5. Vierte Abtheilung. Geschichte der französischen Revolution, von der Wiederkunft des Hrn. Necker bis zu der Gefangennehmung des Königs und der königlichen Familie.

Einfluß des Pariserpöbels auf die Nationalversammlung. Metaphysische Untersuchungen dieser Versammlung. Nacht des vierten August. Folgen derselben. Journale in Frankreich. Demokratische Schriftsteller; Loußalot, Marat, Desmoulins. Geschichte

schichte des französischen Adels und des Feudalsystems von seinem ersten Ursprunge an. Aufruhr in Paris. Wuth des Volkes gegen die Herren Lavoasier und de la Salle. Die Minister in der Nationalversammlung. Geschichte des Defizit von seinem ersten Ursprunge an; Calonnes Administration. Debatten über die Zehenten. Rabaud de St. Etiennes schöne Rede für die Toleranz. Pariser spielen mit der Freiheit. Abbe Fauchet. Schneiderpursche. Trauerspiel Karl der Neunte. Berathschlagungen über das Veto. Andere Berathschlagungen. Geldtheurung. Patriotische Geschenke. Vorbereitungen auf den sechsten Oktober. . . . Seite 142.

6. Fünfte Abtheilung. Geschichte der Gefangennehmung des Königs und der königlichen Familie.

Verschwörung um den Herzog von Orleans auf den Thron zu setzen. Mirabeaus unvorsichtige Reden und seine Schwatzhaftigkeit. Hr. Coroller entdeckt das Komplott dem Hrn. Malouet. Man will den Herzog von Orleans zu einem Generallieutenant von Frankreich ernennen. Was ein Generallieutenant von Frankreich sey. Geheimer Plan der Verschwörung, und Anstalten zur Ausführung desselben. Ein gedungener Königsmörder wird entdeckt. Die französischen Gardisten werden aufrührisch gegen la Fayette. Ankunft des Regiments Flandern zu Versailles. Verführung der Soldaten. Gastmahl der Gardes du Korps. Künstliche Hungersnoth zu Paris. Geld wird ausgetheilt. Unruhen zu Paris am vierten Oktober. Die fünf Partheien der Nationalversammlung. Bekanntmachung der Rechte des Menschen und des Bürgers. Antwort des Königs. Die Weiber stürmen das Rathhaus zu Paris. Sie ziehen nach Versailles. Ankunft zu Versailles. Maillard, der Anführer der Weiber, in der Nationalversammlung. Hr. Mounier mit den Weibern beim Könige. Schändliches Betragen der Bürgermiliz von Versailles. Destaing. Weiber in der Nationalversammlung. Einrichtung der Pariser Bürgermiliz. Baillys geheimer Plan. Hundert und Achtziger. Dreihunderter. Zug der Pariser Miliz nach Versailles. Greuelthaten am Morgen des sechsten Oktobers. Gefangennehmung des Königs und der königlichen Familie. Zug nach Paris. Seite 248.

Dritte Abtheilung.

Geschichte der französischen Revolution, von der Zurückberufung des Herrn Necker bis zu seiner Wiederkunft.

Leben des Herzogs von Orleans. Sein Charakter. Reise des Königs nach Paris. Seine Ankunft daselbst. Rückreise. Leben des Beaumarchais. Dessen mißglückter Plan, die Bastille wieder zu erobern. Gefahr, in welcher sich der Kommandant Soules befand. Bittschrift der französischen Gardisten. Adeliche, welche freiwillig ihre Titel ablegen. Fischweiber auf dem Rathhause. Aufruhr der Handwerksgesellen. Das Volk zieht gegen die Abtei Montmartre. De Launay's Testament. Geschichte des de la Tude. Ermordung des Foulon und Berthier. Geschichte der Reise des Hrn. Berthier von Kompiegne nach Paris. La Fayette dankt seine Stelle ab, nimmt aber dieselbe wiederum an. Lally-Tolendal, Mirabeau und Barnave in der Nationalversammlung. Klage der Pariser Wahlherren über Mirabeau. Staatsinquisition. Angeber. Necker in der Nationalversammlung. Neckers Triumpheinzug zu Paris. Zustand der Stadt Paris. Zustand der Provinzen.

J. Harrington succeded, at least to his own satisfaction, being now convinced, that no Government is of so accidental, or arbitrary an institution, as people are wont to imagine, there being in societies natural causes, producing their necessary effects, as well as in the earth or the air Hence he frequently argued, that the troubles of his time were not to be wholly attributed to wilfulness or faction, neither to the misgovernment of the Prince, nor the stubborness of the people, but *to a change in the balance of property*, which, ever since Henry the sevenths time, was daily falling into the scale of the Commons, from that of the king and the Lords, as in his book he evidently demonstrates and explains; . . . that as long as the causes of these disorders remained, as long would the like effects unavoidably follow . . . . *That Empire follows the balance of property*, whether loged in one, in a few, or in many hands, he was the first that ever made out. It is incredible to think, what gross and numberless errors were committed by all the writers before him, even by the best of them, for want of understanding this plain truth, which is the foundation of all Politics. *TOLANDS life of J. HARRINGTON.*

Der Herzog von Orleans, ohne eben öffentlich zu erscheinen, spielte indessen im Geheim eine große Rolle,

und zog die Aufmerksamkeit von ganz Frankreich auf sich. Er, der, wegen seiner übertriebenen Ausschweifungen, dem Volke so sehr verhaßt gewesen war, wurde nun beinahe angebetet. Nicht nur gab er freiwillig alle seine Vorrechte als Prinz auf; nicht nur hatte er, im vorigen Winter, große Summen unter die niedrigen Volksklassen ausgetheilt; nicht nur nahm er öffentlich alle Forderungen des Bürgerstandes in Schutz; sondern er gab sogar zu, daß in dem Pallaste, welchen er bewohnte, im Palais Royal, alle Mißvergnügten sich versammelten; daß daselbst alle gewaltsamen Maaßregeln genommen, und von da ausgeführt wurden.

Ludwig Philipp Joseph Herzog von Orleans ist der Urenkel des Regenten, welcher, wie bekannt, mit vielen Talenten und einer großen Seele, alle nur mögliche Laster in sich vereinigte; welcher, gegen die ausdrückliche Verordnung des verstorbenen Ludwigs des Vierzehnten, nach dessen Tode zum Vormunde des minderjährigen Königs und zum Regenten von Frankreich sich aufwarf; und von welchem (ungeachtet alles dessen, was **Voltaire** zu seiner Vertheidigung gesagt hat) es gewiß ist, daß er, wenn alle seine Anschläge geglückt wären, die gegenwärtig auf dem französischen Throne sitzende königliche Familie ganz ausgerottet haben würde. Der Sohn des Regenten war in der Jugend ausschweifend, und im Alter in seine eigene Frau so sterblich verliebt, daß er nach ihrem Tode, aus Schmerz und religiöser Schwermuth, verrückt wurde und bald nachher starb. Er hinterließ einen einzigen Sohn (den Vater des jetzigen Herzogs), der vor wenigen Jahren gestorben ist, und, wegen seines sanften, gutmüthigen, frommen Charakters, allgemein beliebt

war:

war. Seine Gemahlin (die Mutter des jetzigen Herzogs) war hingegen, wegen ihrer Ausschweifungen, in ganz Frankreich berüchtigt. Ich werfe einen Schleier über das Detail derselben. Soviel ist gewiß, daß alles, was uns die Geschichte von der berühmten Messalina erzählt, weit hinter demjenigen zurückbleibt, was diese Herzogin that. Sie ging zuletzt öffentlich mit Männern aus den allerniedrigsten Klassen um, und starb an den Folgen ihrer Ausschweifungen, eines Todes, dessen sonst nur die Verworfensten des weiblichen Geschlechts zu sterben pflegen. Im Jahre 1747 gebar sie Ludwig Philipp Joseph Herzog von Chartres, den jetzigen Herzog von Orleans. Seine erste Erziehung, unter einer solchen Mutter, und die Gegenstände, welche ihm täglich, schon in seiner Kindheit, vor Augen schwebten, lassen sich besser denken als beschreiben. Im fröhlichen Kreise seiner engländischen Freunde erzählte der Herzog zuweilen Züge aus seinen Kinderjahren, an welche er sich noch mit Vergnügen zurück erinnert; Züge, die ich nicht wieder zu erzählen wage. Eben so eile ich auch über die Jugendgeschichte des Herzogs weg. Sie besteht aus einer Reihe von Auftritten, welche aus den finstern Orten, an denen sie vorgingen, nicht an das Tageslicht gezogen werden dürfen. Der Baron Breteuil (dessen Familie durch das Haus Orleans sich gehoben hatte, und demselben von jeher ergeben war), der Baron Breteuil und der Herzog von Fitz-James, waren die Jugendfreunde und Gefährten des Herzogs. Auf Anrathen Ludwigs des Funfzehnten heurathete er die schöne und allgemein geliebte, sanftmüthige Tochter des Herzogs von Penthievre. Seiner Heurath mit einer so tugendhaften Prinzessin ungeachtet, setzte er

seine Ausschweifungen noch wie vorher fort. Im Palais Royal und zu St. Cloud wurden wahre Bacchanalien gefeiert, und auf dem Theater zu St. Cloud wurden Schauspiele aufgeführt, die man nicht ohne Abscheu auch nur lesen kann. Nachdem der ausgemergelte und erschlaffte Körper des Herzogs ihm, zu Fortsetzung dieser Lebensart, keine Kräfte mehr übrig ließ: so fing die Spielsucht an, ihn zu beherrschen. Er ging nach England, und fand dort Geschmack an den Pferderennen. Er brachte Pferde und Jokeys mit sich nach Frankreich herüber, und machte bald die Pferderennen zur Mode. Bei Vincennes, in der Ebene zu Sablons, bei Fontainebleau, und an andern Orten, sah man Pferderennen und Wetten, wie in England. Tausende von Louisd'ors wurden gewettet und verloren, und der Herzog von Orleans gewann am meisten; denn er hatte aus England Reuter mitgebracht, welche mit allen den Kunstgriffen, die angewandt werden müssen, um die Wette zu gewinnen, oder auch um dieselbe zu gehöriger Zeit zu verlieren, genau bekannt waren. Er gewann allein; er gewann alles: und Niemand wollte mehr gegen ihn wetten. Viele von den Herren des Hofes versanken unter einer Schuldenlast, von der sie sich noch jetzt nicht befreit haben. Der Herzog von Orleans suchte den König zu bewegen, an den Wetten, welche bei solchen Wettrennen geschahen, Theil zu nehmen. Er schickte einst, während des Rennens, den Marquis von Conflans zum Könige, um ihm sagen zu lassen, alle Herren seines Hofes seyn bei dem Spiele interessirt, und wünschten Seine Majestät auch dabei zu sehen. Ludwig der Sechszehnte, immer ökonomisch und von jeher ein Feind aller Spiele, antwortete: „Wohlan!

„damit

„damit es nicht scheine, als wolle ich allein nicht mit„spielen: so will ich auch einen Thaler wetten!„ Einst gewann der Herzog von dem Grafen von Artois tausend Louisd'ors, indem er den Jokey des Grafen bestach. Das berühmte Pferd des Grafen litt dabei so sehr, daß es hinkend wurde. Es hatte 42,800 Livres gekostet, und mußte für 150 Livres verkauft werden. Den Herzog von Fitz-James, seinen Freund, ruinirte Orleans durch dieses Spiel ganz, und dem Grafen von Artois gewann er in allem gegen achtzig Millionen Livres ab. Auch die Königin verlor viel an ihn. Endlich ließ der König die Pferderennen verbieten. Nun waren Hazardspiele die Lieblingsneigung des Herzogs. Er spielte mit allen Herren des Hofes, und gewann: er spielte in den berühmtesten Spielklubs in London, und gewann. Man beschuldigte ihn daher allgemein, daß er die Kunst verstehe, das Glück zu verbessern.

Denen, die um ihn waren, wurde der Herzog, durch die unglaublich große Furchtsamkeit und Feigheit seines Charakters, lächerlich. Der Nation, und vorzüglich den Parisern, machte er sich verhaßt, indem er sie, aus Eigennutz, eines der schönsten öffentlichen Spatziergänge, des Palais Royal, beraubte. Eine große Menge Menschen verlor hiebei nicht bloß Vergnügen, sondern auch Unterhalt. In diese Klasse gehörten alle diejenigen, welche in den Straßen zunächst am Palais Royal Gasthöfe hielten, oder meublirte Zimmer vermietheten. Eine Menge Prozesse gegen den Herzog wurden beim Parlamente anhängig gemacht, aber alle wurden entweder gar nicht, oder zum Vortheile des Herzogs entschieden: und dadurch nahm die Zahl seiner Feinde noch immer mehr zu. Durch eine

Belei-

Beleidigung, deren genauere Umstände nicht bekannt geworden sind, aufgebracht, wurde Orleans einmal der erklärte Feind der Königin. Während der berühmten Halsbandgeschichte war er ein Freund und Vertheidiger des Kardinal Rohan. Er unterstützte auch Neckern gegen alle Hofkabalen, und erhielt ihn bei seiner Stelle, ungeachtet Necker, wie Jedermann wußte, der Königin persönlich verhaßt war. Durch den Herzog wurde Necker Finanzminister, und die Verläumdung sagt, Necker sey auch, während er den königlichen Schatz verwaltete, gegen seinen Wohlthäter, auf Kosten der Nation, sehr dankbar gewesen. In dem Lit de Justice, welches der König im Parlamente hielt, war es der Herzog, der gegen den despotischen Befehl des Monarchen zu protestiren wagte. Er wurde dafür, wie ich erzählt habe, vom Hofe verwiesen. Dieser Schritt söhnte das Volk mit Orleans wiederum aus, und seit dieser Zeit setzte es alle seine Hofnung auf den Herzog. Die Reichsstände wurden zusammenberufen, und nun suchte der Herzog; er, der sich bisher um das Volk nicht nur gar nicht bekümmert, sondern dasselbe sogar verachtet hatte, auf einmal Popularität. Während des strengen Winters theilte er viel Geld unter die Armen mit anscheinender Großmuth aus. Beträchtliche Summen wandte er daran, um seine Freunde zu Abgesandten bei den Reichsständen erwählen zu lassen, wo er sich eine starke Parthei zu machen suchte. Sehr viele Mitglieder der Nationalversammlung haben daher ihre Wahl dem Herzoge zu danken. Er wurde daher auch, gleich im Anfange, zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt, aber er nahm diese Stelle nicht an, weil sie ihm zu beschwerlich war.

Da-

Damals kam Mirabeau nach Paris, und dies war gerade der Mann, den der Herzog suchte. Mirabeau kam nach Paris als Abgesandter des Bürgerstandes der Provence. Er, selbst von Adel, selbst ein Graf, hatte seinen Adel aufgegeben, um Abgesandter des Bürgerstandes zu werden. Jedermann kannte Mirabeau. Man wußte, daß er ein Mann ohne Sitten war, der sein Vermögen verzehrt hatte, und der von seiner Familie und von dem Adel seiner Provinz verachtet wurde. Durch Schriften gegen die Religion und gegen die Regierung hatte er sich selbst entehrt, und nichts war ihm übrig geblieben, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, als sonderbar zu scheinen. Er fing daher an, gegen die Großen und gegen den Adel zu deklamiren, und schrieb Broschüren über Broschüren, Journale über Journale, weil ihn der Hunger dazu trieb. Man rieth dem Herzoge, diesen Mann in sein Interesse zu ziehen. Der Herzog that es: er schenkte Mirabeau Wagen und Pferde, und Geld. Mirabeau nahm das Geschenk mit Dank an, und erbot sich zu allem, wozu man ihn gebrauchen wollte.

Der Abbe Sieyes war auch ein vertrauter Freund des Herzogs. Er schrieb die Broschüren zu Gunsten des Bürgerstandes, die damals unter dem Namen des Herzogs (welcher sich dadurch populair zu machen suchte) herauskamen. Im Pallaste des Herzogs, im Palais Royal versammleten sich die Verschwornen und der aufrührerische Pöbel. Im Palais Royal wurde an die Soldaten und an den Pöbel Geld ausgetheilt. Vom Palais Royal aus gingen diejenigen, welche die gefangenen Soldaten befreiten; diejenigen, welche die Bastille einnahmen, und diejenigen, welche den Herzog zum Protektor des Königreiches ausriefen, oder wenigstens ausrufen wollten.

Der Herzog ist ein äußerst unruhiger, intriganter, kabalirender, furchtsamer, feiger, geiziger, wollüstiger, ehrsüchtiger, rachgieriger, projektmachender Prinz. Sein Plan ist gemeiniglich gut ausgedacht, und die Mittel sind vortreflich gewählt: es sind Mittel, die gerade zum Zwecke führen. Was im Wege liegt, wird niedergetreten, oder auf die Seite geschaft, und nichts kann seinen Gang aufhalten. Aber zwei große und wesentliche Fehler vereiteln alle seine Plane; zwei Fehler, von denen schon jeder einzeln die Ausführung großer Plane demjenigen, welcher ihn besitzt, ganz unmöglich macht. Der eine dieser Fehler ist Zaghaftigkeit; der andere Uebereilung. Vermöge der ersten fehlt es dem Herzoge an Muth in Gefahr, an Standhaftigkeit, an Gegenwart des Geistes bei unvorhergesehenen Vorfällen, und an Entschlossenheit in der Ausführung. Und was könnte Großes geschehen, wo diese fehlen? Wie sollte Derjenige das Haupt einer Verschwörung seyn, ein mächtiges Reich erobern, den Zepter aus den Händen des Monarchen winden können, der noch nicht gelernt hat, sein Leben für nichts zu achten? der in Ohnmacht fällt, wenn er den großen Streich zu schlagen bereit ist? der einen Panzer von Pappdeckel anzieht, wenn er die Rotte der von ihm selbst gedungenen Meuchelmörder anführt? Immer läßt er (zum Glücke Frankreichs) den bequemsten Zeitpunkt vorüberstreichen, und zaudert, und zögert, und zagt, bis der erwünschte Augenblick verflossen und unwiederbringlich verloren ist. Er versteht gar nicht die seltene Kunst, die Gelegenheit bei der Stirnlocke zu ergreifen; eine Kunst, welche nie einem wirklich großen Manne fehlt, und welche niemals ein mittelmäßiger Kopf lernen wird.

Ueber=

Uebereilung ist sein zweiter Fehler. Entweder wartet er zu lange, oder nicht lange genug. Ungeduldig, das Ende seiner Plane zu sehen, übereilt er sich, und schlägt den dezisiven Streich, ehe es noch Zeit ist. Dadurch verrä h er seinen Plan, und erreicht seinen Zweck nicht. Verschlossenheit und Verschwiegenheit sind überdies zwei Tugenden, die er nicht besitzt, und ohne welche doch unmöglich etwas Großes auszuführen ist. Zufolge dieser Schilderung seines Charakters, glaube ich, daß so gefährlich auch seine Plane für die Ruhe Frankreichs seyn mögen, dennoch von ihm nicht viel zu befürchten steht: denn sein Charakter ist gerade so, wie er seyn muß, um das Gelingen seiner Projekte selbst zu verhindern. Seine Seele ist zu klein und zu schwach; er hat weder Muth noch Kraft. Er wäre jetzt Cromwell der Zweite, wenn ihm nicht die Natur eine so kleine und so schwache Seele gegeben hätte! Wahrscheinlich aber gab sie ihm dieselbe, um großes Unglück zu verhüten! Mit dem Ehrgeitze, dem Hange zur Wollust, und den Grundsätzen eines Julius Cäsar, besitzt er, glücklicherweise, weder dessen Seelengröße, noch seinen Muth, noch seine Talente.

Der Mann, dessen Leben ich so eben beschrieben, und dessen Charakter ich geschildert habe, wagte es, sich an die Spitze der Verschwornen zu stellen, oder vielmehr, er war es, der von den Verschwornen an ihre Spitze gestellt wurde. Er übernahm die Rolle eines Brutus, eines Cäsar, eines Tell, eines Oranien, eines Cromwell, eines Ludlow, eines Washington, eines Franklin, eines Algernon Sidney — — Algernon Sidney! — — Verzeihung, ehrwürdiger Schatten! Verzeihung, daß ich deinen, jedem Freunde

der

der Freiheit theuren und heiligen Namen, neben dem Namen eines Orleans genannt habe! Algernon Sidney und Orleans, welch ein Kontrast! Sidney focht in den bürgerlichen Kriegen gegen den König Karl den Ersten, und auf der Fahne des Regiments, welches er anführte, standen die Worte: „Die heilige **Liebe des Vaterlandes giebt uns Muth**:„ a) Orleans hingegen stellte sich an die Spitze der mit versteckten Dolchen bewafneten Meuchelmörder, und führte sie gegen den königlichen Pallast und gegen die königliche Familie an. Sidney hatte Muth genug, den entscheidenden Streich selbst zu schlagen, und den Tyrannen aus dem Wege zu räumen, aber er wollte es aus Patriotismus thun; sein Wahlspruch war: b) „Diese dem Tyrannen feindseelige Hand sucht, „durch den Schwerdtstreich, Ruhe und Frieden „im Schooße der Freiheit:„ Orleans hingegen hatte nicht einmal Muth genug, seine Rotte von Meuchelmördern selbst anzuführen, und was er suchte, war nicht Ruhe, Friede und Freiheit, sondern Anarchie, Uneinigkeit, Zwietracht, und einen usurpirten Königsthron. Von Sidney sagt sein Freund Pelham: er würde nie eine Handlung gethan, nie ein Wort gesprochen haben, auch nicht, um dadurch sein eigenes Leben zu retten, wenn er geglaubt hätte, daß diese Handlung, oder diese Rede, der Freiheit und dem Wohl seines Vaterlandes entgegen sey: von Orleans erzählen seine Freunde keine andere Handlungen, als Herkulische Thaten

a) Sanctus Amor Patriae dat animum.

b) — — — Manus haec inimica Tyrannis
Ense petit placidam sub libertate quietem.

ten bei Freudenmädchen, oder Betrügereien im Spiel; keine andere Reden, als niedrige Scherze, oder schändliche Zweideutigkeiten. Sidney starb als Märtyrer der Freiheit; er wurde unschuldiger Weise des Hochverraths angeklagt und nach dem Schafote geführt. Dort legte er sein Haupt ruhig auf den Block, und erwartete den tödtlichen Streich. Der Scharfrichter fragte ihn, einer in solchen Fällen angenommenen Gewohnheit zufolge, ob er auch nicht wieder aufstehen würde? „Nein," sagte Sidney unerschrocken und kaltblütig, „nicht eher, als an der allgemeinen Auferstehung. „Hau zu!„ — So sprach und handelte Sidney: Orleans hingegen fällt in Ohnmacht, wenn er nur Gefahr vermuthet! Welch ein Kontrast zwischen Orleans und Algernon Sidney! Verzeihung, noch einmal Verzeihung, ehrwürdiger Schatten, daß ich dich aus der Unterwelt herauf rief, um dich neben einen Orleans zu stellen!

Ueberhaupt ist die Bemerkung sehr wichtig und sehr wahr, daß sich die französische Revolution dadurch von andern Revolutionen, deren die Geschichte erwähnt, unterscheidet, daß die Anführer derselben, die Häupter der Verschwornen, alle, ohne Ausnahme, kleinmüthige, verächtliche, verworfene und lasterhafte Menschen waren, da hingegen bei allen andern Verschwörungen, bei allen andern Revolutionen, sich doch wenigstens Ein Held befand. Helden in Frankreich sind la Fayette und de la Salle; aber diese gehören nicht unter die Verschwornen! „Andere Revolutionen, sagt „Burke, sind von Personen geleitet worden, welche, „indem sie Veränderungen im Staate unternahmen „oder ausführten, ihren Ehrgeitz gleichsam heiligten

„weil

„weil sie dem Volke, dessen Ruhe sie störten, mehr An=
„sehen und Würde verschaften. Sie hatten große Pla=
„ne. Sie suchten über ihr Vaterland zu herrschen;
„nicht dasselbe zu Grunde zu richten. Sie waren Män=
„ner von großen Talenten, von großer Kenntniß und
„Erfahrung, sowohl in Civil= als Militairsachen; sie
„waren zwar der Schrecken, aber auch zugleich die
„Zierde ihres Zeitalters. Sie stritten sich nicht unter=
„einander, wie Wechseljuden, welcher von ihnen, durch
„eine betrügerische Cirkulation und durch kreditloses
„Papiergeld, dem Elende und dem Ruin, welchen ihre
„ausgearteten Rathschläge ihrem Vaterlande zugezo=
„gen hatten, am besten abzuhelfen im Stande sey.
„Das Kompliment, daß einem der großen bösen Men=
„schen der Vorzeit (Cromwell) von seinem Verwand=
„ten, einem berühmten Dichter jener Zeit, gemacht
„wurde, beweist, was eigentlich sein Vorsatz war;
„ein Vorsatz, den er wirklich, im Verfolg seines Ehr=
„geitzes, beinahe ausgeführt hat.„

„Beständig, so wie Sie Sich heben, erhebt sich
„auch zugleich mit Ihnen der Staat. Er fühlt
„nicht die Uebel einer Veränderung, weil dieselbe
„durch Sie geschieht. Eine Veränderung, derje=
„nigen gleich, welche auf der Welt großem Schau=
„platze vorgeht, wenn, ohne Geräusch, die auf=
„gehende Sonne der Nacht unsichre Dämmrung
„zerstreut.„ a)

„Diese

a) Still as you rise, the state exalted too,
Finds no distemper, whilst 'tis chang'd by you;
Chang'd like the world's great scene, when, without noise,
The rising sun night's vulgar lights destroys.

„Diese Störer der Ruhe waren nicht sowohl Männer,
„welche Macht an sich zu reißen suchten, als solche, die
„den ihnen von der Natur bestimmten Platz in der Ge-
„sellschaft einnahmen. Sie erhoben sich, um die Welt
„zu erleuchten und zu verschönern. Sie siegten über
„ihre Feinde, indem sie durch größere Heldentugenden
„sich vor ihnen auszeichneten. Die Hand, welche,
„gleich einem Würgengel, das Land schlug, theilte
„demselben, zu gleicher Zeit, die Kraft und die Stärke
„mit, unter denen es gelitten hatte. Männer dieser
„Art waren, Cromwell, die Guisen, die Condes,
„die Colignys. Solche Männer waren die Riche-
„lieus, welche, in einem ruhigern Zeitpunkte, sich wie
„zu den Zeiten eines Bürgerkrieges betrugen. Ein sol-
„cher war auch, aber mit einem bessern Herzen, und
„für eine gerechtere Sache streitend, Heinrich der
„Vierte, ob er gleich in bürgerlichen Unruhen aufge-
„wachsen war, welches auch auf seinen Charakter einen
„merklichen Einfluß gehabt hatte. Es ist in der That
„bewundernswürdig, zu sehen, wie schnell Frankreich,
„wenn es nur einen Augenblick sich erholen konnte, von
„dem längsten und schrecklichsten Bürgerkrieg, der ir-
„gend eine Nation gedrückt hatte, *) sich wieder her-
„stellte und zu seinem vorigen Zustande erhob. Warum?
„Bei allen Mordthaten war doch in Frankreich das
„Gemüth nicht todtgeschlagen worden. Eine selbstbe-
„wußte Würde, ein edler Stolz, ein großmüthiges
„Gefühl von Ehre und Nacheiferung, war nicht erlo-
„schen. Im Gegentheil, es wurde angefacht und ent-

„zün

*) An den dreißigjährigen Krieg scheint sich Burke bei die-
ser Gelegenheit nicht zu erinnern.

„zündet. Die verschiedenen Theile der Staatsmaschine „waren zwar auseinander geworfen, aber sie waren „doch vorhanden. Alle Ehrenbezeugungen für Tapfer„keit und Tugend, alle Belohnungen, alle Vorrechte „der Stände blieben. Aber die gegenwärtige Durch„einanderwerfung in Frankreich hat, gleich einem „Schlagflusse, die Quelle des Lebens angegriffen und „alle Glieder gelähmt.„ a)

Die Nacht vom 16ten auf den 17ten Julius 1789 war in Paris ziemlich ruhig. Auf dem Rathhause berathschlagten sich die Rathsherrn, auf welche Weise sie den König empfangen wollten, vorzüglich aber darüber, was man mit den 40,000 Pfund Schießpulver anfangen sollte, die sich noch unter dem Versammlungssaale des Rathhauses befanden, und die man für gut hielt, von einem so gefährlichen Orte zu entfernen. Der Abbe Lefebure übernahm es, dieses Pulver auf eine sichere Weise wegzuschaffen, und er hielt, was er versprochen hatte.

Um ein Uhr des Morgens, am 17ten Julius, kamen die zwölf Abgesandten der Nationalversammlung nach dem Rathhause, und bestätigten die Nachricht, daß der König an dem heutigen Tage nach Paris kommen würde. Es entstand die Frage, ob die Wahlherren, einer alten Gewohnheit gemäß, sich vor dem Könige auf ihre Knie niederlassen sollten? und es wurde entschieden, daß diese Zeremonie den Sitten eines freien Volkes entgegen sey, und demzufolge ferner nicht Statt haben könne.

Indes

a) *Burke* reflections on the revolution in France. p. 70.

Indessen reiste der König von Versailles ab, begleitet von einigen Garde du Korps, von der Versailler Bürgermiliz und von hundert Mitgliedern der Nationalversammlung. Bei dem Könige saßen im Wagen der Herzog von Villeroy, der Marschall von Beauveau, der Herzog von Villequier und der Graf Destaing. Uebrigens war um den Wagen nichts von der vormaligen Pracht zu sehen, noch von dem Gepränge, ohne welches sonst der König, der angenommenen Etikette zufolge, gar nicht nach Paris reisen konnte. Die steife, altmodische, geschmacklose, lächerliche Göttin Etikette war jetzt vom Throne gestoßen, und dem Könige war, zum erstenmal in seinem Leben, erlaubt, zu befehlen, wie er reisen wolle. Vorher konnte er es nicht; so wenig als sich ein Deutscher Kaiser krönen lassen kann, ohne daß dabei dem Volke das edle Schauspiel eines gebratenen Ochsen, und eines blutigen Kampfes zwischen den Fleischern und Beckern, gegeben würde. Eben so wenig als ein Deutscher Kaiser diese lächerlichen Zeremonien abzuschaffen Macht genug hat: eben so wenig hatte vormals ein König von Frankreich Macht zu reisen, wie er wollte. In allen Monarchien regiert nicht der Fürst, sondern die sechszehnahnigte steife Göttin Etikette: Republiken allein sind frei von ihrer Tirannei, und darum pflegen auch freigeborne Republikaner so gerne über diese groteske Göttin zu spotten.

Während der Reise schien der König nachdenkend und ernsthaft. Er sprach mit seinen Begleitern nur wenig, und schien wegen seines Lebens besorgt zu seyn. Als sein Wagen auf das Gebiet der Stadt Paris kam, übergab die Bürgermiliz von Versailles den König der

Wache-

Wache der Bürgermiliz von Paris und die Gardes du Korps zogen sich zurück. Eine unzählige Menge Menschen kamen aus Paris dem Könige entgegen, mit dem Geschrei: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe die Nation!„ Der König sah mit starrem Blicke auf diese Menschenmenge, versuchte zuweilen freundlich zu seyn und zu lächeln, aber die Muskeln seines Gesichts, dieser Falten sonst so gewohnt, versagten ihm jetzo den Dienst. Er bemerkte einen Grenadier der Pariser Bürgermiliz, der auf einem schönen Pferde immer neben dem Schritt vor Schritt fahrenden Wagen her ritt. Der König machte seine Begleiter im Wagen auf die schöne Figur und das martialische Aussehen dieses Mannes aufmerksam, und rief ihm endlich aus dem Schlage des Wagens zu: „Sie haben da ein schönes Pferd, wo haben Sie es gekauft?„ — „Sire, antwortete Herr de Tre„fontaines (so hieß der Grenadier), ich habe es aus „Ihrem Marstalle genommen, und ich werde Sorge „tragen, es heute Abend wieder hinzubringen.„ — „Nein! Nein! rief ihm der König zu, behalten Sie „es nur; ich schenke es Ihnen.„

Je mehr sich der König der Stadt näherte, desto mehr fiel ihm der ungewohnte Anblick auf. Spieße, Dolche auf Stangen gesteckt, Flinten, Mistgabeln, und Waffen aller Art, trug die Menge, welche sich ihm näherte. Einer hob die in Stücken zerrissene Fahne der Bastille hoch in die Luft, und schwenkte dieselbe hin und her. Die aufrühterische und abtrünnige französische Leibgarde drängte sich zu dem Wagen und umgab denselben. Vor dem Wagen her wurden die Kanonen geführt, welche der Pöbel in der Bastille und bei dem Invalidenhause erobert hatte. An dem Thore vor Paris

stand,

stand, an der Spitze eines ungeheuren Haufens, Herr Bailly, der Maire der Stadt. Er übergab dem Könige, auf einer silbernen Schüssel, die Schlüssel von Paris, und man begreift leicht, wie kränkend dieser Spott für den guten König seyn mußte. Noch mehr aber war es die Anrede, welche Herr Bailly bei dieser Gelegenheit hielt, und die sich mit einer bittern Antithese anfing. Herr Bailly sagte, mit der akademischen Beredsamkeit, die ihm so geläufig ist, und die so honigsüß von seinen Lippen trieft:

„Sire!„

„Ich überbringe Euer Majestät die Schlüssel Eu„rer guten Stadt Paris. Es sind eben dieselben, wel„che auch Heinrich dem Vierten übergeben wurden. „Er hatte sein Volk wiedererobert: diesmal aber hat „das Volk seinen König wiedererobert. Euere Maje„stät kommt, um des Friedens zu genießen, den Sie „in der Hauptstadt hergestellt hat. Sie kommt, der „Liebe ihrer getreuen Unterthanen zu genießen. Zu „dem Glücke derselben hat Eure Majestät die Stellver„treter der Nation um sich her versammelt, und will „nunmehr mit ihnen die Freiheit und den öffentlichen „Wohlstand gründen. Welch ein denkwürdiger Tag ist „nicht derjenige, an welchem Eure Majestät wie ein Va„ter zu seiner vereinigten Familie kam; derjenige, an „welchem die ganze Nationalversammlung Dieselben „nach Ihrem Pallaste zurück begleitete! Bewacht von „den Stellvertretern der Nation, umgeben von einem „unzählbaren Haufen des Volks, sah man auf Ihren „erhabenen Gesichtszügen den Ausdruck der Empfin„dung und der Zufriedenheit, während man, rund um „Sie her, nichts als Freudengeschrei hörte, nichts als

„Thränen der Liebe und des Entzückens erblickte. Sire,
„weder Ihr Volk, noch Eure Majestät werden jemals
„jenen großen Tag vergessen: a) er ist der schönste Tag
„der Monarchie: b) er ist die Epoche einer ewigen Al-
„lianz zwischen dem Monarchen und dem Volke. Die-
„ser Zug ist in der Geschichte einzig: er macht Eure
„Majestät unsterblich. Ich habe diesen schönen Tag
„gesehen; und, gleichsam als wenn alles Glück für
„mich bestimmt wäre, so ist jetzt das erste Geschäfte
„der Stelle welche ich durch den Wunsch meiner Mit-
„bürger erhalten habe, dasjenige, Ihnen den Aus-
„druck ihrer Hochachtung und ihrer Liebe zu über-
„bringen!„

Der König antwortete: „Ich nehme mit Vergnü-
gen die Huldigungen meiner guten Stadt Paris an.„
Nun ging der Zug nach dem Rathhause. Vorauf zwei
Detaschementer der Bürgermiliz zu Pferde; dann kam
der königliche Wagen. Vier Officiere der Bürgermiliz
hielten die Knöpfe der Schlagthüren des Wagens. La
Fayette, als General, ritt mit seinen Adjutanten um
den Wagen her, und war bald voraus, bald hinten
nach. Die Armee der Bürgermiliz, welche er anführte,
bestand aus ohngefähr 200,000 Mann, welche mit Flin-
ten, Schwerdtern, Degen, Säbeln, Lanzen, Spießen,
Pistolen, Dolchen und Sicheln bewafnet waren, und
von dem Thore bis zum Rathhause, in einem, zwei,
drei,

a) Man bemerke, mit welcher Affektation Herr Bailly in dieser Periode das Volk vor den König setzt. Das hätte er sich, noch acht Tage früher, gewiß nicht unterstehen dürfen!

b) C'est le plus beau jour de la Monarchie! Welch ein Bombast! Wer kann diese Phrase verstehen?

drei, vier und fünffachen Range, eine doppelte Reihe machten, zwischen welcher der Zug durchging. Unter die bewafnete Bürgermiliz mischten sich Frauenzimmer, Weiber, junge Mädchen, Damen von Stande, Kapuziner, und andere Mönche, welche alle den Degen oder die Flinte schulterten, in dem Augenblicke, da der König vorbei zog. Hinter dem Range der bewafneten Bürger waren Weiber, Kinder, Greise; alle Fenster, Balkons, und sogar die Dächer der Häuser, waren mit ihnen besetzt. Alle jauchzten und schrien: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe die Nation!„ Weiber und Mädchen, in den Fenstern und auf den Balkons, warfen Nationalkokarden mit vollen Händen herab. Andere warfen Nationalbänder in die Luft, und diese Bänder, vom Winde hin und her getrieben, schlängelten sich auf mancherlei Weise, und fielen zuletzt unter das jauchzende Volk, oder wurden von den Bajonetten der Bürgersoldaten aufgefangen, welche sich dieselben nachher, in Form eines Diadems, um ihre Stirne banden. Der Pöbel, dessen Hände noch von dem Blute der Ermordeten rauchten, und der mit wüthendem Mordgeschrei, den Dolch in der einen und den Feuerbrand in der andern Hand, in den Straßen der Hauptstadt herum zog, ließ jetzo beides fallen, heiterte seine Gesichtszüge auf, und lief nun, mit dem friedlichen Palmzweige in der Hand, von allen Seiten herbei, um den ankommenden König mit Freudengeschrei zu empfangen. Niemand rief: „Hoch lebe der König!„ sondern alle waren einstimmig in dem Geschrei: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe die Nation!„

Subordination und Ordnung wurden unter dem freudetrunknen Haufen bis zum Erstaunen beobachtet.

 Ein

Ein Wink des Marquis de la Fayette war hinlänglich, um unter seiner ungeheuren Armee auch die größte Bewegung hervorzubringen, sobald er eine solche Bewegung zu befehlen für nöthig hielt. Nicht ein einziger bewafneter Bürgersoldat ist aus seiner Reihe getreten; Niemand ist von einer Seite der Straße zur andern übergegangen. Solche erstaunende Wirkungen bringt der Enthusiasmus hervor! Immer ertönte die Luft von neuem: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe Bailly! Hoch lebe la Fayette! Hoch leben die Wahlherren!„ und mit diesem Freudengeschrei mischte sich der Lärm der Trommeln und der Trompeten, und der Donner der Kanonen: denn alle Kanonen wurden abgefeuert, welche in ganz Paris, oder in der Gegend umher, vorhanden waren. Der König sah sich, ganz bestürzt, nach allen Seiten um, und wo er hin sah, da erblickte er Flinten und aufgesteckte Bajonette. Er schien es tief zu fühlen, daß man auch nicht ein einziges mal „Hoch lebe der König!„ rief. Endlich kam er am Rathhause an, stieg aus seinem Wagen, und ging zitternd die Treppe herauf, in deren Nähe der berühmte Laternenpfahl war. Auf der Treppe bot ihm Herr Bailly eine Nationalkokarde an. Mit zitternder Hand, ohne ein Wort zu sprechen, ohne sich umzusehen, bevestigte sie der König auf der Stelle an seinen Hut: er fühlte wohl, daß das Anerbieten der Kokarde ein Befehl war, dem er sich nicht widersetzen durfte. Als der König die Kokarde annahm, sagte Hr. Bailly: „Sire, „ich bitte Eure Majestät, das Zeichen anzunehmen, „woran man einen Frankreicher erkennt!„

Auf der Treppe stellte sich die Bürgermiliz in zwei Reihen, welche mit ihren gezogenen Degen den soge-

nann-

nannten stählernen Bogen machten, unter welchem der König durch gehen mußte: so wie vormals die Römer ihre Kriegsgefangenen unter dem Joche durchzukriechen zwangen. Doch sollte es diesmal eine Ehrenbezeugung seyn! Das Volk drängte sich so sehr auf den König zu, daß man anfing, für Seine Majestät besorgt zu werden. Der Prinz von Beauveau, und einige andere Herren des Hofes, gaben sich Mühe, das Volk zu entfernen: der König aber bemerkte es, und sagte: „Laßt sie machen; sie thun es aus Liebe.„ Als der König oben auf der Treppe war, nahmen ihn die Wahlherren in ihre Arme, und trugen ihn in den Saal. Nun setzte er sich auf den für ihn zubereiteten Thron. Der Saal war dicht mit Menschen angefüllt, und das Volk fiel zum Theil auf die Knie nieder. Das Geschrei fing nun aufs neue an: Beifallklatschen und Ausrufungen: Hoch lebe der König! ertönte von allen Seiten. Alle Arme waren flehend ausgestreckt, und gegen den Thron gerichtet; alle Augen vergossen Freudenthränen. Ein erhabeneres und rührenderes Schauspiel läßt sich nicht denken.

Endlich gebot man Stillschweigen. Aber kaum ward es stille, als eine Stimme aus einer Ecke des Saals rief: „Unser König! Unser Vater!„ und nun fing das Jauchzen, das Händeklatschen und das Freudengeschrei, stärker als zuvor, aufs neue an. Der König schien außerordentlich gerührt zu seyn. Hr. Bailly näherte sich dem Throne, ohne, wie es die Etikette erforderte, sein Knie zu beugen, und sagte: „Ich stelle „Euer Majestät vierzehn Wahlherren von Paris vor, „welche vor Begierde, Ihnen zu dienen, brennen, und „sich inständigst die Ehre ausbitten, Ihre Wache auf „dem Rathause seyn zu dürfen.„ Der König antwortete:

tete: „Ich nehme sie mit Vergnügen an.„ Sie zogen den Degen und umgaben den Thron. Der König bat, daß sie die Degen einstecken möchten, und sie folgten dem Befehl.

Herr Moreau de St. Mery, der Präsident, hielt hierauf folgende Rede:

„Sire„

„Welch ein Schauspiel für Frankreicher, einen „Bürger-Monarchen seinen ganzen Pomp verlassen, „und hieher kommen zu sehen, um von der Ergebenheit „seines Volks neuen Glanz zu erhalten! Ihre Geburt „Sire, hatte sie zur Krone bestimmt; aber heute sind „Sie derselben bloß allein durch Ihre Tugenden würdig „geworden. Betrachten Sie, Sire, das Volk welches „sich auf Sie zudrängt; das Volk, dessen Blicke begie„rig den Ihrigen zu begegnen suchen; das Volk, wel„ches trunken von der Freude ist, Sie zu besitzen. Und „sehen Sie, Sire, dieses ist das Volk welches man „hat verläumden dürfen!„

(Hier schüttelte der König den Kopf, und gab durch Zeichen seinen Unwillen zu erkennen. Die Zuschauer klatschten, beinahe wüthend, mit ihren Händen Beifall.)

„Gottlose Minister haben Ihnen gesagt, das „Glück der Nationen sey nicht nöthig zum Glücke der „Könige; Fürsten müssen um sich her niemand anders, „als Apostel des Despotismus dulden. Ach! Sire, „Sie haben diese verhaßten Grundsätze verworfen, „Sie sind mitten unter die muthvollen Männer gekom„men, welche Ihr Wunsch und die Wahl der Nation „bei Ihnen versammelt hatte, gleichsam um Ihrer „Seele Stärke zu geben. Und jetzo kommen sie her,

„in

„in Ihre Hauptstadt, um Ihren Unterthanen zu ver„sprechen, daß die Urheber jener verderblichen Rath„schläge, künftig nicht mehr Ihre erhabene Person „umgeben sollen, und daß die Tugend, die schon zu „lange verwiesene Tugend, Ihre einzige Stütze seyn „werde. Fügen Sie noch, Sire, zu so vielen Trium„phen, auch den hinzu, daß Sie nicht zu wissen ver„langen, ob man Ihre Kinder gezwungen hat, Ihnen „ungehorsam zu seyn. Lassen Sie Ihre Blicke nichts „anders als von der brennendsten Liebe verzehrte Un„terthanen bemerken, die mehr als jemals die Freiheit „lieben, weil Ihre Regierung die Epoche derselben seyn „wird. Ein König wie Sie, Sire, hat nicht mehr „nöthig, sich unaufhörlich jene erhabne und rührende „Wahrheit zu wiederholen, daß der Thron niemals fe„ster steht, als wenn er auf die Liebe und die Ergebenheit „des Volkes gegründet ist, und daß dem zufolge der „Ihrige unerschütterlich feste stehen wird.„

Welch eine vortrefliche, den Umständen angemessene Rede! Welche große und erhabene Wahrheiten, von einem Unterthan seinem Fürsten gesagt! und welch ein Abstand gegen die faden und süßlichen Komplimente eines Bailly! Aber Moreau de St. Mery ist ein Kreole und Bailly ein Pariser: daher der Unterschied!

Herr Ethis de Corny hielt hierauf eine Anrede an den König, die ich ebenfalls ganz hersetzen will, weil sie mit der vorigen den vollkommensten Kontrast macht, und aufs neue die taurige Wahrheit beweißt, daß ein des Despotismus gewohntes Volk für Freiheit gar keinen Sinn hat, und daß sein Patriotismus so wie sein Freiheitsgefühl sich immer entweder in empörenden Grausamkeiten oder in niedrigen Schmeicheleien endigt. Er sagte:

„Sire„

„Sire„

„Meine Herren.„

„In dem gegenwärtigen, erhabenen Augenblicke „ist der höchste Schwung der Empfindung, sind Freu„denthränen, die einzige Sprache, welche fähig wäre, „unsere Bewunderung und unsere Dankbarkeit auszu„drücken. Da ich die Ehre habe, bei diesem Bürger„rathe, dem ersten in der Welt, eine Stelle zu beklei„den; so verlange ich, daß dieser denkwürdige Tag da„durch geheiligt werde, daß man den Beschluß fasse, „**Ludwig** dem **Sechszehnten**, dem **Wiederherstel**„**ler** der **Nationalfreiheit**, dem **Wiedergeber** der „öffentlichen **Freiheit**, und dem **Vater** des **Franzö**„**sischen Volkes**, eine Bildsäule zu errichten. Ich „verlange, daß dieses Denkmal an einem Orte errich„tet werde, welcher alle künftige Zeiten an den, „zwischen dem größten Könige und dem großmüthig„sten Volke geschlossenen Liebes- und Freiheitsbund „erinnere; daß es den Patriotismus und die Stand„haftigkeit der Nationalversammlung, so wie die Er„gebenheit und die Bürgertugenden der Stadt Paris, „die reinen Grundsätze eines angebeteten Monarchen, „welcher künftig nur durch Liebe, Wohlthätigkeit und „Gerechtigkeit zu regieren beschlossen hat, verewige.„

Ein allgemeines und lautes Geschrei entstand nach dieser Rede. Einstimmig riefen alle: „Ja! Ja! „eine Bildsäule des Königs auf den Ruinen der Ba„stille!„

Der Graf **Lally-Tolendal** hielt hierauf eine vortrefliche Rede, welche alle Herzen rührte und allen Augen Thränen entlockte. Beinahe bei jeder Periode wurde er durch das lauteste Beifallklatschen unterbrochen.

Nach-

Nachdem diese Rede geendigt war, und die lauten Ausbrüche des Enthusiasmus etwas nachgelassen hatten, nahm Herr Bailly den Herrn Delavigne an die Hand, welcher auch eine Anrede an den König gehalten hatte, und stellte denselben dem Könige vor. Der König sagte: „Herr Delavigne ich habe mit Vergnü„gen angehört, was sie mir gesagt haben.„ Dann wandte sich der König zu den Umstehenden, und sagte: „Meine Herren, ich bin sehr zufrieden; ich billige die „Errichtung einer Bürgermiliz; aber Sie können mir „Ihre Zuneigung nicht besser beweisen, als wenn die „Ruhe hergestellt wird, und die Verbrecher den Hän„den der gewöhnlichen Justiz übergeben werden. Herr „Bailly, machen Sie der Versammlung meine Gesin„nungen bekannt. Es ist mir lieb, daß Sie Maire „sind, und daß Herr de la Fayette Generalkomman„dant ist.„

Herr Bailly näherte sich dem Throne, ohne sein Knie zu beugen, wandte sich dann gegen die Versammlung und sagte: „Der König trägt mir auf, Ihnen zu „sagen, daß er von der Zuneigung und der Ergeben„heit seines Volkes gerührt sey, und daß auch sein „Volk an seiner Liebe gar nicht zweifeln dürfe; daß er „die Errichtung der Pariser Bürgermiliz, meine Er„nennung zum Maire, und die Ernennung des Herrn „de la Fayette zum General, billige: aber er will, daß „Ordnung und Ruhe hergestellt, und künftig jeder Ver„brecher der Justiz übergeben werde.„

Die Versammlung antwortete durch allgemeines Beifallklatschen. Aber bald nachher riefen viele Stimmen: „Der König soll selbst sprechen! Er selbst! Er „selbst!„ Herr Bailly bat Seine Majestät einige Worte

zu dem Volke zu sagen, und sogleich rief der König vom Throne: „Ihr könnt immerdar auf meine Liebe „sicher zählen!„

Indessen verlangte das auf dem Greveplatze versammelte Volk, mit wüthendem Geschrei, den König zu sehen, und man bat daher den König in ein Nebenzimmer zu gehen, und sich am Fenster dem Volke zu zeigen. Der König stieg vom Throne herab, konnte aber durch das Gedränge nicht durch kommen. Darauf nahm ihn Herr **Vergne** bei der Hand, und sagte: „Geruhen Sie mir zu folgen, Sire, ich will Eure Ma„jestät führen.„ Mit diesen Worten führte er den König gleich neben den Thron in einen finstern und engen Gang, in welchem die Herrn des Hofes dem Könige nur sehr langsam nachfolgen konnten. Die plötzliche Einsamkeit, und die Finsterniß und Stille, nach dem schrecklichen Lärm, machte den König bestürzt. Er zog seine Hand schnell aus der seines Begleiters zurück, und zitterte. Herr **Vergne** bemerkte daß er gefehlt hatte, und sprengte plötzlich mit dem Fuße eine verschlossene Thüre ein; der König trat ins Zimmer, stellte sich in das offene Fenster, und setzte seinen, mit der Nationalkokarde gezierten Hut auf. Das entsetzliche Geschrei, welches von dem Greveplatze und von den Dächern und Fenstern der Häuser aller benachbarten Straßen bei diesem Anblicke widerhallte, kann keine Beschreibung erreichen. Es daurte so lange der König am Fenster stand, eine ganze Viertelstunde; dann gieng der König in den Versammlungssaal zurück a).

Wäh-

a) Nec deerat Otho, protendens manus, adorare vulgum, jacere oscula, et omnia serviliter pro dominatione.

TACITUS Hist. lib. 2.

Während der ganzen Zeit, da sich der König auf dem Rathhause befand, hatte sich la Fayette auf dem Greveplatze aufgehalten, um Ordnung und Ruhe zu erhalten. Nun kam er herauf, um den König abzuholen und durch das Gedränge sicher bis zu seinem Wagen zu bringen. Der König verließ den Saal, und das Volk drängte sich zu ihm, und stürzte ihm nach. Man küßte ihm die Hände, den Saum des Rockes, und einige warfen sich hinter ihm nieder, um seine Fußstapfen zu küßen. „Hoch lebe der König! Hoch lebe „der König!„ war nunmehr das allgemeine Geschrei. Auf der Treppe des Rathhauses sagte der König zu la Fayette: „Ich habe Sie gesucht, Herr la Fayette, um „Ihnen zu sagen, daß ich Ihre Erwählung zu der „Stelle eines Generalkommandanten der Pariser Bür„germiliz billige.„

Der König stieg in seinen Wagen und fuhr, mit eben der Begleitung und in eben der Ordnung, wiederum nach Versailles zurück, mit welchen er angekommen war. Ein unzählbares Volk, das vor seinem Wagen hergieng und demselben nachfolgte, machte die Luft von Freudengeschrei weit umher ertönen. Der Pöbel hatte an die Pferde, an den Wagen des Königs, und sogar oben auf die Decke desselben, eine so ungeheure Menge von Nationalkokarden bevestigt, daß der Wagen ganz damit überdeckt war. In der folgenden Nacht war in Paris eine allgemeine Illumination.

Während der Abwesenheit des Königs blieb indessen die Königin zu Versailles in einer unbeschreiblichen Unruhe, welche der ganze Hof mit ihr theilte. Sie zitterte, und wohl nicht ohne Grund, für dem Schicksale, das dem Monarchen drohte, der sich, ohne Wa-

che,

che, unter einem aufrühriſchen Haufen befand, welcher weder Achtung für die Geſetze noch für das königliche Anſehen mehr kannte. Mit Thränen hatten alle die alten Diener des Königs den Monarchen, ohne Leibwache und ohne die Zeichen ſeiner Würde, nach Paris reiſen geſehen; mit Thränen ſahen ſie ihn, mitten unter dem bewafneten Pöbel, nach der rebelliſchen, wüthenden Hauptſtadt fahren, um dort einen Aufruhr gut zu heißen und zu billigen. Endlich kam er wieder zurück. In dem Augenblicke, da ſein Wagen in das Schloß herein fuhr, ſchien die Königin aus einem tiefen Schlafe zu erwachen. Sie ſprang auf, ergriff den Dauphin, eilte, mit ihrem Kinde auf den Armen, dem kommenden Könige entgegen, und ſtürzte ſich an ſeine Bruſt, ſprachlos und halb ohnmächtig. Thränen, Thränen der Freude, floſſen aus den ſchönen Augen über ihre Wangen herab, und benetzten das Geſicht des Monarchen, welcher, von dem was er in Paris geſehen, gehört und gethan hatte, noch ganz betäubt, ſie, ohne ein Wort zu ſprechen, umarmte, und an ſein klopfendes Herz drückte.

Während ſich ganz Paris und Verſailles über die hergeſtellte Ruhe freute, und über die herrlichen Ausſichten in die Zukunft, welche Friede und Einigkeit, Glück und Wohlſtand unter der Regierung der Freiheit, verſprach; während der König ſelbſt die Krone des Deſpotismus von ſeinem Haupte nahm, und den Hut der Freiheit an ihre Stelle ſetzte; während er den eiſernen Zepter, mit dem er vorher regiert hatte, wegwarf, und den Oelzweig ergriff: während dieſer Zeit machte die Bosheit, im Finſtern, den Plan, das Glück ſo vieler Millionen zu vernichten. Ein Unmenſch wollte die

kaum

kaum aufkeimende Freiheit in ihrer Blüthe zertreten; ein Unmensch, dessen ganzes Leben eine ununterbrochene Reihe aneinander geketteter und ineinander verflochtener Schandthaten gewesen war; ein Mann, der wegen Diebstahl, Mord, Ehebruch, Verführung, Unterdrückung der Unschuld, Bestechung der Richter, schon vor so vielen Gerichten angeklagt, und allemal losgesprochen worden war; ein solcher Mann wollte sein schändliches Leben damit krönen, daß er die Bastille wieder eroberte. Ungeduldig den Mann zu kennen, um ihm Deine ganze Verachtung zu schenken, fragst Du Leser! wie er heisse? — — Du fragst? — — Sollte es denn mehr als Ein solches Ungeheuer unter den Menschen geben? und Eines kennst Du doch? — — Du kennst doch **Caron von Beaumarchais**! Dieser wars; und wer sollte es sonst seyn!

Peter Augustin Caron von Beaumarchais, ist wegen der unglücklichen Berühmtheit welche seinem Namen überall nachfolgte, ein sehr merkwürdiger Mann. Er ist zu merkwürdig, und hat in Frankreich, seit vierzig Jahren, eine zu große Rolle gespielt, zu großen Einfluß in alle Staatsgeschäfte gehabt: als daß ich eine Geschichte der Französischen Revolution schreiben könnte, ohne seiner und der Rotte von Bösewichtern (der Ausdruck ist noch viel zu gelinde für solche Menschen), an deren Spitze er steht, Erwähnung zu thun. „Er ist, sagt **Bergasse**, ein Mann, dessen ganzes Leben ein beständiges Verbrechen gegen die Sitten und gegen die Rechtschaffenheit gewesen ist; ein Mann der Antheil an allen Geschäften, an allen Unternehmungen gehabt hat, um dieselben zu seinem eigenen Vortheile zu mißbrauchen; ein Mann, welcher

„nie-

„niemals andere Mittel gekannt hat, sein Vermögen
„zu erhalten oder zu vergrößern, als Intriguen, Spio-
„niren, Angeben und Betrügen. Er ist niederträch-
„tig wenn er beim Kriechen seinen Vortheil findet;
„frech, wenn er seine Maaßregeln genommen hat, und
„nichts zu befürchten zu haben glaubt; er ist beleidi-
„gend gegen seine Obern, wenn er hoft etwas von
„ihnen ertrotzen zu können; und er verkauft sich wie-
„derum seinen Obern, wenn er ihre Gunst nöthig hat.
„Sein ganzes Leben hat er mit Betrügen und Verfüh-
„ren hingebracht, und seine Existenz, welche sich durch
„einen auf die schändlichste Weise erworbenen Reich-
„thum auszeichnet, beweist mehr als irgend etwas
„anders, wie groß der Verfall unserer Sitten ist a).

Peter Augustin Caron ist der Sohn eines Uhr-
machers. Er wurde, zu Paris, im Jahre 1723 oder
1725 gebohren. Bis in sein dreißigstes Jahr war er
Uhrmachergeselle, und arbeitete in der Werkstätte sei-
nes Vaters. Im Jahr 1755 verkaufte Caron der Va-
ter eine Uhr, an eine gewisse Madame Francquet.
Diese Uhr gieng sehr unrichtig, und wurde beinahe alle
Wochen zum Ausbessern zurück geschickt, und Caron
der Sohn (der jetzige Beaumarchais) pflegte nach dem
Ausbessern die Uhr der Madame Francquet zurück zu
bringen. Die Erziehung des jungen Caron war sehr
vernachlässigt worden, aber er zeigte sehr früh ein vor-
zügliches Talent zur Intrigue. Vermöge dieses Talen-
tes wuste er sich, ob er gleich nur ein Uhrmachergeselle
war, bei Herrn und Madame Francquet einzuschmei-
cheln. Herr Francquet war ein reicher Mann, seine
Frau

a) Mémoire pour le Sieur Kornmann, p. 47

Frau eine schöne und tugendhafte Dame; und Caron, welcher eine solche Gelegenheit schon lange gesucht hatte, machte den Plan das Zutrauen des Mannes zu gewinnen und die Frau zu verführen. Beides gelang ihm. Herr Francquet besaß zwei Landhäuser bei Paris, wovon das eine den Namen Beaumarchais, und das andere den Namen Verlegrand hatte. Nach dem letztern Hause gieng Herr Francquet sehr oft. Am 30ten December 1755 reiste er dahin, mit dem Vorsatze, erst nach dem neuen Jahre wiederum zurück zu kommen. Beaumarchais reiste, am 2ten Januar 1756, zu Pferde nach Verlegrand, um Herrn Francquet zu besuchen. Er verließ Paris um zehn Uhr des Nachts. Um zwei Uhr des Morgens klopfte er an der Thür des Schlosses, und sagte dem Thürhüter, welcher ihm öfnete, er wollte Herrn Francquet nicht aufwecken, sondern sich in ein kleines Kabinett niederlegen, das ihm bekannt war. Am folgenden Morgen erscheint Herr Francquet nicht, der sonst frühe aufzustehen pflegte. Man geht herauf nach seinem Zimmer; man findet die Thüre halb offen, und den Herrn Francquet auf der Erde liegend, todt, den Mund und die Nase voll Blut, woraus man schloß daß er an einem Blutsturze gestorben seyn müsse, welcher ihn schnell überfallen, und ihn verhindert habe um Hülfe zu rufen. Beaumarchais kam nach Paris zurück, wohnte bei Madam Francquet und übernahm es, die Papiere ihres verstorbenen Mannes in Ordnung zu bringen. Er gab ihr auch die Mittel an, wie sie es anfangen müsse um die Erben ihres Mannes zu betrügen. Nun heurathete Caron die Wittwe, und nahm, von dem Gute welches er mit ihr erhielt, den Namen Beaumarchais an. Madame Francquet lebte mit

ihrem

ihrem Manne sehr unglücklich, und starb, am 25ten September 1757, ein Jahr nach ihrer Verheurathung, plötzlich an einer heftigen Kolik. So wurde der Uhrmachergeselle Caron in Zeit von zwei Jahren ein reicher Mann, mit einem adelichen Namen. Bald nachher heurathete er zum zweitenmal eine sehr reiche Frau, aber sie starb eben so schnell als die erste, und Beaumarchais erbte. Er heurathete zum drittenmal, und auch diese Frau starb, in Zeit von einem Jahre, plötzlich, wodurch Beaumarchais abermals in den Besitz eines großen Vermögens gesetzt wurde.

Im Jahr 1764 fiel die Geschichte vor, welche den Namen Beaumarchais zuerst über ganz Europa bekannt gemacht hat, und deren Hauptumstände folgende sind. Beaumarchais hatte zwei Schwestern, welche in Madritt erzogen worden waren und dort lebten. Eine derselben war von einem Spanier, Namens Clavicho verführt, und nachher verlassen worden. Beaumarchais reiste nach Madritt, um den Spanier zu zwingen seine Schwester, welche dieser entehrt hatte, zu heurathen. Er zeigte bei dieser Geschichte sehr viel Muth und Gegenwart des Geistes: aber Clavicho war ein so schlechtdenkender und zugleich so feiger Mann, daß Beaumarchais ihn weder dazu bewegen konnte seine Schwester zu heurathen, noch sich mit ihm zu schlagen. Im Jahr 1774 wurde Beaumarchais wegen Bestechung der Richter angeklagt. Er führte darüber einen langen Prozeß den er gewann. Nachher erschien er als Schriftsteller und schrieb kleine Operetten. Die Regierung bediente sich seiner, um ihn nach England und nach andern Ländern zu senden, so oft jemand heimlich zu entführen, oder sonst ein Streich auszuführen war, welcher

cher heimlich bleiben sollte, und dessen Ausführung einen Mann erforderte, der weder Sitten noch Gewissen hatte. In dem Amerikanischen Kriege gewann Beaumarchais ungeheure Summen. Er pachtete von der Regierung die Lieferung der Kriegsmunition nach Amerika, und lieferte die allerschlechteste, verdorbenste Waare, welche er sich sehr theuer bezahlen ließ. Zu der Zeit da Colonne Finanzminister war, wurde Beaumarchais einer der vorzüglichsten Papierwucherer, und gewann dadurch abermals sehr viel, weil Niemand die feinen Kunstgriffe und Betrügereien, welche dieses Spiel erfordert, so gut verstand als er.

Im Jahr 1787 wurde er, von dem Banquier Kornmann zu Paris, wegen Ehebruch und Verführung angeklagt. Herr Kornmann lebte zu Strasburg und war im Besitze eines beträchtlichen Vermögens. Im Jahr 1774 heurathete er Mademoiselle Fäsch, von Basel in der Schweiz, ein liebenswürdiges, reiches, junges Frauenzimmer. Bald nachher gieng Herr Kornmann nach Paris, und lebte daselbst sechs Jahre lang mit seiner Frau sehr glücklich. Im Jahr 1779 machte er die Bekanntschaft des Herrn Daudet, ersten Syndiks der Stadt Strasburg. Dieser Daudet war ein verdorbener Mann, ohne Religion, ohne Moral, ohne Grundsätze. Schon in seiner Jugend hatte sich sein Vater genöthigt gesehen ihn ins Gefängniß setzen zu lassen, um ihn vor der Strafe zu retten; aber kaum war er wieder frei, als er auch schon seine Betrügereien und seine Ausschweifungen fortsetzte. Im Jahr 1770 war er, unter dem angenommenen Namen eines Grafen von Laubergen, zu Neuschatel in der Schweiz, verführte daselbst die Weiber und bestahl die Män-

ner a), endlich aber wurden seine Betrügereien entdeckt, er ward, wegen eines falschen Wechselbriefes, angehalten, und entgieng nur durch eine schnelle Flucht der Todesstrafe. Mit diesem Manne wurde Madame Kornmann bekannt. Er in alle geheime Kunstgriffe der feineren Verführungskunst eingeweiht; sie eine junge, noch unerfahrne Dame: da war es denn kein Wunder, daß er seinen schändlichen Zweck bei ihr sehr bald erreichte. Sie verließ ihren Mann und ihre Kinder, um Tage und Nächte mit Daudet zuzubringen. Daudet liebte die Kornmann nicht; aber er erhielt von ihr die großen Summen, welche er nöthig hatte, um seine Ausschweifungen mit Mädchen aus der niedrigsten Klasse fortzusetzen. Kornmann erfuhr endlich die Aufführung seiner Frau und verbot dem Verführer ferner sein Haus zu besuchen; aber Daudet kam dennoch, Madame Kornmann nahm seine Parthie gegen ihren Mann, und dieser hatte nunmehr, in seinem eigenen Hause, keinen ruhigen Augenblick. Vorstellungen, Bitten und Zureden waren vergeblich, und Daudet vergaß sich zuweilen in unbesonnenen Reden so weit, daß er Herrn Kornmann drohte, er wollte ihn umbringen. Dieser sah daher kein anderes Mittel sich Ruhe zu verschaffen, als

a) Im Jahr 1770 schrieb Daudet, von Neuschatel, an seinen Freund zu Paris folgende Worte: J'ai inspiré la passion la plus vive à cette jeune tête (Madame de F.) qui est toute émerveillée de voir un François galant, car les Neubourgois sont rustics avec les femmes. Si tu pouvois assassiner son mari, agé de 50 ans, qui est à présent à Paris, & qui a 1,500,000 de bien, elle m'épouseroit demain. Moi je ne suis pas amoureux, & je suis tout surpris de voir mes succès.

Lettres de Daudet. 4. p. 49.

als seine Frau bei dem Polizeilieutenant Herrn le Noir zu verklagen. Daudet verreiste nun auf eine kurze Zeit, in Geschäften des Prinzen von Nassau, unterhielt aber eine Korrespondenz mit der Kornmann. Die Briefe wurden aufgefangen, Herr Kornmann erhielt einen Verhaftbrief von dem Minister, und Madame Kornmann wurde nach einem Kloster gebracht, ohne daß irgend Jemand, außer ihrem eigenen Manne, wuste wo sie hingekommen war. Sie gestand nunmehr, daß sie von Daudet schwanger sey. Unvermuthet und unerwartet schreibt jetzo **Beaumarchais** an den Advokaten des Herrn Kornmann, Herrn **Turpin**, einen sehr insolenten Brief, in welchem er sagt, er nehme Madame Kornmann in seinen Schutz, und er verlange, daß Herr Kornmann seine Frau sogleich wieder frei lasse und zu sich nehme: wo nicht, so würde er seine Feder und seinen Kredit anwenden, um Kornmann zu Grunde zu richten. Kornmann war hierüber sehr bestürzt; er kannte Beaumarchais nicht, und hatte ihn nie gesehen; er konnte daher nicht begreifen wie es zugehe, daß sich dieser in seine Familienangelegenheiten mische. Er geht zu le Noir und beklagt sich. Le Noir antwortet: Beaumarchais sey ein Bösewicht, aber ein sehr gefährlicher Bösewicht, denn durch seinen Verstand, und durch die Kunst zu belustigen und zu verführen, habe er sich überall Anhänger verschaft, und es werde ihm nichts leichter, als gegen Jeden der ihm mißfalle, eine Verschwörung anzufangen, und demselben gefährlich zu werden. Er selbst fürchte ihn, und überdies wisse er, daß Beaumarchais sich vorgenommen habe, Madame Kornmann auf alle Weise zu beschützen, und da er mit zwei Parlamentsgliedern sehr vertraut um-

gehe, und zwar mit zweien, die beide einen sehr großen Einfluß auf die übrigen hätten: so möchte es wohl der Klugheit nicht gemäß seyn gerichtlich gegen ihn zu verfahren. Was das uneheliche Kind betreffe, mit welchem Madame Kornmann jetzo schwanger gehe: so nehme er (le Noir) es über sich, nach ihrer Niederkunft dieses Kind zu entfernen (de le faire disparoitre) er habe schon mehr als zweihundert Kinder entfernt, und wisse schon wie er sich in einem solchen Falle zu verhalten habe. Daudet war indessen zurück gekommen, und Kornmann verlangte, daß er in Verhaft genommen werden solle, um über die Juweelen der Madame Kornmann, welche er mit sich nach Holland genommen hatte, Rechenschaft abzulegen. Le Noir schlug diese Bitte, aus sehr sonderbaren Gründen ab a). Indessen erlaubte le Noir, daß Daudet und Beaumarchais die Madame Kornmann in ihrem Kloster täglich besuchten, mit ihr ein geheimes Verständniß unterhielten, und verhinderten, daß sie sich nicht mit ihrem Manne aussöhnte. Sie war in dieses Kloster gebracht worden, damit sie, von ihrem Verführer entfernt, in der Einsamkeit Zeit haben möge über ihr voriges Leben nachzudenken: und statt dessen fand sie an diesem Orte Gelegenheit zu noch größeren Ausschweifungen. Le Noir selbst; der Handhaber der Gerechtigkeit, der Polizeilieutenant le Noir, hatte sich in Madame Kornmann ver-

a) Qu'une févérité de ce genre, en pareil cas n'étoit plus dans nos moeurs; que s'il falloit arrêter tous les hommes, qui dans Paris vivent avec les femmes des autres, on feroit bientot contraint de s'affurer des trois quarts de la ville.

verliebt, sie verführt, und besuchte sie täglich in ihrem Gefängnisse. Kornmann erfährt dieses, und bittet sich von den Ministern zu Versailles die Erlaubniß aus seine Frau wiederum zu sich nehmen zu dürfen; aber diese Erlaubniß wird ihm abgeschlagen. Le Noir und Beaumarchais nehmen die Madame Kornmann aus dem Kloster, in welchem sie sich befindet, und bringen sie, unter dem Vorwande, daß das Kloster zu ihrer Niederkunft kein bequemer Ort sey, an einen andern Ort, in ein Privathaus, wohin Kornmann keinen Zutritt hat. Daudet, Beaumarchais und le Noir mißbrauchen die Gewalt der Justiz um einen Mann seiner Frau zu berauben, um das unglückliche Schlachtopfer ihrer Verführung ganz in ihre Gewalt zu bekommen, und sie den Bitten, Vorstellungen und Zureden ihres Mannes, ihrer Verwandten, und aller Wohldenkenden zu entrücken!

Mit der Verführung der Frau waren aber diese Bösewichter nicht zufrieden; sie wollten auch den Mann zu Grunde richten, und leider! gelang es ihnen. Kornmann war Banquier, und sie untergruben seinen Kredit. Sie streuten heimlich aus, er würde sich nicht lange mehr halten können, er würde bald bankerott werden, und dergleichen mehr. So vielen Anfällen konnte Kornmann nicht widerstehen; mit einer Bilanz deren Aktives das Passive um eine ganze Million Livres übertraf, sah er sich genöthigt seine Zahlungen einzustellen. Durch Beaumarchais und Daudet machte Madame Kornmann bald eine neue Bekanntschaft; Die Bekanntschaft des Kardinals von Rohan, und an ihm erhielt Kornmann einen neuen Feind. Zu eben dieser Zeit kam Beaumarchais zu Herrn Kornmann, um ihn

zu

zu zwingen gewisse Artikel zu unterschreiben, welche eine Art von Vergleich mit seiner Frau seyn sollten, und als Kornmann sich weigerte den Beaumarchais zum Schiedsrichter zwischen sich und seiner Frau anzunehmen, antwortete dieser: „Vergessen Sie nicht, daß „Peter Augustinus Caron de Beaumarchais sie zu „Grunde richten wird a). Bald nachher wurde Herr Kornmann in seinem eigenen Hause vergiftet: aber die Dosis war nicht stark genug; er schlief sechs und dreißig Stunden an einem fort, erwachte dann, war einige Tage krank, und erholte sich wieder. Kornmann reiste einige Wochen nach Spaa, um seine Gesundheit herzustellen, und nach seiner Rückkunft fand er, daß Beaumarchais, während seiner Abwesenheit, sich einer ihm zugehörigen Summe von 900,000 Livres bemächtigt, falsche Zeugen gedungen, und einen Kriminalprozeß gegen ihn angefangen hatte. Le Noir mißbrauchte sein ganzes Ansehen, und alle Mittel welche er, als Polizeilieutenant in Händen hatte, dazu, den Herrn Kornmann zu verfolgen, und an einem finstern Abend wurde Kornmann, vor der Thüre seines Hauses, von einem Manne (wahrscheinlich von Beaumarchais selbst) angegriffen und mit einer Pistole auf ihn geschossen. Der Schuß durchlöcherte die Hutform an zwei Stellen, traf aber, zum Glücke, den Kopf nicht. Dies ist eine getreue Schilderung Beaumarchais, des Mannes, der die Bastille wieder erobern wollte!

Am 18ten Julius kam Herr Soules, welchem der Marquis de la Salle, wie ich oben erzählt habe, nach Ein-

a) Souvenez-vous, que Pierre Augustin Caron de Beaumarchais vous perdra.

Einnahme der Bastille, das Kommando über diese Festung übertragen hatte, auf das Rathhaus, und stattete von demjenigen was seit dieser Zeit vorgefallen war Bericht ab.

Nach der Einnahme der Bastille war die Freude über diese unerwartete Eroberung, und die Wuth gegen die Gefangenen, unter dem Volke so groß, daß der ganze Haufe nach dem Greveplatze zurück gieng, ohne daß Jemand darauf dachte eine Besatzung in die Festung zu legen, um dieselbe gegen einen unvermutheten Angriff zu vertheidigen. Die Bastille blieb daher einige Stunden lang ganz leer, und nichts wäre für die um Paris versammelten Truppen leichter gewesen, als sie wieder einzunehmen. Daß dieses nicht geschah, daß auch nicht einmal ein Versuch dazu gemacht wurde, bleibt unbegreiflich: Herr Soules sagte: „Nachdem ich zum „Kommendanten der Bastille ernannt worden war, be„gab ich mich nach dem Distrikte von St. Paul, und „verlangte Mannschaft, zur Besatzung dieser Festung. „Herr Turiot de la Roziere antwortete, er könne „mir die verlangten hundert Mann nicht geben, denn „es fehle ihm selbst an Mannschaft um die Posten sei„nes Distrikts zu besetzen. Ich schickte indessen Herrn „Desfontaines nach der Bastille, um Nachricht ein„zuziehen, und zu erfahren in welchem Zustande sich „die Festung befinde. Er kam zurück und sagte, nicht „ein einziger Bürgersoldat finde sich in derselben, „aber ungefähr hundert und funfzig französische Gar„disten, unter dem Kommando des Chevalier de Lai„zert, welcher aber selbst nur die Uniform eines ge„meinen Soldaten trage; übrigens seyn die Truppen „im Anmarsche, und mit Besetzung der Festung dürfe

„kei=

„keine Zeit verloren werden, wenn dieselbe nicht wie-
„der erobert werden sollte. Als ich diese Nachricht
„hörte befürchtete ich gleich Verrätherei: Ich nahm
„daher, in Gesellschaft des Herrn Desfontaines, bei
„den Beckern der Straße St. Antoine, alles Brodt,
„welches wir daselbst fanden, und eilte dann mit ihm
„nach der Bastille. Es war am 15ten Julius, des
„Morgens um ein Uhr. Ich verlangte den Chevalier
„de Laizert zu sprechen, zeigte ihm meine Vollmacht,
„und ersuchte ihn, mir das Kommando der Bastille ab-
„zutreten. Der Chevalier schlug meine Bitte ab, und
„sagte, er habe sich, mit einem Theil seiner Kompagnie,
„in Besitz der Festung gesetzt, und er würde nie zuge-
„ben daß er abgesetzt werde. Ich fragte ihn, von wem
„er Vollmacht habe, und für wen er den Platz besetzt
„hielte? Er antwortete: Vollmacht habe er von Nie-
„mand, den Platz halte er für sich selbst und für das
„gemeine Beste besetzt, und er sey gesonnen die Festung
„bis auf das äußerste zu vertheidigen. Ich gieng
„hierauf mit Herrn Desfontaines wiederum aus der
„Bastille heraus, um mich mit ihm zu berathschlagen,
„was in einem so kritischen Zeitpunkte zu thun sey, da
„man vermuthe, daß die Truppen anrücken, und da
„Herr de Laizert sehr verdächtig scheine, indem er
„keine Vollmacht habe. Das Resultat unserer Be-
„rathschlagung war, Jemand nach dem Rathhause, und
„andere Personen nach den Thoren St. Antoine und
„St. Martin zu senden, um zu recognosciren und die
„Truppen zu beobachten. Diese kamen zurück, und
„sagten: die Furcht vor dem Anmarsche der Truppen
„sey ungegründet, und der gegebene Allarm ein falscher
„Lärm gewesen. Nun war ich durch diese Nachricht

ruhi-

„ruhiger geworden, und beschloß den Anbruch des Ta=
„ges abzuwarten, um mich in Besitz der Bastille zu
„setzen. Herrn Desfontaines gab ich den Auftrag alle
„vorbei passirende Patrouillen der Bürgermiliz anzu=
„halten, und so viele Soldaten zurück zu behalten, als
„nur immer bleiben wollten, um die Vestung von außen
„zu bewachen.„

„Um drei Uhr des Morgens forderte ich Herrn de
„Laizert, in Gegenwart des Herrn Desfontaines auf,
„mir das Kommando der Vestung zu übergeben. Er
„schlug es ab. Darauf ließ ich Lärm trommeln, und
„versammelte die Garnison im inneren Schloßhofe.
„Ich las meine Vollmacht laut vor, und fragte die
„Gardisten: ob sie dem Bürgerrathe der Stadt Paris
„gehorchen wollten, oder dem Chevalier de Laizert?
„Sie antworteten einstimmig: „Der Stadt, der Stadt
„„wollen wir gehorchen, und wir erkennen Sie, Herr
„„Soules, für den Kommendanten der Vestung!„
„Wegen dieser Antwort machte Herr de Laizert den
„Soldaten heftige Vorwürfe, und seine Vorwürfe
„schienen auf die Gemüther der Soldaten, welche dem
„Herrn de Laizert sehr ergeben waren, Eindruck zu ma=
„chen. Da ich dieses bemerkte: so hielt ich dafür, der
„Chevalier könnte uns sehr nüzlich werden, wenn er
„sich entschließen wollte, auf die Seite der guten Sache
„zu treten. Ich bat ihn daher zu bleiben, und sagte
„ihm, daß wenn der beständige Ausschuß für gut fän=
„de, ihm das Kommando der Vestung zu übergeben,
„ich ihm dasselbe mit Vergnügen abtreten würde, in=
„dem ich weiter nichts wünsche, als dem gemeinen
„Wesen nüzlich zu seyn. Um ihm zu beweisen, daß es
„mir würklich Ernst sey, schickte ich sogleich den Graf

„von

„von Piquod Sainte Honorine, einen der Wahl„herren, nach dem Rathhause, um mir hierüber Be„fehle auszubitten. Er kam gegen neun Uhr zurück, „aber ohne Antwort, weil der Ausschuß zu sehr be„schäftigt gewesen war. Nunmehr stieg ich auf die „Thürme, um den Zustand der Vestung zu untersuchen. „Zu meinem großen Erstaunen fand ich, daß keine von „den Kanonen geladen war, und daß kaum vierzig „Pfund Pulver in der Vestung vorräthig waren; so „daß während der Nacht ein kleiner Haufe Soldaten „die Vestung hätte einnehmen können. Ich bezeugte „hierüber dem Graf Piquod Sainte Honorine, welcher „mich begleitete, meine Verwunderung, bat ihn das „Kommando über diese Kanonen zu übernehmen, und „alle Posten mit Schildwachen zu besetzen, welches „auch dieser tapfere Wahlherr sogleich that. Dann „gieng ich herunter in die Vestung, um auch dort Un„tersuchungen anzustellen, und da fand ich, zu meinem „großen Erstaunen, den Herrn Beaumarchais, wel„cher, mit dem Herrrn de Laizert, aus einem unter„irrdischen Gange hervor kroch. Ich fragte Herrn „Beaumarchais: was er da mache? Er antwortete: „ich bin hier bei dem Kommendanten der Vestung. „Nachdem ich ihm aber gesagt hatte, daß ich der Kom„mendant wäre, entschuldigte er sich, und sagte, er „habe über etwas mit mir zu sprechen. Der Cheva„lier de Laizert behauptete hierauf; Er sey Kommen„dant der Vestung. Dadurch sah ich mich genöthigt „abermals Lärm trommeln zu lassen, um mich in mei„nem Kommando bestätigt zu sehen. Nachdem dieses „geschehen war, bat ich Herrn de Laizert die Vestung „zu verlassen, indem ich, nach einem solchen Betragen, „nicht

„nicht zugeben könne, daß er länger sich darin aufhalte. „Er aber, weit entfernt einzusehen wie schonend ich „ihn behandele, that einen Sprung nach der Fahne, „und sagte, er wolle sie wegnehmen, aber die Gar= „disten hielten ihn mit Gewalt zurück. Ich bat, daß „man ihn weder verletzen noch beschimpfen möchte, „und auf meine Bitte ließen ihn die Soldaten los.„

„Kaum war er frei, so kam er auf mich zu, und „sagte: wir müssen durch die Spitze des Degens ent= „scheiden wer Kommendant seyn solle. Ich antworte= „te, daß ich zu jeder andern Zeit diese Ausforderung „annehmen würde, daß ich aber, als Kommendant ei= „ner für die Stadt Paris so wichtigen Festung, mein „Leben nicht anders als für die Sicherheit der Stadt „selbst in Gefahr setzen könne. Ich rieth ihm sich weg= „zubegeben, damit nicht das Volk seine Aufführung „erfahre, und ihn vielleicht nicht so sanftmüthig be= „handele, als ich gethan hätte, ohne daß ich alsdann „im Stande seyn würde ihn zu retten. Die umstehen= „den Officiere gaben dem Chevalier denselben Rath. „Hierauf stimmte er seinen Ton herab, und bat mich, „ihn durch ein Detaschement nach Hause begleiten zu „lassen. Ich bewilligte seine Bitte, um seiner Sicher= „heit willen. Nachdem Herr de Laizert wegge= „gangen war, wandte ich mich an Herrn Beau= „marchais, und fragte ihn abermals: was er hier „suche? Er antwortete: „Die Menschlichkeit habe ihn „„hieher getrieben; er habe gehört daß man die Ve= „„stung schleifen wolle: nun seyn aber die Mobilien „„der Madame de Launay noch vorhanden, er befürch= „„te, das Volk möchte diese Effekten plündern, und er „„sey gekommen, um den Kommendanten zu bitten,

„„daß

„„daß er dieser unglücklichen Dame erlauben möchte
„„das ihr Zugehörige abholen zu lassen.„ Ich sagte:
„ohne einen Befehl von dem beständigen Ausschusse
„könne ich seine Bitte nicht erfüllen. Hierauf begab
„er sich weg, mit einer Leibwache, welche er mit sich
„gebracht hatte.„

„Nun glaubte ich im ruhigen Besitze der Vestung
„zu seyn, als sich ein neuer Umstand ereignete, wel=
„cher beinahe großes Unglück verursacht hätte. Herr
„Bottetidou, ein Adjutant des Marquis de la Salle,
„kam, um zwei Uhr, mit 200 Mann Bürgersoldaten
„vor das Thor der Bastille und verlangte mit dem
„Kommendanten zu sprechen. Ich gieng herunter, und
„er übergab mir eine, von dem Marquis de la Salle
„unterzeichnete Vollmacht, vermöge welcher Herr de
„Bottetidou bevollmächtigt war, das Kommando der
„Bastille zu übernehmen. Ich war über eine so son=
„derbare Vollmacht ganz erstaunt, und zeigte dem
„Herrn Bottetidou, welcher sich sehr höflich betrug,
„meine eigene Vollmacht. Ich berief die Officiere der
„Garnison zusammen, sie berathschlagten sich mit den
„Officieren der Bürgermiliz, und das Resultat dieser
„Berathschlagung war, daß wir beide, Herr Botteti=
„dou und ich, uns nach dem Rathhause begeben soll=
„ten, um uns Erklärung über diese zwei, sich einander
„widersprechenden Befehle auszubitten. Der Marquis
„de la Salle entschuldigte sich gegen mich, wegen eines
„Irrthums, an welchem nur die Menge und Verwir=
„rung der Geschäfte Schuld sey, und bestätigte mich
„in meinem Kommando.„

„Während meiner Abwesenheit war der Pöbel in
„die Vestung eingedrungen, und als ich zurück kam
„fand

„fand ich mehr als zehntausend Menschen in derselben,
„die alles plünderten und verheerten. Ich ließ das
„äußere Thor zuschließen und die Brücke aufziehen,
„aber die eingeschlossene Menge war so groß, daß ich
„mich genöthiget sahe zu befehlen, daß man die Brücke
„wiederum niederlassen solle. Ich stellte Schildwachen
„an die Thore, um zu verhindern, daß keine Papiere
„weggetragen würden, und allmählich wurde die Ve-
„stung wieder leer. Um drei Uhr des Morgens, am
„16ten Julius, begab ich mich aus der Vestung, auf
„die erste Brücke, um zu recognosciren. Ich schrieb an
„den beständigen Ausschuß einen Brief, worin ich
„demselben von meiner Schwäche Nachricht gab, und
„um Verstärkung und Verhaltungsbefehle bat. Wäh-
„rend ich schrieb wurde ich von einer vorbeigehenden
„Patrouille angerufen. Der Officier der Patrouille
„verlangte in der Bastille zu patrouilliren. Ich kannte
„den Mann nicht, und da ich nicht zugeben konnte,
„daß eine Patrouille in die Vestung komme, welche
„stärker war als die ganze Besatzung: so antwortete
„ich ihm, hier komme Niemand herein, und der Kom-
„mendant einer Vestung habe allein zu befehlen, wer
„darin patrouilliren solle. Der Officier verlangte
„meine Vollmacht zu sehen. Ich wies ihm dieselbe.
„Er sagte, dieses Papier sey ein bloßer Wisch, nahm
„mich mit Gewalt weg, und führte mich nach seinem
„Distrikte, ob ich gleich verlangte vor den beständigen
„Ausschuß gebracht zu werden, welcher mir meine
„Vollmacht gegeben hatte. Sobald ich in dem Di-
„strikte angekommen war, wurde die Sturmglocke ge-
„läutet, gleichsam als wenn der Feind schon vor den
„Thoren wäre, und alles was vorgefallen war, wurde

„zu

„zu Protocoll genommen. Einige Schwindelköpfe im
„Distrikte wollten mich mit Gewalt schuldig finden.
„Obgleich niemand vorhanden war, der auch nur Kla-
„ge gegen mich geführt hätte; und obgleich die Wahl-
„herren des Distrikts selbst mich frei sprachen: so wurde
„ich dennoch in einen Miethwagen gesetzt, und als ein
„des Verbrechens der beleidigten Nation Schuldiger,
„durch eine ungeheure Volksmenge geführt, welche
„sich durch das Läuten der Sturmglocke versammelt
„hatte. Ich saß da, im Wagen, als ein Verbrecher,
„und bei mir drei bewaffnete Soldaten, welche mich
„bewachten: hinter dem Wagen, vor demselben, und
„um denselben her, eine zahlreiche Soldatenwache.
„Von Zeit zu Zeit hörte ich das Volk neben mir aus-
„rufen: „Es ist der zweite Gouverneur der Bastille!
„„Der zweite Gouverneur der Bastille!„ Nachdem
„ich auf dem Greveplatze angekommen war, hörte ich,
„daß man sich berathschlagte, ob man mich henken,
„oder ob man mir den Kopf abschlagen solle? und bald
„nachher setzten mir zwei Bürgersoldaten, durch den
„Schlag des Wagens, die Spitze des Degens auf die
„Brust a). In diesem Augenblicke erschienen la Fa-
„yette und de la Salle. Der erste bat mich auszustei-
„gen, nahm mich bei der Hand, und sagte zu dem
„versammelten Volke: „Wenn ihr zu dem von euch
„„selbst gewählten Ausschusse kein Zutrauen habt; so
„„wählt einen andern: habt ihr aber Zutrauen; so
„„folgt seinen Befehlen. Thut ihr dieses nicht: so lege
„„ich meine Stelle nieder. Diesen Augenblick habe
„„ich ein Unglück verhütet, und den Abbe Cordier ge-

„„ret-

a) Cuncta ferit dum cuncta timet. *Lucan.*

„„rettet. Jetzo aber ist der Irrthum noch unverzeih-
„„licher; denn der Mann, welchen ihr hieher bringt,
„„ist Herr Soules, den ich kenne, und von welchem
„„ich schon lange weiß, daß er ein wahrer Freund der
„„Freiheit ist.„ Nach dieser Anrede ließen sie mich
„sogleich los. Der Marquis de la Salle näherte sich
„mir, und übergab mir, unten an der Treppe des
„Rathhauses, in Gegenwart einer unzählichen Menge
„Volks, welches den ganzen Platz anfüllte, meinen De-
„gen zurück. Ich habe aber dessen ungeachtet meine
„Vollmacht zurück gegeben, und verlange kein Kom-
„mando mehr, weil keine Subordination mehr vorhan-
„den ist, und weil die Patrouille eines Distrikts sich an-
„maßt einen Kommendanten von seinem Posten weg-
„zunehmen, ungeachtet er mit einer Vollmacht von der
„Stadt versehen ist. Ich verlange, wegen der mir
„angethanen öffentlichen Beschimpfung Satisfaktion.„

Diese Rede machte großen Eindruck, aber die Menge der Geschäfte verhinderte die Wahlherren die Bitte des Herrn Soules auf der Stelle zu gewähren. Herr Picard übergab dem Ausschusse der Wahlherren, im Namen der Soldaten der französischen Garde, eine Bittschrift. Die Soldaten beklagten sich über ihre Officiere. Diese sind, sagen sie, unsere und der Nation gefährlichsten Feinde; diese haben, durch die verstelltesten Liebkosungen und durch die frechsten Lügen, uns zu verhindern gesucht den Aufwallungen unseres Herzens zu folgen, durch welche angetrieben, wir die Pflichten der Staatsbürger zu Vertheidigung des Vaterlandes erfüllen wollten; sie haben sich geweigert sich an unsere Spitze zu stellen und uns anzuführen, zu einer Zeit wo die Hauptstadt und die ganze Nation

in

in Gefahr stand; sie haben, von den Häuptern der aristokratischen Tyrannei, deren Anhänger und Mitschuldige sie selbst sind, den Befehl ausgewürkt uns von der Hauptstadt zu entfernen, und den noch barbarischern Befehl, eine große Anzahl von uns als Ausreisser bestrafen zu lassen; sie haben die Verrätherei so weit getrieben, daß sie die Kanonen unsers Regiments haben vernageln, und das Pulver und die übrigen Kriegsmunitionen der Vertheidiger des Vaterlandes, in den Abtritt werfen lassen; sie sind sogar feige genug gewesen, Schießpulver unter einige von unsern Exerciersälen zu setzen, in dem edlen Vorhaben uns in die Luft zu sprengen; sie haben endlich, durch so viele Treulosigkeiten, nur zu sehr den Verdacht bestätigt, den wir schon vorher hatten, daß sie uns nemlich zu vergiften suchten. Aus allen diesen Gründen bitten wir die Versammlung der Wahlherren, bei dem Könige, den wir lieben und hochachten, und für welchen wir immer bereit sind den letzten Tropfen unseres Blutes zu vergießen, sich für uns zu verwenden, damit unser Regiment künftig nicht mehr den Officieren unterworfen sey, welche es bisher gehabt hat. Wir wünschen, daß die Nation mit unserem Regimente einen ehrenvollen Versuch mache, welcher der ganzen Welt beweise, daß ein Französisches Regiment, welches ganz aus der produktifen Klasse a) besteht, unter

a) Man bemerke bei diesem ökonomischen Kunstausdrucke (der hier sogar in dem Munde gemeiner Soldaten, oder wenigstens in dem Munde desjenigen vorkommt, welcher in ihrem Namen spricht) den Geist der Zeit, und die Ausbreitung des ökonomischen Systems!

ter sich selbst Officiere und Befehlshaber finden könne, welche fähig sind die Ehre der Französischen Waffen mit Würde zu behaupten.

Der Präsident versprach den Gardisten, daß der Ausschuß, sobald als möglich, sich über ihr Verlangen berathschlagen würde, um ihnen die Achtung zu beweisen, welche ihre patriotischen Dienste verdienten. Man erzählte hierauf, viele Soldaten der Französischen Garde seyn gefährlich krank, und unter dem Volke habe sich allgemein das Gerücht verbreitet, diese Soldaten seyn von den Officieren vergiftet worden. Die Versammlung schickte einige Aerzte nach der Kaserne, um zu untersuchen, ob dieses Gerücht gegründet sey.

Nun kamen vier Mitglieder der Nationalversammlung nach dem Rathhause, welche der Versammlung der Wahlherren, zu Unterstützung der Armen der Hauptstadt, eine Summe von 45,000 Livres anboten, wozu der Erzbischof von Paris allein 20,000 Livres geschenkt hatte.

Die Versammlung berathschlagte sich über die Mittel, welche man anwenden müßte, um die Handwerksgesellen zu bewegen wieder an ihre Arbeit zu gehen, und die Waffen, welche sie während den Unruhen bekommen hatten, und welche in ihren Händen leicht gefährlich werden könnten, wiederum zurück zu geben. Die Versammlung beschloß, an allen Ecken der Stadt anschlagen zu lassen, daß jeder Handwerksgeselle, welcher von seinem Meister einen Schein bringen würde, daß er die Arbeit wieder angefangen habe, sechs Livres erhalten solle, und wenn er seine Waffen dem Distrikt würde übergeben haben: so sollte er noch sechs Livres mehr erhalten.

Nachdem dieser Beschluß gefaßt war, brachte eine Patrouille einen Mann, den sie im Palais Royal in Verhaft genommen hatte und des Aufruhrs schuldig erklärte. Er hatte sich, mitten im Palais Royal, auf einen Stuhl gestellt, und dem versammelten Volke gesagt: er komme so eben vom Rathhause; das Haus sey verschlossen und ganz mit den Wagen der Adelichen umgeben; man habe, in seiner Gegenwart, den Wahlherren den Eintritt versagt; ein solches Betragen sey sehr verdächtig; und man müsse sogleich nach dem Rathhause marschiren. Dieser Mann habe (sagte der Officier der Patrouille) durch diese Reden das Volk gegen das Rathhaus aufwiegeln wollen, auch habe würklich der Aufruhr schon angefangen, und aus Furcht und Schrecken habe man schon beinahe in der ganzen Straße St. Honore die Laden zugeschlossen. Der Mann wurde um seinen Namen gefragt. Er sagte: er heisse Duhamel, und wohne Rue de la Mortellerie No. 34. Hierauf wurde er von der Versammlung nach einem Polizeikommissarius geschickt, um von demselben ausgefragt zu werden.

Indessen waren die nach den Kasernen der französischen Garde abgesandten Aerzte zurück gekommen, und statteten von dem was sie gefunden hatten Bericht ab. Sie hatten nur einen einzigen kranken Soldaten angetroffen, und auch bei diesem war nicht die geringste Spur einer Vergiftung zu bemerken. Folglich war auch dieses Gerücht, wie so viele andere, ganz falsch und ungegründet gewesen. Die Versammlung befahl, daß dieser Bericht der Aerzte sogleich gedruckt, und an allen Ecken der Straßen von Paris angeschlagen werden solle.

Hier=

Hierauf erschienen auf dem Rathhause der Marquis von Fournier und der Graf von Bellevue. „Wir sind beide, sagten sie, Besitzer von Titeln, wel„che ein lächerliches Vorurtheil uns bisher zu tragen „berechtigt hat. Jetzo aber kommen wir hieher, um „diese adelichen Titel aufzugeben; und öffentlich zu er„klären, daß wir künftig keinen andern Adel verlangen „als den eines französischen Staatsbürgers, und kei„nen andern Titel, als den eines Bürgers von Paris. „Zugleich bieten wir dem Vaterlande unsere Personen „die Personen unserer Bedienten, und unser ganzes „Vermögen an.„ Diese große und wahrhaft edle Handlung wurde von der Versammlung mit dem größten Beifalle aufgenommen. Zugleich bezeugten die Wahlherren den Wunsch, daß doch alle übrigen Edelleute in Frankreich der Stimme der Vernunft und diesem schönen Beispiele nachfolgen, und einsehen möchten, wie lächerlich der Adelstolz, und wie unnütze alle erblichen Titel, ohne eigenes Verdienst seyn!

Die Nacht vom 18ten auf den 19ten war sehr ruhig, und am 19ten fiel nichts Bemerkenswerthes vor. Auch die Nationalversammlung beschäftigte sich mit Berathschlagungen welche nur allein auf Frankreich Bezug haben. Die Nacht vom 19ten auf den 20ten war ganz ruhig. Am 20ten Julius kamen die Fischweiber und Höckerweiber nach dem Rathhause, und eine unter ihnen hielt folgende Rede:

„Meine Herren.„

„Die Liebe eines Volkes, welches seinen König „anbetet, hat Sie hier versammelt, um das Größte „aller Werke, die würkliche Vereinigung der drei „Stände, zu vollenden; und der göttliche Eifer, wel-

„cher Sie belebt, läßt uns das Ende unseres Elendes
„hoffen, darum sagen wir auch jetzt schon im voraus,
„daß Eure erhabene Versammlung dem guten Herzen
„des besten Königs, den eines so großen Fürsten wür-
„digen Schutz verspricht, und daß Sie alle soviele
„Necker sind!„

Nach geendigter Rede sangen diese wohlerzogenen Damen einige Verse über die Vereinigung der drei Stände, und über die Reise des Königs nach Paris. Der Präsident dankte ihnen und entließ sie.

Nachher wurde ein Brief von dem Bürgerrathe der Stadt Kompiegne vorgelesen, welcher folgendes Inhalts war:

„Meine Herren.„

„Die Einwohner von Kompiegne haben erfahren,
„daß Herr Berthier de Sauvigny, der Intendant
„von Paris, sich hier befinde, und sie haben ihn in
„Verhaft genommen, weil das Gerücht entstand, daß
„die Hauptstadt ihn suchen lasse. Demzufolge meine
„Herren, übersenden wir Ihnen diese Depesche, und
„bitten Sie, uns zu sagen, wie wir uns zu verhalten
„haben. Wir sind u. s. w.„

Die Versammlung berathschlagte sich über diesen Brief, in Gegenwart der Abgesandten von Kompiegne welche denselben überbracht hatten. Sie beschloß, daß, da die Stadt Paris Herrn Berthier nicht suchen lasse, und da dieser Intendant weder angeklagt, noch ein Befehl ihn in Verhaft zu nehmen vorhanden sey: so sollte den Einwohnern von Kompiegne geantwortet werden, daß kein gültiger Grund vorhanden sey, um ihn länger im Gefängnisse zu behalten. Die Abgesandten der Stadt Kompiegne antworteten hierauf, hastig und be-

stürzt:

stürzt: das Volk in ihrer Stadt sey sehr gegen Herrn Berthier aufgebracht; man könne für sein Leben nicht stehen; vielleicht sey er, während ihrer Abwesenheit schon umgebracht worden, und es gebe kein anderes Mittel ihm das Leben zu erhalten, als ihn nach den Gefängnissen von Paris bringen zu lassen. Hierauf sagten einige von den Wahlherren: Herr Berthier sey, schon seit einigen Tagen, der Gegenstand der Verwünschungen des Volks; er sey der Aufseher der gegen Paris bestimmten Armee gewesen; er sey, am Tage der Einnahme der Bastille, von Paris nach Versailles gereist: er müsse daher öffentlich verhört werden, damit er losgesprochen werden könne, im Falle er unschuldig, und bestraft, wenn er schuldig seyn sollte Die übrigen Wahlherren stimmten dieser Meinung bei, und es wurde beschlossen: Herr de la Riviere solle, mit 240 Mann zu Pferde, nach Kompiegne reisen, sich des Hrn. Berthier bemächtigen, und ihn nach Paris bringen. Zu diesen 240 Mann solle jeder Distrikt der Stadt Paris vier Mann liefern, und Herr Dermigny solle das Detaschement kommandiren.

Nun kam Herr Pelcat und sagte: ein Detaschement von dem Regimente du Roi, bestehend aus 106 Mann, sey am achtzehnten, von St. Denis, wo es bisher in Garnison gelegen habe, abgereist, und heute wieder zurückgekommen; es habe den Marschall von Broglio und die übrigen hohen Flüchtlinge, welche, in sechzig nach einander folgenden Wagen, abgereist wären, auf ihrer Flucht bis nach Meaux gedeckt und begleitet.

Die Nacht vom 20ten Julius zum 21ten war ruhig. Am 21ten versammelten sich die Wahlherren von

Pa=

Paris des Vormittags wiederum auf dem Rathhause. Sie erhielten Bittschriften und Klageschriften von allen Distriften der Hauptstadt, worin man ihnen vorstellte, daß die Stellen, welche sie jetzt bekleideten, und das Ansehen und die Autorität mit welcher sie handelten, eine selbst angemaßte, von dem Volke nicht bestätigte Authorität sey; denn dieses habe sie nur gewählt, damit sie, aus ihrer Mitte, die Abgesandten der Stadt Paris bei der Nationalversammlung wählen möchten. Was sie seither gethan hätten sey bloß durch Anmassung geschehen: sie möchten daher diese usurpirte Gewalt niederlegen, damit die Hauptstadt einen neuen Bürgerrath, neue Stellvertreter auf dem Rathhause, durch Mehrheit der Stimmen wählen, und sich der Regierung derselben mit Zuversicht überlassen könne. Die Wahlherren sahen ein, daß diese Vorstellungen gegründet waren, und beschlossen, sich sogleich darüber zu berathschlagen, wie sie, ohne das gemeine Wesen in Gefahr zu setzen, ihre Stellen aufgeben und dem neu gewählten Bürgerrathe übertragen könnten.

Die Berathschlagung hatte kaum angefangen, als ein Wahlherr aus der Vorstadt St. Antoine in den Saal trat: „Ich komme, sagte er, um Ihnen einen „Gegenstand der allerdringendsten Nothwendigkeit „zur Berathschlagung vorzulegen. Der kleinste Auf„schub kann die Stadt der größten Gefahr aussetzen. „Die Handwerksgesellen in der Vorstadt St. Antoine „haben von der ihnen bestimmten Unterstützung, und „von dem Geldbeistande, welchen sie erhalten sollen „gehört; sie klagen laut, daß sie dieses Geld noch nicht „erhalten hätten; die Gemüther erhitzen sich, und der „Aufruhr nimmt, mit schrecklicher Schnelligkeit, über„hand.

„hand. Vielleicht ist es in vier und zwanzig Stunden „zu spät die Gemüther zu besänftigen, und diesem ge„fährlichen Aufstande Einhalt zu thun. Ich verlange, „daß man mir Vollmacht gebe, im Namen der Wahl„herren, 60,000 Livres aufzunehmen, um dieses Geld „sogleich unter die Handwerksgesellen der Vorstadt „St. Antoine auszutheilen.„

Bei dieser Anrede befand sich die Versammlung in einer großen Verlegenheit. Alle Mitglieder der Versammlung und alle Umstehenden boten Geld an; einige sehr ansehnliche Summen. Das gesammelte Geld wurde einem Ausschusse übergeben, um dasselbe unter die aufrührischen Handwerksgesellen auszutheilen. Ehe sie aber noch das Rathhaus verließen, schlug Herr le Grand de Saint Rene vor, den Preis des Brodtes herunter zu setzen, und den Beckern den Schaden zu vergüten. Er hielt eine lange Rede, in welcher folgende Stelle die Größe der Gefahr, in welcher sich die Versammlnng befand, deutlich bezeichnet. Er sagte:

„Meine Herren.„

„Einige unter uns sind, gestern Abend und heute „Morgen, von einem Haufen des Volks angefallen wor„den, welcher um eine Heruntersetzung des Brodtpreises „auf das dringendste bat, und wir haben versprochen uns „damit sogleich zu beschäftigen. Dem Willen eines „Volkes, welches das was es verlangt für gerecht „hält, widerstehen zu wollen, zu einer Zeit wo alle Ge„walt unthätig ist: dieses hiesse den Feinden einer so „plötzlichen Revolution das traurigste Schauspiel zu „bereiten, und das heilige Feuer, das in allen See„len der wahren Freunde der Freiheit glüht, auslö„schen wollen. Vielleicht ist diese Freiheit vorzüglich

„durch

„durch die ärmste Klasse des Volkes erobert worden;
„durch diejenige Klasse, welche am dringendsten, und
„mit dem größten Rechte verlangt, daß der Preis des
„Brodtes heruntergesetzt werde. Bedenken Sie, mei-
„ne Herren, daß sich die Menge jetzo auf dem Greve-
„platze drängt, daß dieselbe in diesem Augenblicke, im-
„mer mehr und mehr zunimmt; in diesem Augenblicke,
„in welchem Sie sich, meine Herren, damit beschäfti-
„tigen, Beiträge von der Großmuth eines jeden unter
„Ihnen zu sammeln, um dieses Geld unter die armen
„Bürger, die Handwerker ohne Arbeit, die unglückli-
„chen Handwerksgesellen, und die Fremden ohne Hei-
„math auszutheilen. Bedenken Sie ferner, daß man
„uns ankündigt, eine zahlreiche Gesandschaft der Ein-
„wohner der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau
„komme nach dem Rathhause, und sey schon unterwe-
„gens. Alle diese plötzlichen Bewegungen, welche sich
„in unbesonnenen Bitten endigen könnten, machen es
„uns zur Pflicht, uns mit Heruntersetzung des Brodt-
„preises sogleich zu beschäftigen.

Um den Aufruhr zu stillen und die Handwerksge-
sellen zu besänftigen, beschloß die Versammlung, daß
folgende Proklamation sogleich gedruckt, und an allen
Ecken der Hauptstadt angeschlagen werden solle:

„Die Versammlung der Wahlherren beschäftigt
„sich mit den Mitteln, das versprochene Geld an die
„Handwerksgesellen, welche für die Freiheit gestritten
„haben, sobald als möglich austheilen zu lassen. Ort
„und Zeit, wo die Austheilung geschehen soll, werden
„nächstens angezeigt werden. Die Versammlung wie-
„derholt übrigens ihre Bitte an die Handwerksgesel-
„len, daß sie wieder arbeiten mögen.„

Hier-

Hierauf kam der Priester der Kirche St. Eustache herein, und beschrieb, sehr gerührt, das Unglück welches der Abtei Montmartre bevorstehe, die mit mehr als 20,000 Menschen umgeben sey, welche drohen das Kloster zu plündern, um Waffen und Ammunition zu erhalten, welche, wie man vorgebe, im Kloster versteckt seyn, und um sich an der Aebtissin zu rächen, die man der Verrätherei, und eines Komplots gegen die öffentliche Freiheit beschuldige. Er übergab zugleich folgende Schrift, welche von der Aebtissin unterzeichnet und mit ihrem Wappen gesiegelt war:

„Ich bezeuge hiermit, daß alles was man mir „Schuld giebt erdichtet ist. Ich bin eine eifrige Staats„bürgerin, zu Erhaltung meiner Mitbürger. Mont„martre am 21ten Julius 1789.

J. Montmorency Laval,

Aebtissin der Abtei zu Montmartre.

Herr Deleutre wurde, mit zwei Stadtsoldaten, sogleich dahin gesandt, um, durch alle nur mögliche Mittel, die Ruhe wieder herzustellen.

Nun erschien Herr de Barran vor der Versammlung. „Ich habe, sagte er, von meinem Distrikte Be„fehl erhalten, die in der Bastille noch vorhandenen „Effekten wegnehmen und in sichere Verwahrung brin„gen zu lassen. Unter den traurigen Ueberbleibseln „der, durch das Volk geplünderten, und durch das „Feuer verzehrten Kostbarkeiten aller Art, habe ich „noch den Degen und das Ludwigskreuz des Herrn „Delaunay gefunden, mit einem versiegelten Päckgen, „auf welchem die Worte stehen: Dieses ist mein Te„stament.„ „Das Päckgen, welches ich der Versamm„„lung hiermit überreiche, scheint, der Aufschrift nach,

„„das

„ „das Testament des unglücklichen Gouverneurs der
„ „Bastille zu enthalten. Ich bin mit diesem Päckgen
„ „nach Versailles gereist, um von der Nationalver=
„ „sammlung zu erfahren, was damit anzufangen sey:
„ „die Nationalversammlung hat mich an den bestän=
„ „digen Ausschuß gewiesen. Dem zufolge habe ich
„ „dasselbe hieher gebracht.„ Das Päckgen wurde uner=
„ öfnet an den Civillieutenant gesandt, damit derselbe
„ es, der Form der Gesetze gemäß, eröfnen solle.„

Nun fuhr die Versammlung in ihrer Berathschla=
gung über die Heruntersetzung des Brodtpreises fort.
Der ganze Greveplatz war mit Menschen angefüllt, die mit
Ungeduld den Beschluß erwarteten, und an einem fort:
„Brodt! Brodt! Brodt!„ riefen. Die Versammlung
ließ sich durch dieses lärmende Geschrei in einer genauen
Untersuchung des Gegenstandes keinesweges stören.
Einige Mitglieder zeigten, mit der größten Standhaf=
tigkeit, wie unpolitisch eine zu schnelle und zu große
Heruntersetzung des Preises des Brodts seyn würde,
und welche gefährliche Folgen dieselbe haben könnte.
Indessen wurde doch der Preis des Brodtes um etwas
heruntergesetzt. Es war jetzt Mitternacht und die
Versammlung gieng auseinander.

Unter den in der Bastille gefundenen Sachen, fan=
den sich auch, im Archive, die ganz erstaunenswürdigen
Instrumente, welche sich Herr **de la Tude** selbst zube=
reitet hatte, und vermöge welcher er aus diesem Ge=
fängnisse zu entfliehen im Stande gewesen war. Die
Geschichte dieses Mannes, welcher noch lebt, ist sehr
merkwürdig, und ich kann mich nicht enthalten die
Hauptumstände derselben hier zu erzählen. Sie ist ein
wichtiger Beitrag zu der Geschichte der Sitten von
Frank=

Frankreich, und eine getreue Schilderung der Minister, welche dem Staate und der Polizei vorstanden. Herr de la Tude hat seine Geschichte selbst beschrieben, oder wenigstens dieselbe, demjenigen welcher sie geschrieben hat, in die Feder diktirt a). Daß vieles darin übertrieben ist, erkennt man schon an dem heftigen Styl. Dieser Styl ist der Styl aller Personen, welche eine lange Zeit, von der menschlichen Gesellschaft entfernt, im Gefängnisse zugebracht haben. Die Einsamkeit erhöht ihre Einbildungskraft, bis auf einen Grad der oft nahe an Wahnsinn gränzt, und zuletzt in denselben übergeht. Ihre geschäftige Einbildungskraft beschäftigt sich nur mit einem Einzigen Gegenstande, mit sich selbst; und dadurch bekommt sie ein so großes Uebergewicht über das Gedächtniß, daß dieses endlich ganz, oder doch größtentheils, unterdrückt wird, und sich die Einbildungen und Fieberträume des Gefangenen, ihm als würklich geschehene Thatsachen darstellen. Auch la Tude ist von diesen Fehlern nicht ganz freizusprechen; aber seine Geschichte ist so bekannt, und hat so allgemeines Aufsehen erregt, daß es leicht wird die Wahrheit von einigen Uebertreibungen abzusondern.

Heinrich Masers de la Tude wurde im Jahr 1725 in Languedock gebohren. Im zwei und zwanzigsten Jahre erhielt er eine Officierstelle in einem Ingenieur-Regimente. Er kam nach Paris, hatte viel Ehrgeitz und noch mehr Eitelkeit, und brannte vor Verlangen sich durch irgend etwas auszuzeichnen. Es war im Jahr 1749. Die **Marquise von Pompadour**

a) Le Déspotisme dévoilé, ou Mémoires de *Henry Masers de la Tude*. Paris 1790.

dour war damals, als die Maitresse Ludwigs des Funfzehnten, unumschränkte Regentin von Frankreich. Von der ganzen Nation war sie verabscheut, und Niemand sprach ihren Namen anders als mit Unwillen aus; einige wenige Günstlinge und Schmeichler ausgenommen. Durch dieses Weib wollte la Tude sich heben, und zwar auf folgende Weise. Er schrieb einen anonymen Brief an sie, in welchen er ein Päckgen mit einem ganz unschädlichen Pulver einschloß. Diesen Brief brachte er selbst nach dem Posthause, und eilte dann nach Versailles, sprach die Pompadour, und warnte sie vor dem Pulver, welches, wie er durch einen Zufall erfahren hätte, in dem schrecklichen Vorsatze abgeschickt wäre, sie zu vergiften, Die Marquise bezeugte ihm den lebhaftesten Dank, und bot ihm eine volle Börse an. La Tude wollte das Gold nicht annehmen: sondern sagte, er dürfe von ihr, für einen so wichtigen Dienst, eine Belohnung erwarten, welche ihrer und seiner mehr würdig sey. „Schreiben Sie Ihren Namen auf dieses Blatt„ sagte die Marquise, und entließ ihn. Nun war la Tude voller Freude; er sah sich schon auf dem Gipfel der Ehre und des Glücks. Aber die Marquise hatte ihm nur eine Falle gelegt. Das kluge Weib schöpfte Verdacht, sie erhielt den Brief und verglich die Handschrift mit derjenigen welche sie von la Tude in Händen hatte: es war Zug für Zug dieselbe Hand, und der Betrug offenbar. Nun war sie wüthend, gegen einen Menschen der vermessen genug seyn konnte, sie betrügen zu wollen. Sie gab das Pulver einigen Hunden; aber diese blieben gesund: das Päckgen enthielt also kein Gift, und dieser zweite Betrug bestätigte, bis zur Gewißheit, den ersten. Um acht

Uhr

Uhr Abends wurde la Tude aus seinem Zimmer geholt, in einen Miethwagen gesetzt, und nach der Bastille gebracht. Dort nahm man ihm alles was er hatte; man kleidete ihn in Lumpen, führte ihn ins Gefängniß, schloß die doppelten Thüren hinter ihm zu, und überließ ihn seinem Nachdenken. Die Einsamkeit war ihm unerträglich, er bat um einen Gesellschafter, und erhielt einen Juden, welcher in Paris den Spion für die Engländische Regierung gemacht hatte, aber entdeckt und nach der Bastille gebracht worden war. Sie unterhielten sich miteinander, und versprachen sich gegenseitig, daß der erste, welcher die Bastille verlassen würde, sich für die Befreiung des andern verwenden wollte. Der Gefangenwärter lauschte an der Thüre, hörte das Gespräch und hinterbrachte dem Gouverneur was er gehört hatte. Nun wurden die beiden Gefangenen wierum getrennt, und la Tude ward aus der Bastille nach Vincennes gebracht. Hier sah er sich wiederum allein, und nun waren alle seine Gedanken, sein ganzes Nachdenken, darauf gerichtet, ein Mittel auszufinden um sich zu befreien. Er sprang aus seinem Gefängnisse heraus, in dem Augenblicke da die Thüre desselben geöfnet wurde, und schloß den Gefangenwärter ein. Aber nun muste er noch bei vier Schildwachen vorbei. Er klopfte inwendig an die Thür des Thurms, der Soldat öfnet, und nun sagt er hastig: „Wo ist der Abbe „Saint Sauveur, schon zwei Stunden lang wartet man „auf ihn; ich suche ihn überall und kann ihn nicht finden; er soll mir aber wahrlich das Herumlaufen „theuer bezahlen.„ Indem er dieses sagt geht er mit starken Schritten weiter. Er fragt die zweite Schildwache; ob der Abbe Saint Sauveur schon lange heraus

sey?

sey? — Das weiß ich nicht, antwortet der Soldat, und läßt ihn vorbei. So auch die dritte Schildwache; und die vierte. Nun springt er, und hüpft, und läuft: denn er ist frei. Es war der 25te Julius 1750. Er lief, durch Felder und Weinberge, nach Paris zurück, statt über die Gränze des Königreiches zu eilen. Nach dieser ersten Unbesonnenheit begieng er bald eine zweite die noch unverzeihlicher war. Er schrieb eine Bittschrift an den König, in welcher er sagte, daß er seinen Fehler gegen die Marquise bereue und um Verzeihung bitte. Am Ende der Bittschrift nannte er den Ort seines Aufenthalts. Am andern Tage wurde er abgeholt, und wiederum nach der Bastille gebracht. Die Zeit vergieng ihm nun schnell genug, denn er hatte die Erlaubniß, Dinte, Federn, Papier und Bücher zu erhalten, so oft er welche forderte. Dieses Trostes in seinem Leiden machte er sich bald, durch eine neue Unbesonnenheit verlustig. Er schrieb auf den Rand eines Buches, welches man ihm geliehen hatte, folgende Verse:

Sans esprit & sans agréments,
Sans être ni belle, ni neuve,
En France on peut avoir le premier des amants;
a Pompadour en est la preuve.

Der Gefangenwärter brachte das Buch der Pompadour. Sie gerieth, bei dem Anblicke der Verse, in die heftigste Wuth, und schwor, daß sie dem Verfasser derselben niemals verzeihen werde. La Tude bat sich nun von dem Gouverneur der Bastille die Erlaubniß aus einen Bedienten halten zu dürfen, den seine Verwandten bezahlen würden. Er erhielt die Erlaubniß. Der Bediente wurde in kurzer Zeit traurig, weinte,

seufzte,

seufzte, und ward endlich krank. Er wünschte sich wiederum aus der Bastille heraus in die Welt; Aber dies war unmöglich: denn der Bediente eines Gefangenen darf die Bastille nicht anders als mit seinem Herrn verlassen. Darüber grämte er sich so sehr, daß er, an einem schleichenden Fieber, nach einiger Zeit starb. La Tude wurde über diesen Verlust sehr betrübt, aber er erhielt bald einen neuen Gefährten, einen jungen Menschen von seinem Alter, welcher in der Bastille eingeschlossen war, weil er an die Pompadour einen Brief geschrieben, ihr in demselben ihre Aufführung vorgehalten, und sie ermahnt hatte sich zu bessern. Er hieß d'Alegre. Mit diesem Gefährten machte nunmehro la Tude den unsinnigen Plan aus der Bastille zu entfliehen, und mit ihm führte er denselben (so unglaublich es auch scheint) glücklich aus. Zwischen dem Fußboden des Zimmers welches er bewohnte, und der Decke des Zimmers unter dem seinigen, war eine Höhlung, einige Schuh tief, die mit nichts ausgefüllt war. Diese diente zum Magazine und zum Behälter der Instrumente welche sie täglich verfertigten. La Tude hatte, in seinem Koffer, dreizehn und ein halbes Dutzend Hemder, außer vielen Servietten und Strümpfen. Diese Wäsche zupfte er aus, und drehte die Faden zu Stricken. Einige eiserne Hacken schliff er, auf dem steinernen Fußboden, so lange bis sie eine Schneide hatten. Aus einem Stahl machte er ein Federmesser, und mit diesem Federmesser schnitzelte er hölzerne Griffe, für seine in Messer verwandelte eiserne Hacken. Als er einen fünf und funfzig Fuß langen Strick verfertigt hatte, machte er daraus eine Strickleiter, die ihnen dazu diente in den Schornstein herauf zu steigen, und die in dem-

demselben vorhandenen eisernen Querstangen loszumachen. Diese Arbeit allein nahm sechs Monate weg. Sie war sehr beschwerlich, weil der Körper im Schornsteine immer gebeugt und verdreht seyn mußte, und die Hände jedesmal blutig wurden. Die Stangen waren durch einen so festen Kütt in das Mauerwerk eingeküttet, daß beide oft eine ganze Nacht arbeiteten, und doch nur eine Linie tief in den Kütt eindringen konnten. Die losgemachten Stangen legten sie sorgfältig wiederum an ihre vorige Stelle. Nun verfertigten sie eine fünf und zwanzig Fuß lange Leiter von Holz, aus dem Holze welches man ihnen zum Verbrennen gab. Ein eiserner Leuchter wurde in eine Säge verwandelt, und andere Instrumente, welche nöthig waren, wurden auf eben diese Weise verfertigt: als Zirkel, Winkelmaß, Lineal, Haspel und dergleichen. Sobald der Gefangenwärter in dem Thurme gehört wurde, war in einem Augenblicke alles auf das sorgfältigste versteckt. Die vorzüglichste Zeit zur Arbeit war die Nacht, und, um sich auch bei Tage im Gespräche nicht zu verrathen, gaben sie allen ihren Instrumenten eigene Namen. Die Säge hieß **Faunus**; der Haspel, **Anubis**; die Oefnung in dem Fußboden, **Polyphem**; die Stricke, **Tauben**, u. s. w. Kam unvermuthet der Gefangenwärter herein, ehe noch alles versteckt war: so rief einer dem andern zu: **Faunus**, **Anubis** u. s. w. und in demselbigen Augenblicke warf der andere sein Schnupftuch, oder eine Serviette darauf. So blieb alles unentdeckt. Zuletzt wurde die große Strickleiter verfertigt, welche von dem Thurme der Bastille bis in den Graben reichen sollte, und, zufolge einer angestellten Berechnung, 120 Fuß lang seyn mußte. Es waren dazu

1400 Fuß Stricke nöthig, und 208 hölzerne Sprossen. Jeder dieser Sprossen war mit einer Scheide von Tuch umgeben, damit er durch das Anschlagen an die Mauer kein Geräusch verursachen könne. Ueber diesen Vorbereitungen zur Flucht wurden anderthalb Jahre zugebracht. Die Nacht des 25ten Februars 1756 war zur Ausführung bestimmmt. La Tude stieg zuerst durch den Schornstein herauf, und kam mit blutigen Händen und Füßen auf die Plateforme des Thurms. An einem Bindfaden zog er seinen Mantelsack nach, und nachher alles übrige: dann folgte d'Alegre. Das eine Ende der Leiter bevestigten sie an eine Kanone, und so kamen sie beide glücklich, auf der in der Luft hin und her fliegenden Leiter, von dem hohen Thurme in den Graben hinunter. Alle diese Instrumente sind noch vorhanden, und in der Bastille, bei der Zerstörung dieser Festung im Archive wiedergefunden worden. Nun wareu sie im Graben, ganz nahe bei der Schildwache, und mitten im Winter, im Wasser bis an die Hälfte des Körpers. Mit den eisernen Stangen arbeiteten sie, um ein Loch in die Mauer zu brechen, und brachten über dieser Arbeit neun Stunden zu. So oft eine Patrouille mit der Laterne vorbeigieng, tauchten sie unter, um nicht gesehen zu werden. Endlich war die fünf Fuß dicke Mauer durchbrochen. Sie krochen beide durch die Oefnung, und waren nun in dem zweiten Graben, welcher so tief als der erste mit Wasser angefüllt war. In der Mitte geht ein zehen Fuß tiefer Kanal durch den Graben, und in diesen fielen sie beide hinein, tief unter das Wasser. D'Alegre war in Gefahr zu ertrinken, aber la Tude ergriff ihn bei den Haaren und riß ihn heraus. Um fünf Uhr des Morgens waren sie bei-

beide auf der Chaussee. Entzückt vor Freude stürzten sie sich nun einander in die Arme, und fielen dann auf ihre Kniee, um für diese wunderbare Errettung Gott zu danken. Der Mantelsack wurde nun geöfnet, und die nasse Kleidung mit einer trocknen vertauscht. Jetzt erst fühlten sie daß sie froren, und alle ihre Glieder waren wie gelähmt. Sie nahmen einen Miethwagen, und fuhren zu einem Freunde, einem Schneider. Bei diesem ehrlichen Schneider blieben sie vier Wochen lang versteckt, dann zog D'Alegre einen Bauerkittel an, und reiste nach Brüssel, wo er glücklich ankam. La Tude reiste ihm nach, nahm den Taufschein seines Wirths, und die Papiere eines alten Prozesses mit, welche ihm, auf der Reise, in unvorhergesehenen Fällen, zum Vorwande dienen sollten. Er zog Livree an, verließ in der Nacht Paris, holte die Diligence von Valenciennes ein, und nahm einen Platz auf derselben. Der Untersuchung der Officiere der Marechaussee entgieng er glücklich, ob er gleich zu Cambrai in großer Gefahr war entdeckt zu werden. Zu Brüssel stieg er in dem mit d'Alegre verabredeten Gasthofe ab, und erkundigte sich nach seinem Freunde, welchen er aber nicht fand; denn er war von der Französischen Regierung zurückgefordert, ausgeliefert, und nach Paris zurückgeschickt worden. La Tude vermuthete, daß ein so unglückliches Schicksal seinen Freund möchte verfolgt haben; er reiste daher auf der Stelle nach Antwerpen, und von da nach Amsterdam, wo er ohne Geld ankam. Ein Holländer nahm ihn in sein Haus auf, gab ihm zu essen und versorgte ihn mit allem was er nöthig hatte. Bald nachher fand er einen Landsmann, der für ihn sorgte und ihm Geld gab. Er machte viele Bekanntschaf-

schaften, und Jedermann versicherte ihn, daß er, unter dem Schutze der Generalstaaten und in einem freien Lande, von den Verfolgungen der Pompadour weiter gar nichts zu befürchten hätte. Aber die Rachsucht dieses Weibes war unerbittlich, und ihr Haß unversöhnlich. Der Französische Gesandte bat bei den Generalstaaten um Erlaubniß den la Tude gefangen nehmen zu dürfen, und durch Drohungen oder Bestechungen erhielt er diese Erlaubniß, welche der französischen Regierung zweimal hundert und siebzehn tausend Livres kostete. Am ersten Junius 1756 wurde la Tude, von einigen Pariser Policeidienern auf der Straße zu Amsterdam angefallen, gebunden und weggeschleppt. Auf einer Jacht brachte man ihn nach Rotterdam, von da nach Antwerpen, und durch Flandern, auf erhaltene Erlaubniß, nach Paris. Während der Reise ward er sehr übel behandelt In der Bastille wurde er nun, so wie das erstemal, gezwungen seine Kleider auszuziehen, und mit alten Lumpen sich zu bedecken, welche man ihm gab: dann schloß man ihn an Händen und Füßen, und warf ihn in einem finstern, unterirrdischen Kerker, auf einen Bund Stroh. Seine vorigen Gefangenwärter waren, wegen seiner Flucht, drei Monate lang gefangen gesetzt worden, und, durch die um seiner Willen ausgestandene Strafe noch mehr über ihn erbittert, suchten sie sich nun an ihm zu rächen. So verlebte er vierzig Monate, und vertrieb sich die Zeit damit, daß er die Ratten zähmte, welche in seinem Kerker ihre Wohnung hatten, und ihn anfänglich in der Nacht gar nicht schlafen liessen. Sie fraßen unter ihm das Stroh weg, und bissen ihn in dem Gesichte und an den Händen. Aus einem Stücke Holunderholz, welches sich,

durch Zufall, unter seinem Stroh fand, verfertigte er sich eine Querpfeife, worauf er spielte. Neben diesen traurigen Zeitvertreiben, sann er abermals auf neue Plane seine Freiheit zu erlangen. Aus dem Kerker zu entfliehen war unmöglich: er dachte daher der Regierung einen wichtigen Dienst zu leisten, um, zur Belohnung für denselben, frei gelassen zu werden. Ein solches Projekt war bald gefunden, und zwar ein sehr gutes: eine wichtige Verbesserung bei der Armee. Nun wollte er an den Kriegsminister, ja an den König selbst schreiben; aber womit? und worauf? Statt des Papiers machte er sich, aus Brodkrumen, die er mit Speichel anfeuchtete und mit den Händen knetete, dünne Täfelchen, welche er dann hart werden ließ. Statt der Feder diente ihm die dicke Bauchgräte der Karpfen; statt der Dinte, sein Blut. Er band sich das vordere Gelenk seiner Finger mit einem Bindfaden, so lange bis es anschwoll, und stach dann hinein bis das Blut floß, welches er auffieng und mit Wasser mischte, bis es zum Schreiben dünne genug war. Bei dem wenigen Lichte, welches in seinen Kerker fiel, schrieb er eine ganze Abhandlung über seinen Gegenstand, auf die so eben erzählte Weise. Nachdem die Schrift fertig war, verlangte er den Beichtvater der Bastille zu sprechen. Dieser war der Jesuite Griffet. Der Beichtvater der Bastille war auch zugleich ein Spion der Regierung, und das Geheimniß der Beichte wurde in der Bastille nicht für unverletzlich gehalten. Der Jesuit lobte das Projekt und verschafte dem Gefangenen Federn, Dinte und Papier, um dasselbe ins Reine schreiben zu können. Am 14 April 1758 wurde die Abhandlung dem Könige übergeben: sogleich gab er Befehl den Vorschlag

schlag bei der Armee auszuführen, und diese Verbesserung ist in der Folge beständig beibehalten worden: aber la Tude blieb im Kerker. Nach einigen Monaten machte er ein neues Projekt; das Projekt einer Wittwenkasse für Officierswittwen. Auch dieses Projekt war gut, und wurde zum Theil angenommen, aber ohne Erfolg für la Tude. Nun bemächtigte sich seiner Seele die Verzweiflung. Hundert und drei und dreißig Stunden lag er in seinem Kerker ohne zu essen oder zu trinken, bis ihm endlich der Gefangenwärter, mit einem Schlüssel, den Mund aufbrach, und ihn zwang etwas Fleischbrühe zu schlucken. Er erholte sich, und nun ergriff er ein Stück Glas, welches in seinem Kerker lag, und schnitt sich, an Händen und Füßen, die Adern durch. Er verlor viel Blut, und lag in Ohnmacht, bis man seine Wunden verband und einen Wundarzt kommen ließ. Dessen ungeachtet wurde er, aus seinem Kerker, in welchem er nunmehr sieben Jahre zugebracht hatte, noch nicht erlöst. Dies geschah nicht eher, als bis, bei einer Ueberschwemmung der Seine, das Wasser in sein Gefängniß hereindrang, und der Gefangenwärter sich beklagte, daß er nicht ohne nasse Füße zu bekommen, diesen Kerker besuchen könne. La Tude wurde nun in den Thurm gebracht, und genoß einer freiern Aussicht und einer reineren Luft. Er fieng ein paar Tauben und zähmte sie: aber der Gefangenwärter zwang ihn sie zu tödten. Endlich besuchte ihn der Polizeilieutenant Herr von Sartine. Dieser erlaubte, daß er alle Tage, zwei Stunden lang, auf der Plateforme der Bastille die frische Luft geniessen durfte. Bald nachher übersandte la Tude dem Herrn von Sartine zwei neue Plane, welche er

aus

ausgedacht hatte. Sartine ließ ihm funfzehnhundert Livres lebenslängliche Pension versprechen, wenn er ihm das Eigenthumsrecht dieser Plane abtreten wollte; aber la Tude war unbesonnen genug dieses Anerbieten auszuschlagen, und von diesem Augenblicke an blieb der Minister sein unversöhnlicher Feind. Während seines Spatziergangges auf der Plateforme der Bastille, sah la Tude einst, in einem Hause der Vorstadt St. Antoine, zwei Frauenzimmer am Fenster stehen. Er machte ihnen Zeichen, sie antworteten, und auf diese Weise unterhielt er sich alle Tage mit ihnen. Nun arbeitete er an einer Schrift gegen Madame Pompadour. Statt des Papiers diente ihm der Zwischenraum der Linien und der weisse Rand gedruckter Bücher; und eine Feder verfertigte er aus einem Stück Kupfermünze. Aber woher Dinte nehmen? Ruß konnte dazu dienen, aber in sein Zimmer kam weder Feuer noch Licht. Auch hier half er sich, und verschafte sich Licht, verfertigte eine Lampe, erhielt Ruß, und machte daraus Dinte. Er winkte vom Thurme seinen unbekannten Freundinnen, und warf ihnen, unbemerkt, die geendigte Schrift zu. Dies geschah im September 1763. Durch seine Freundinn erfuhr er bald nachher den Tod der Pompadour. Jene hatte die Nachricht, mit großen Buchstaben, auf ein Stück Papier geschrieben, welches sie zum Fenster heraus hielt. La Tude schrieb nunmehr an Sartine, in den Ausdrücken der heftigsten Wuth und machte ihm die bittersten Vorwürfe darüber, daß er, nach dem Tode seiner unversöhnlichen Feindin, dennoch seine Freiheit nicht erhalte. Sartine antwortete nicht, sondern ließ ihn zur Strafe wieder in den finstern Kerker setzen, und ihm Wasser und Brodt ge-

ben.

ben. Im August 1764 wurde er, an Händen und Füßen gefesselt, in einen Miethwagen gesetzt und nach Vincennes gebracht. Sartine gab dabei den ausdrücklichen Befehl, daß dieser Gefangene vergessen werden solle (Il seroit à propos de le transférer au donjon de Vincennes, et de l'y oublier). Erst brachte man ihn in einen finstern Kerker, da er aber krank wurde: so erhielt er Erlaubniß, alle Tage zwei Stunden lang, im Garten zu spatzieren. Er entwischte; er kam nach Paris; und der erste Gebrauch den er von seiner wiedererlangten Freiheit machte, war — daß er an Sartine schrieb, und ihn um Verzeihung bat; dann warf er sich dem Prinzen Conti zu Füßen. Der Prinz versprach ihm seinen Schutz, aber Sartine beschrieb dem Prinzen den Charakter seines Klienten als so verdorben, daß der Prinz sein Wort zurücknahm. La Tude schrieb nach Fontainebleau, an Choiseul, und bat sich am 18ten December eine Audienz aus. Er reiste nach Fontainebleau, kam in das Vorzimmer des Ministers, und ließ sich melden. Der Minister bat ihn, einige Augenblicke zu warten und fuhr aus. Einige Minuten nachher erscheint ein Bedienter und bittet la Tude in einen Wagen zu steigen, um zum Herzog von Choiseul zu fahren, der ihn erwarte. Er steigt in den Wagen, zwei Gerichtsdiener mit ihm, und so wird er nach Vincennes zurückgebracht, und in den allerfinstersten unterirrdischen Kerker gesteckt. Er wurde krank und kam in ein anderes Gefängniß, das auf einer Seite eine Mauer nach dem Garten zu hatte, in welchem die Gefangenen, aber nur einer nach dem andern, Erlaubniß hatten spatzieren zu gehen. La Tude kam auf den Einfall, die ungeheure dicke Mauer seines Ge-

fäng-

fängnisses zu durchbohren, um sich mit den Gefangenen unterhalten zu können, und es gelang ihm. So oft er glaubte daß ein Gefangener im Garten sey, steckte er, durch die Oefnung, einen Stock mit einem daran bevestigten Bande heraus. Der Gefangene, durch diese Erscheinung aufmerksam gemacht, zieht an dem Bande. Nun ruft la Tude „komm näher her„ und so erfährt er den Namen des Gefangenen und sein Verbrechen. Auf diese Weise macht la Tude mit allen Gefangenen nacheinander Bekanntschaft, und bringt auch die Gefangenen unter sich selbst in Korrespondenz. Sie schrieben aneinander Briefe, welche sie durch die Oefnung dem la Tude zusteckten, der nachher dieselben an ihre Addresse abgab. Der Plan dieses Werks erlaubt mir nicht in der Erzählung der sonderbaren Schicksale dieses merkwürdigen Mannes weiter fortzufahren. Seine folgenden Schicksale waren nicht weniger außerordentlich als die welche ich erzählt habe. Er wurde von Vincennes nach **Charenton** in das Tollhaus gebracht, unter dem Vorwande daß er verrückt sey. Sartine verfolgte ihn unaufhörlich, und nach ihm le Noir. Zuletzt kam er nach **Bicetre**, in das Gefängniß der Spitzbuben und Beutelschneider, und wurde endlich, durch die Großmuth der Madame Necker, aus einer fünf und dreißig jährigen Gefangenschaft erlöst.

Am 22ten Julius, um fünf Uhr des Morgens, kam Herr **Rappe**, Syndik des Dorfes **Viry**, vor den beständigen Ausschuß, und sagte, er bringe den Staatsrath Herrn **Foulon** mit sich, den er zu Viry in Verhaft genommen habe, und welcher zu Fuße hieher gekommen, und von einer ungeheuren Volksmenge bis hieher begleitet worden sey. Ein anderer kam, und brach-

brachte ein kleines Päckgen, welches zerrissene Stücke Papier enthielt, von denen er sagte, es seyn die Stükken eines Briefes, den Herr Foulon, im Augenblicke seiner Gefangennehmung, mit den Zähnen zerrissen habe. Dem Herrn Rappe und Herrn Foulon wurde, auf dem Rathhause, ein Zimmer angewiesen, wo sie beide so lange in Verwahrung bleiben sollten, bis der beständige Ausschuß versammelt seyn würde.

Gegen neun Uhr Vormittags waren die Wahlherren versammlet. Sie berathschlagten sich, was sie mit Herrn Foulon anfangen sollten? und beschlossen endlich, ihn nach der Abtei St. Germain führen zu lassen, diese Abtei in ein Staatsgefängniß zu verwandeln, und über den Eingang, mit großen Buchstaben, die Aufschrift setzen zu lassen: „Staatsgefangene in „den Händen der Nation.„ Man wollte Herrn Foulon sogleich nach dem Gefängnisse führen; aber einer der Wahlherren bemerkte: Herr Foulon sey am 12ten Julius zum Kriegsdepartement berufen worden; am 14ten habe man das Gerücht ausgestreut, er sey plötzlich am Schlage gestorben; nun sey es in der ganzen Stadt bekannt, daß er sich auf dem Rathhause befinde; das Volk sey gegen ihn aufgebracht, und habe ihn schon auf dem Wege sehr mißhandelt; es würde daher gefährlich seyn, ihn, im Zeitpunkte einer solchen Gährung, durch die Straßen von Paris zu führen. Um also seine Person nicht einer so großen Gefahr auszusetzen, wurde beschlossen, ihn den Tag über auf dem Rathhause zu behalten, und ihn, bei einbrechender Nacht, in der größten Stille, nach der Abtei St. Germain zu bringen. Außerdem, sagte ein anderer, werde Herr **Berthier** am Abend erwartet, und es sey der

Klug=

Klugheit gemäß, die Vorsicht zu gebrauchen, ihn nicht zu einer Zeit, wo die Gefangennehmung des Herrn Foulon, seines Schwiegervaters, eine Gährung unter dem Volke verursacht habe, in Paris ankommen zu lassen. Die Versammlung beschloß daher, einen Boten an Herrn Etienne de la Riviere zu senden, welcher ihm den Befehl überbringen sollte, bis auf weitere Ordre, an dem Orte, wo ihn dieser Bote antreffen würde, still zu halten, und seine Reise nach Paris mit Herrn Berthier nicht fortzusetzen.

Diejenigen, welche, mit dem Testamente des Herrn de Launay, nach dem Civillieutenant geschickt worden waren, kamen nun zurück, und sagten: der Lieutenant habe dasselbe nicht anders als in ihrer Gegenwart öffnen und lesen wollen, und er schicke, durch sie, das Testament der Versammlung wiederum zurück. Die Versammlung beschloß, daß dieses Testament, ohne es zu lesen, dem Civillieutenant abermals zurückgesandt werden solle.

Nun erschien Herr Deleutre, welcher nach der Abtei Montmartre von der Versammlung gesandt worden war. „Ich verließ, sagte er, das Rathhaus in „Gesellschaft des Priesters der Kirche St. Eustache, „und vor uns her ritten die beiden Stadtsoldaten. Als „wir in die Rue des Martyrs kamen, fanden wir „diese Straße mit einem Haufen des niedrigsten Pöbels angefüllt, Leute, deren ganzer Anblick und Betragen nichts als Rauben, Plündern, Verheeren und „Zerstören anzeigte. An der Thüre der Abtei fanden „wir einige Abgesandte des Distrikts St. Honore, welche in eben der Absicht dahin gekommen waren, in „welcher wir hinkamen. An dem Thore der Abtei

„sag-

„sagten wir dem Volke, wir wollten eine genaue Unter„suchung im Kloster vornehmen, und es solle, zu desto „größerer Sicherheit, selbst einige unter sich auswäh„len, welche, gemeinschaftlich mit uns, diese Unter„suchung anstellen könnten. Das Volk wählte unter „sich einige Personen, und nun giengen wir in die Ab„tei. Die Aebtissin öfnete uns alle Thüren, und dann „untersuchten wir in den Gebäuden, den Kellern, den „unterirrdischen Gängen, Gallerien, Kellerlöchern, „Scheunen, Vorrathshäusern, Gärten, Ställen, Korn„böden, Kirchen, Zellen, Versammlungszimmern, Kü„chen, Speisezimmern, Waschhäusern, Backhäusern, „Kabinetten, Schränken, Koffern, überall ohne Aus„nahme, auf das allergenaueste, und brachten über „dieser Untersuchung mehr als sechs Stunden zu. Wir „fanden nichts als eine alte, unbrauchbare Jagdflinte. „Korn war kaum soviel vorhanden, als die Abtei, zu „ihrem Unterhalte, selbst brauchte. Dies sagten wir „dem versammelten Pöbel, welcher vor den Thoren „der Abtei sich drängte und höchst unruhig war. Die „von dem Volke selbst gewählten Personen bestätigten „unsere Aussage, und der Pöbel, der vorher in so „großer Gährung gewesen war, begab sich ruhig „hinweg.„

Kaum hatte Herr Deleutre seinen Rapport geendigt, als der Marquis de la Fayette in den Saal trat. „Ich habe, sagte er, so eben einen Brief vom Könige „erhalten, den ich der Versammlung vorlesen werde.„

„Versailles am 21ten Julius 1789.„

„Man hat mir gesagt, mein Herr, daß sehr viele „Soldaten, von meinen Regimentern, ihre Fahnen „verlassen haben, um sich mit den Pariser Truppen zu

„ver-

„vereinigen. Ich gebe Ihnen Vollmacht alle diejeni=
„gen zu behalten, welche zu Ihnen gekommen sind ehe
„Sie diesen Brief erhalten haben, wenn nehmlich die
„Soldaten nicht lieber zu ihrem Regimente zurückkeh=
„ren wollen, und in diesem Falle soll ihnen kein Leid
„geschehen, wenn sie mit einem Billet von Ihnen ver=
„sehen zurückkommen. Was meine französische Garde
„betrift: so erlaube ich derselben sich mit der Pariser
„Bürgermiliz zu vereinigen, und sie soll Nahrung und
„Sold so wie vorher erhalten, so lange bis die Stadt
„die nöthigen Maaßregeln zu ihrer Unterhaltung ge=
„troffen haben wird. Die vier Kompagnien dieses Re=
„giments, welche hier noch bei mir Wache thun, kön=
„nen indessen bleiben, und ich werde für sie sorgen.„

LUDWIG.

Dieser gütige und zuvorkommende Brief des Kö=
nigs (in welchem aber freilich Ludwig nichts weggab,
als was ihm schon lange genommen war) wurde von
der Versammlung, mit einer lebhaften Freude und mit
lauten Beifallsbezeugungen aufgenommen. Hierauf
zeigte die Versammlung dem Herrn de la Fayette an,
daß Herr Foulon gekommen sey, und bemerkte zugleich,
wie nöthig es wäre, den ganzen Tag über, mit der
größten Klugheit, zu verhindern, daß nicht ein unge=
wöhnlicher Auflauf um das Rathhaus die Gegenwart
eines wichtigen Gefangenen verrathe; und daß er, bei
einbrechender Nacht, die nöthigen Befehle gebe, damit
Herrn Foulon, durch ein starkes Detaschement sicher
nach der Abtei St. Germain gebracht werden könne.
Der General versprach die Wünsche der Versammlung
zu erfüllen, und begab sich sogleich hinweg.

Nun

Nun erschien der Officier einer Patrouille der Bürgermiliz, und klagte die Frau eines Beckers, Namens Chevalier an, daß sie gegen die Patrouille rebellirt, den Sergeanten verwundet, und sich schlechterdings geweigert habe, dem Befehle der Versammlung zu gehorchen, und den Preis des Brodtes herunter zu setzen. Die Versammlung beschloß, diese aufrührische Beckersfrau recht strenge zu bestrafen, damit ihre Bestrafung andern zum Beispiel diene. Es war nun ohngefähr halb ein Uhr Nachmittags, und schon hatte die Berathschlagung über die Art dieser Bestrafung angefangen, als man, von dem Greveplatze her, ein fürchterliches Geschrei hörte. Einer nach dem andern stürzte in den Saal, und sagte, das Volk sey in einer schrecklichen Gährung; es verlange wüthend den Tod des Herrn Foulon. Man schickte, sogleich nach dieser erhaltenen Nachricht, einen Boten, um den Herrn Marquis de la Fayette aufzusuchen, und ihn zu bitten, ohne Verzug nach dem Rathhause zu kommen. Lärm, Mordgeschrei, Unruhe, Wuth, Drohungen, nahmen unter dem Haufen auf dem Greveplatze, immer mehr und mehr zu; das Volk drängte sich gegen die Wache auf der Treppe des Rathhauses, und drohte dieselbe niederzustoßen und mit Gewalt in das Rathhaus einzudringen. Die Versammlung beschloß, daß alle Priester, welche sich unter den Wahlherren befinden, den Herrn Maire begleiten, und von dem Balkon auf der Treppe, zu dem versammelten Volke reden sollten, um es zu besänftigen. Sie giengen herunter, und Herr Bailly hielt eine Anrede an das Volk, mit der akademischen Süßigkeit, welche ihm so natürlich ist, und welche auf das Volk gar keinen Eindruck macht. Die

Prie-

Priester, die ihn begleiteten, sprachen auch, und nachdem sie gesprochen hatten, wurden die Umstehenden etwas ruhiger; aber die Entferntern wütheten, rasten und tobten immerfort. Die Wahlherren kamen nach dem Saale zurück, und sagten, die Gährung habe auf einen solchen Grad zugenommen, daß Worte und Vermahnungen weiter nichts mehr helfen könnten. Ein paar Minuten nachher wurde das Mordgeschrei fürchterlich. Die Mitglieder der Versammlung zitterten, bebten, und waren bis ins Innerste erschüttert. Der Haufe drang nun, mit Gewalt und unaufhaltbar, gegen die Wache auf der Treppe des Rathhauses zu. In diesem Augenblicke giengen abermals einige Wahlherren herunter, in der Absicht, sich auf dem Platze unter dem Volke zu zerstreuen, und den verschiedenen kleineren Haufen, aus welchen der große Haufe bestand, jedem einzeln, begreiflich zu machen, wie nothwendig es sey, Herrn Foulon erst zu richten, ehe man ihn bestrafe. Diese Wahlherren kamen aber bald wiederum nach der Versammlung zurück, und sagten, das Volk sey rasend; es höre nicht; man habe unter demselben die Idee verbreitet, die Versammlung habe Herrn Foulon entwischen lassen; es wolle ihn sehen; es würde vielleicht sich besänftigen, nachdem es ihn gesehen haben würde; aber in dem gegenwärtigen Augenblicke mache der wüthende Pöbel Anstalt Feuer an das Rathhaus zu legen, und alle Wahlherren zu ermorden. Waren Schrecken, Bestürzung, Angst und Furcht, unter den Mitgliedern der Versammlung, vorher schon groß gewesen: so stiegen sie nunmehr auf den allerhöchsten Grad. Das Volk verlangte Herrn Foulon zu sehen — und nun erst erfuhr man, daß Niemand wußte wo Herr

Fou-

Foulon war. Man hatte zwar erfahren, daß er nach dem Rathhause gebracht worden sey, aber dieses war des Morgens früh, zwischen vier und fünf Uhr, geschehen; die Mitglieder des Ausschusses, welche die Nacht über Sitzung gehalten hatten, waren nach Hause gegangen; wo sie ihn hin gebracht hatten wuste man nicht; und es war, unter solchen Umständen, leicht möglich, daß er entwischt seyn konnte. Das Volk auf dem Platze verlangte mit Ungestüm ihn zu sehen, und einige von den Wahlherren durchliefen alle Zimmer des Rathhauses, um ihn aufzusuchen. Endlich fand man ihn in einem Zimmer, von vier Mann Stadtsoldaten bewacht. Die Versammlung beschloß nunmehr die Wuth des Volkes zu dämpfen, und demselben den Herrn Foulon vorzustellen. Vier Wahlherren giengen zu ihm, und baten ihn, sich am Fenster dem Volke zu zeigen. In diesem Augenblicke warf sich der Kammerdiener des Herrn Foulon, welcher mit ihm gefangen worden war, den Wahlherren zu Füßen: „Ist mein Herr strafbar, „sagte er, weinend, schluchzend und zitternd, so bin ich „doch ganz unschuldig. Trennen Sie mich von ihm, „sobald als möglich, ich bitte Sie, ich beschwöre Sie „um Gottes willen. Wollen sie aber das nicht thun, „und muß ich sterben: so nehmen Sie diesen Beutel „und diese Uhr, und schicken Sie dieselben, nach mei„nem Tode, meiner Frau.„ Die Wahlherren gewährten dem Kammerdiener seine Bitte und trennten ihn sogleich von seinem Herrn. Herr Foulon gieng nun ans Fenster, und zeigte sich dem Volke. Bei seinem Anblicke erschallte der ganze Platz von dem erschütterndsten Freudengeschrei; ein Freudengeschrei, demjenigen gleich, welches die Nordamerikanischen Wilden aus-

stos-

stoßen, wenn sie die Kriegsgefangenen erblicken, und nun schon im Voraus von der Freude und dem Genusse entzückt sind, welchen sie sich von dem langsamen Braten und dem Verzehren dieser unglücklichen Gefangenen versprechen. Noch zwei Minuten blieb Foulon am Fenster, und nun verwandelte sich plözlich das helle und laute Freudengeschrei des Pöbels, in ein dumpfes brüllendes Mordgeschrei: „An die Laterne! An die La„terne mit dem Schurken! an die Laterne! Laterne! „Laterne a)!„ So hallte es von allen Seiten wieder. Wuth und Raserei stiegen aufs höchste. Die Schranken vor dem Rathhause werden umgeworfen; die Wache wird unter die Füße getreten; in einem Augenblicke füllt der nach Blut dürstende Haufe, Hof, Treppe und Versammlungssaal des Rathhauses an. In dem Saale verlangen sie, fürchterlich schreiend, Herrn Foulon. Herr **Moreau de St. Mery** bat um einige Augenblicke Stillschweigen, und er erhielt es endlich, aber nach vieler Mühe. Nun sagte Herr **Delapoize**, einer der Wahlherren: „Jeder Schuldige muß von der „Gerechtigkeit gerichtet und bestraft werden; und ich „darf hoffen, daß ich, unter den Frankreichern welche „mich umgeben, auch nicht einen einzigen Henker er„blicke!„ Diese Worte schienen einen augenblicklichen Eindruck zu machen. Nun stand Herr **Osselin** auf, sprach länger, und bewies die Nothwendigkeit, jedes Verbrechen erst untersuchen und richten zu lassen, ehe der Verbrecher hingerichtet würde. Auch diese Rede machte Eindruck und der Pöbel wurde auf einige Augenblicke ruhiger. Dadurch war schon viel gewonnen: denn

a) Tolle! Tolle! Tolle!

denn die Wahlherren suchten nur das Volk so lange hinzuhalten bis Herr de la Fayette angekommen seyn würde. Von diesem Helden erwarteten sie alles; und mit Recht. Aber der Held kam nicht, und nun ertönte aufs Neue der Saal von dem Geschrei: „Man „richte ihn sogleich; man hänge ihn auf!„ Herr Osselin antwortete dem Volke: „Hier sind keine Richter, „aber ich will ihn den Richtern übergeben lassen!„ — „„Nein! Nein! schrien sie alle mit einer Stimme, so„„gleich gerichtet und aufgehängt!„ — „Wohlan, „fuhr Herr Osselin fort (der immer nur Aufschub „suchte) wenn Ihr die gewöhnlichen Richter nicht „wollt: so wählt euch andere.„

Nun entstand ein dumpfes Gemurmel unter dem Pöbel, welches sich bald in ein verwirrtes Geschrei verwandelte. Einer schrie dies; sein Nachbar etwas anders: aber die meisten riefen: „Die Wahlherren sollen „die Richter wählen!„ — „Nein! antwortete Herr „„Osselin, die Wahlherren haben kein Recht Richter „„zu wählen; wählt sie selbst!„ Dieser Vorschlag wurde angenommen; einige Stimmen ernannten den Priester von St. Etienne du Mont, und einige andere ernannten den Priester von Saint Andre des Arcs, welcher neben jenem saß. Jetzo schrien alle mit verdoppelter Wuth: „Nun so richtet dann! Richtet! Richtet!„ — Herr Osselin sagte: zwei oder drei Richter seyn nicht hinlänglich; in einem Kriminalgerichte müßten wenigstens sieben Richter sitzen. Nun wurden auf der Stelle noch vier andere Richter ernannt. Herr Osselin sagte ferner; man müsse auch einen Schreiber haben, um das Urtheil nieder zu schreiben. Darauf riefen alle einstimmig: „Sie! Sie! Sie selbst!„ Hierauf sagte

er, ein Advokat des Königs müsse die Klage vorbringen. Da riefen einige: „Ist Herr Duveyrier da?„ andere antworteten: „Ja! Ja!„ und nun rief der Haufe: „Er, er soll Kläger seyn!„

Herr Duveyrier stand auf und fragte: „Was hat „Herr Foulon für ein Verbrechen begangen?„ Die Umstehenden antworteten: „Er hat das Volk gedrückt; „er hat gesagt, er wolle es noch dahin bringen, daß „das Volk Heu fressen müsse: er hat einen Staatsbankerott machen wollen; er ist ein Mitverschworner; „ein Kornjude.„

Nachdem nun Richter, Schreiber und Kläger gewählt waren, schrie der Pöbel, in einem neuen Anfalle von Wuth: „Richtet! Richtet! Richtet doch! Um „Gottes willen richtet!„ Die beiden zu Richtern gewählten Priester standen auf, und einer von ihnen sagte: „Dies ist ein Kriminalproceß, und die Gesetze der „Kirche verbieten uns, ausdrücklich, in Kriminalsachen Richter zu seyn.„ Diese unbesonnenen Worte, in einem so kritischen Zeitpunkte, zu einem wüthenden Pöbel gesprochen, brachten seine Wuth auf den höchsten Grad. Lärm und Tumult waren unbeschreiblich. Einige stampften mit den Füßen, vor Zorn und Unwillen; andere schoben das Hemde bis an die Schulter zurück, rollten es auf, hoben den nackten Arm in die Höhe, und machten die Bewegung des Kopfabschlagens. Endlich stürzten sie rasend vorwärts auf die Wahlherren zu, brachen durch die Schranken, hielten vor Wuth schäumend, die geballte Faust unter die Nase der Wahlherren, und sagten: „Ihr treibt euren „Spott mit uns, und lasset indessen den Gefangenen entfliehen. Wir wollen ihn sehen! So„gleich!

„gleich! wir wollen ihn sehen!„ und in demselbigen Augenblicke drangen sie vor, um die Thüre des Zimmers einzurennen, in welchem er saß. Die Wahlherren suchten sie zu besänftigen, und schlugen vor, sie wollten vier Personen aus dem Haufen zu ihm hineinlassen, wenn diese schwören wollten, ihm kein Leid zu thun. Jeder verlangte einer von den vieren zu seyn. Endlich standen vier, von den nächsten an der Thüre, auf Stühle, schworen den Eid, und wurden in das Zimmer gelassen, in welchem Herr Foulon sich befand.

Jetzo war der Hause etwas ruhiger geworden; man schlug vor, an die Stelle der beiden Priester zwei andere Richter zu ernennen. Alle riefen: „Bailly und „la Fayette an ihre Stelle!„ Ein Wahlherr sagte: „Herr Bailly ist abwesend; man muß ihn erst holen!„ — „„Nein! Nein! riefen sie wüthend, keinen Auf„„schub; Moreau de St. Mery an seine Stelle!„ — „La Fayette ist auch abwesend, sagte ein anderer „Wahlherr, wir wollen warten bis er kommt.„ Nun gerieth der Pöbel, abermals, in einen schrecklichen Anfall von Wuth, und schrie ganz rasend: „Nennt einen „andern! Geschwind! Ernennt einen andern ihr „selbst!„ Die Wahlherren ernannten Herrn **Duport du Tertre**.

„Den Gefangenen! Den Gefangenen! den Schur„ken! Her mit ihm! bringt ihn! Richtet ihn! Henkt „ihn!„ so schrien sie nunmehr, wüthend, stampfend und tobend. Nach einer kleinen Pause, sagte einer der Wahlherren: „Wohlan! der Gefangene soll her„geführt werden, aber versprecht uns, daß ihr ihn, „wenn er hier ist, nicht mißhandeln wollt!„ Der Pöbel versprachs, und einige machten, statt der niederge-

rissenen Schranken, eine Kette, und stiessen diejenigen, welche hinter ihnen waren zurück, um vor den Wahlherren Platz für Herrn Foulon zu machen. Er wurde aus dem Nebenzimmer in den Saal geführt. Einige aus dem Haufen setzten einen Stuhl auf einen kleinen Tisch, und zwangen Herrn Foulon sich auf diesen Stuhl zu setzen.

Einer von den Wahlherren stellte nun die Nothwendigkeit vor, erst die Ankunft des Herrn de la Fayette abzuwarten; aber dieser neue Aufschub, vereinigt mit dem Anblicke des Gegenstandes der Rache, brachte den Pöbel in eine solche Wuth, daß die meisten gar nicht mehr sprechen konnten, sondern nur noch, gräßlich und krampfhaft, ihre Gesichtszüge verstellten und den Mund verzogen. Umsonst baten die Wahlherren noch um einen kleinen Aufschub; umsonst stellten sie vor, Herr de la Fayette könne nicht lange mehr ausbleiben; umsonst boten sich viere von deu Wahlherren dem Volke als Geißeln an, und versprachen mit ihrem Kopfe dafür zu stehen, daß Herr Foulon nicht entwischen solle: alles war vergeblich; der Haufe drängte sich vor, suchte sich des unglücklichen Schlachtopfers seiner Wuth zu bemächtigen, und der Augenblick war vorhanden, in welchem der Greis von den Händen eines rasenden Haufens in Stücken zerrissen werden sollte: als, auf einmal, ein lautes Geschrei auf dem Greveplatze die Ankunft des Marquis de la Fayette ankündigte.

Bei der Ernennung dieses großen, ehrwürdigen Namens fuhr der Pöbel erschrocken in sich selbst zurück. In dem Glanze, welchen seine Tugend und seine Seelengröße um sich her verbreitet, stehen alle kleinen Leidenschaften beschämt und erschrocken da. Auf allen

Sei-

Seiten machte man Platz, und er kam mitten durch das Gedränge ungedrängt. Aller Augen waren auf ihn, den Helden gerichtet; das tiefste Stillschweigen herrschte unter der wüthenden Menge; nicht ein Laut ließ sich hören; und, in tiefster Ehrfurcht, sahen sie, wie er, langsam und bedächtlich, im Saale vorwärts schritt, sich nach allen Seiten mit Erstaunen umsah, und dann sich neben den Präsidenten der Versammlung, Herrn Moreau de St. Mery setzte. Wahrlich! man darf la Fayette nur sehen, um, auf einen Augenblick, so groß zu werden als er selbst ist. Sein edler, erhabener Anstand; seine große faltenlose Stirne; sein gerade vor sich sehendes Heldenauge; die Freundlichkeit, die Unerschrockenheit, die Kaltblütigkeit und die Seelengröße, die sich in seinen Gesichtszügen mahlt — erheben jeden, der sich ihm nähert, bis zu ihm selbst hinauf. So triumphirte er auch diesmal; bei seinem Anblicke verstummten sie alle.

Bald nachher stand er auf, und sprach eine halbe Stunde lang, mit einer Stärke des Ausdrucks; mit einer Feinheit der Wendungen; mit einer so ungeschmückten und so herzenrührenden Beredsamkeit, daß es ein großer Verlust für die Nachwelt seyn wird, diese Rede nicht ganz zu besitzen a). Alles was uns davon übrig geblieben ist, besteht in folgendem Bruchstücke, welches einer von den Zuhörern aus dem Gedächtnisse nachgeschrieben, und welches la Fayette selbst für ächt erkannt hat.

»Ihr

a) Nam et facundia aderat, mulcendique vulgum artes, et auctoritas.

TACITUS Hist. I. 3.

„Ihr kennet mich alle, sagte er; Ihr habt mich
„zu Eurem General erwählt, und diese, für mich eh-
„renvolle Wahl, legt mir die Pflicht auf, mit derjeni-
„gen Freimüthigkeit und Offenherzigkeit zu euch zu re-
„den, welche die Grundzüge meines Charakters aus-
„machen. Ihr wollt, ohne Untersuchung, dem Man-
„ne, der hier vor Euch ist, das Leben nehmen: eine
„solche Ungerechtigkeit würde Euch Schande bringen;
„sie würde meinen eigenen Charakter beflecken; sie
„würde alle die Bemühungen beflecken, welche ich mir,
„zu Gunsten der Freiheit, gegeben habe, wenn ich
„schwach genug wäre, sie zu erlauben. Ich werde sie
„nicht erlauben, sie nicht zugeben, diese Ungerechtig-
„keit. Aber ich bin weit entfernt ihn retten zu wollen,
„wenn er schuldig ist: ich verlange bloß allein, daß der
„Beschluß der Versammlung in Ausübung gebracht
„werde, und daß man diesen Mann nach dem Gefäng-
„nisse bringe, um ihn von dem Tribunal richten zu las-
„sen, welches die Nation dazu bevollmächtigen wird.
„Ich verlange Achtung für das Gesetz; das Gesetz,
„ohne welches keine Freiheit möglich ist; das Gesetz,
„ohne dessen Beistand ich niemals zu der Revolution
„der neuen Welt würde beigetragen haben; und ohne
„welches ich nichts zu derjenigen Revolution beitragen
„werde, welche jetzo anfängt. Was ich zu Gunsten
„der gerichtlichen Formen und des Gesetzes sage, ist
„keinesweges so zu verstehen, als ob es zu Gunsten
„des Herrn Foulon gesagt sey. In Rücksicht auf ihn
„kann ich nicht verdächtig seyn; und vielleicht würde
„schon allein dasjenige, was ich über ihn, bei verschie-
„denen Gelegenheiten, gesagt habe, mich des Rechts
„berauben sein Richter zu seyn. Aber, je gegründeter
„der

„der Verdacht ist, daß er schuldig sey: desto wichtiger „ist es, daß, in Rücksicht auf ihn, die gerichtliche „Form beobachtet werde; sey es, um seine Bestrafung „desto feierlicher zu machen; oder um ihn gerichtlich „auszufragen, und aus seinem eigenen Munde zu er„fahren, wer seine Mitschuldigen sind. Demzufolge „will ich jetzo Befehl geben, daß er nach dem Gefäng„nisse der Abtei St. Germain geführt werde.„

Diese Rede machte, auf diejenigen, welche nahe genug waren um dieselbe ganz hören und verstehen zu können, einen tiefen Eindruck. Die Umstehenden verlangten, daß Foulon sogleich nach dem Gefängnisse geführt werden solle. Sogar unter denen, welche der Haufe dem Herrn Foulon zu Wächtern gegeben hatten, standen zwei auf den Tisch, und sagten, man müsse ihn nach dem Gefängnisse bringen. Aber am andern Ende des Saals waren die Gemüther noch nicht besänftigt. Vielmehr schrien sie wüthend, den beiden Personen welche auf dem Tische standen, zu: „Herunter! Herunter! Herunter mit euch!„ und die beiden Männer waren genöthigt herunter zu steigen und zu schweigen.

Herr Foulon, welcher durch die Rede des Herrn la Fayette Muth bekommen hatte, stand auf und wollte reden. Von dem was er sagte konnte man aber nichts verstehen als die Worte: „Verehrungswürdige Ver„sammlung! Gerechtes und großmüthiges Volk! Ue„brigens befinde ich mich ja mitten unter meinen Mit„bürgern und fürchte daher nichts.„

Diese Anrede that eine sehr widrige Würkung auf das Volk, und erbitterte die Gemüther nur noch mehr. Schon ließ sich wiederum, im Saale, die Rachsucht in ei-

einem leisen Gemurmel hören, welches allmählich in ein lautes Mordgeschrei übergieng, und als, in eben diesem Augenblicke, der ganze Greveplatz von einem wüthenden Rufen: „Foulon! Foulon! wir wollen Foulon!„ widerhallte, und man dieses Rufen in dem Versammlungssaale deutlich hören konnte: so verlor auch hier der Pöbel abermals alle Besinnung. Seine Wuth stieg, und als sich endlich einige wohlgekleidete Personen in den Saal drängten, das Volk aufwiegelten und ihm empfahlen strenge zu seyn; so wurde die Raserei des Pöbels wieder eben so groß als sie eine halbe Stunde vorher gewesen war. Ein sehr wohl gekleideter Mann drängte sich durch das Volk, bis vorne hin zu dem Tische, auf welchem der Stuhl stand, auf dem Foulon saß. Er schlug mit geballter Faust auf den Tisch, und schrie, mit konvulsivisch verzogenen Gesichtszügen, dem Herrn de la Fayette entgegen: „Richten? „Richten? Ists denn nöthig einen Mann noch zu richten, der schon seit dreißig Jahren gerichtet ist?„

La Fayette stand nun auf und hielt eine neue Anrede. Auch diesmal gelang es ihm das Volk zu besänftigen. Aber bald entstand ein neuer Sturm; und in einem neuen Anfalle von Wuth drängte sich der Pöbel abermals vor. La Fayette sprach wieder; und wiederum wurde es ruhig. Nun fiengen die Wahlherren schon an zu hoffen, daß es ihnen doch noch gelingen werde Herrn Foulon der Wuth des Volkes zu entziehen: aber ein neuer, unerwarteter Vorfall vereitelte ihre Hofnung. Ein Geschrei, lauter, schrecklicher, durchdringender und anhaltender, als es noch nie vorher gewesen war, wurde von dem Greveplatze her, gehört; und es breitete sich bald von da bis an den

Saal

Saal des Rathhauses fort. Der Palais Royal, rief man, und die Vorstadt St. Antoine sind gekommen, um den Gefangenen abzuholen. Der Greveplatz, die Treppe, und alle übrigen Zugänge des Rathhauses, ertönten von einem gräßlichen Geschrei, welches immer näher und näher kam. Ein neuer Haufe stürzt sich in den Saal, drängt den Haufen mit welchem derselbe schon angefüllt ist vor sich her, gegen die Wahlherren, und gegen den Stuhl zu auf welchem Foulon sitzt. Schon wankt der Stuhl; jetzt wird er umgeworfen; der Greis fällt, über den Tisch herunter, auf die Erde; der Pöbel bemächtigt sich seiner und schleppt ihn weg; la Fayette steht auf, und ruft überlaut: „Man führe ihn ins Gefängniß!„ Der Saal ist leer; aber nach wenigen Minuten füllt er sich wieder an, und Foulon ist nicht mehr. Zweimal hieng ihn der Pöbel an den Strick der Laterne; zweimal riß der Strick; zweimal bat der Greis auf den Knieen um sein Leben; umsonst; die Mörder fielen über ihn her, schlugen und stachen ihn todt, schnitten ihm, mit Messern, den Kopf ab, und trugen denselben, mit eingeschlagenen Augen, plattgedrückter Nase, und einer Handvoll Heu im Munde, auf eine Stange gesteckt, durch alle Straßen der Hauptstadt. Ein Tischlergeselle brachte auf das Rathhaus Foulons Schuhe, seine silbernen Schnallen und seine goldene Tabatiere. Ein anderer brachte seinen Hut, seine zwei kostbaren goldenen Uhren, seine Riechfläschgen, und seinen reichlich mit Gelde versehenen Beutel. Foulon wurde nicht umgebracht um ihn zu berauben: er ward einer gerechten Rache aufgeopfert. Das Blut der unzählbaren Menge, welche durch ihn, in Deutschland und in Frankreich,

un-

unglücklich geworden ist, schrie zum Himmel um Rache: und Foulon mußte eines solchen Todes sterben, damit nicht länger der Gotteslästerer leugne, daß es eine Vorsehung gebe, welche, auch schon in dieser Welt, das Gute belohnt und das Böse bestraft.

Indessen trat ein wohlgekleideter Mann in den Saal, welcher sagte: wahrscheinlich habe Herr Etienne de la Riviere den Befehl der Versammlung, daß er, seinen Gefangenen, heute nicht nach Paris bringen solle, nicht erhalten: denn er nähere sich der Hauptstadt, und man habe ihn zu Bourget gesehen, wo er angehalten habe, um zu Mittage zu essen. Die Versammlung war über diese Nachricht erschrocken; sie sah die Nothwendigkeit ein, Herrn Berthier zur Zeit einer solchen Gährung nicht nach Paris kommen zu lassen; und daher sandte sie auf der Stelle einen Eilbothen dem Herrn Etienne de la Riviere entgegen, um ihn zu bitten, daß er, mit Herrn Berthier, die Nacht über zu Bourget zubringen möge. Die Versammlung beschäftigte sich nun noch eine Zeitlang mit Berathschlagungen, welche die Polizei der Hauptstadt betrafen. Aber diese Berathschlagungen wurden, durch die Ankunft des Herrn la Presle unterbrochen, welcher, zugleich mit Herrn Etienne de la Riviere, von der Versammlung abgesandt worden war, um sich der Person des Herrn Berthier zu bemächtigen. „Wir „haben, sagte er, den Befehl erhalten zu Bourget zu „bleiben; aber es war unmöglich denselben zu befol„gen. Zu den 240 Reutern, welche uns, auf Befehl „der Versammlung begleiteten, haben sich, zu Senlis „und auf dem Wege, noch wenigstens 600 andre Reu„ter gesellt. Diese wollten auf keine Weise zugeben,

„daß

„daß der Wagen zu Bourget bleibe. Der Weg von
„diesem Dorfe bis nach Paris ist mit einer unzählbaren
„Menge Menschen bedeckt, die alle in heftiger Leiden-
„schaft sind. Nur mit der allergrößten Mühe haben
„wir, zu verschiedenen malen, den Herrn Berthier vor
„den Streichen geschützt, welche gegen ihn gerichtet
„waren, vorzüglich vor den Streichen der Reuter die
„sich mit seiner Wache vereinigt haben. Alle Bemü-
„hungen, ihn zu verhindern nach Paris zu kommen,
„würden vergeblich seyn.„

Die Versammlung, um endlich noch das letzte Mittel anzuwenden, welches in ihrer Macht war, sandte sogleich einen Eilbothen dem Herrn de la Riviere entgegen, mit dem Befehle, Herrn Berthier nicht nach dem Rathhause, sondern nach der Abtei St. Germain, ins Gefängniß zu bringen. Gegen neun Uhr des Abends unterbrach ein fürchterliches Geschrei, das von ferne her kam, und immer gräßlicher ward, jemehr es sich dem Greveplatze näherte, abermals die Berathschlagungen der Versammlung. Der rasende Pöbel bricht, mit Heulen und Schreien, durch die Schranken, wirft die zahlreiche Wache über den Haufen, stürzt die Treppen des Rathhauses hinan, in den Saal hinein, und ruft, mit wildem Jauchzen: „Berthier! Berthier! wir bringen Berthier!„ Herr la Fayette ließ auf der Stelle eine zahlreiche Wache ins Gewehr treten, und besetzte den Hof des Rathhauses, und die Treppe, von oben bis unten, mit Bürgersoldaten, welche mit aufgepflanztem Bajonette Wache hielten. Jetzo kam der Eilbothe zurück, der abgesandt worden war, um Herrn de la Riviere den Befehl zu überbringen, daß er Herrn Berthier nach der Abtei St. Germain

main führen solle. „Ich habe die Chaise, sagte er, „bei dem Thore St. Martin angetroffen, aber die un„geheure Menge Volks, mit welcher dieselbe umgeben „war, hat mich verhindert durchzudringen und den „Befehl zu überreichen.„ Wenige Augenblicke nachher erscheint Herr Etienne de la Riviere im Saale und sagt: „Ich habe den mir gegebenen Auftrag „ausgeführt; aber mit einer Beschwerlichkeit die sich „nicht beschreiben läßt. Die zahlreiche Wache, mit „welcher ich umgeben war, hat mir nichts geholfen. „Herr Berthier ist nunmehro hier auf dem Rathhause; „ich habe ihn, mitten durch ein unermeßliches, wü„thendes, rasendes und tobendes Volk, glücklich hie„her gebracht. Er ist mit einer Wache im Nebenzim„mer, und soll hier hereingebracht werden, wenn Sie „es befehlen.„ Die Versammlung beschloß, daß Herr Berthier sogleich hereinführt werden solle. Herr Etienne de la Riviere gieng heraus, um den Gefangenen zu holen, und während dieser Zeit befahl la Fayette, daß einige Soldaten herein kommen sollten. Sie kamen, aber der Pöbel stieß sie zurück und wollte sie nicht vorlassen. La Fayette befahl, und so kamen denn endlich die Soldaten an das Ende des Saals, an welchem die Wahlherren saßen. La Fayette ließ die Soldaten einen Halbzirkel formiren, und befahl ihnen, über die persönliche Sicherheit des Gefangenen zu wachen. Einige Minuten nachher kam Herr Etienne de la Riviere mit Herrn Berthier, begleitet von einer zahlreichen Wache, herein. Herr Bailly redete den Gefangenen an: „Haben Sie etwas zu sagen?„ — „Ich werde mich rechtfertigen, antwortete Berthier, „sobald ich weiß worüber ich angeklagt bin.„

Bail-

Bailly. Was haben Sie seit dem Zwölften dieses Monats gethan?

Berthier. Bei dem Ausbruche der Unruhen hielt ich es für nöthig mich nach Versailles zu begeben. Mittwochs, am 15ten habe ich um Mitternacht Versailles verlassen. Geschäfte meines Ministeriums verlangten meine Gegenwart zu Mantes und zu Meulan; ich reiste dahin, gieng nachher von da nach Meaux, um die Kosten für den Rückzug der Truppen zu bezahlen, und verließ diesen Ort am vergangenen Freitage, um nach Soissons zu reisen, zu meiner Tochter, in deren Hause ich zu Abend speiste und die Nacht zubrachte. Am Sonnabend früh verließ ich sie und gieng nach Kompiegne. Kaum war ich in dieser Stadt angekommen, als mich zwei Männer gefangen nahmen, welche vorgaben, sie hätten Befehl sich meiner zu bemächtigen, sie möchten mich auch antreffen wo sie wollten.

Bailly. Wo sind Ihre Papiere?

Berthier. Ich habe keine Papiere bei mir, außer einer Visitenkarte (er zog dieselbe aus der Tasche). Die Papiere welche zu meiner Administration gehören, werden sich in der dazu gehörigen Kanzellei finden. Ich habe nichts mit mir genommen, als meine Brieftasche, und diese hat mein Kammerdiener in Verwahrung. Ich bat ihn dieselbe dem Herrn Intendanten von Soissons zu übergeben, und habe übrigens nicht erfahren wo dieser Kammerdiener hingekommen ist. Ich bitte recht sehr, daß man mir die Erlaubniß geben möge auszuruhen. Ich bin abgemattet; denn ich habe in drei bis vier Nächten kein Auge zugethan, weil ich zu Kompiegne von zwölf Mann bewacht war, die alle in meinem Schlafzimmer die Nacht zubrachten.

Bail-

Bailly. Herr de la Riviere lesen Sie uns das Protocoll des Bürgerraths der Stadt Kompiegne, wegen Uebergebung des Herrn Berthier in ihre Hände, vor.

Herr Etienne de la Riviere las eine Abschrift dieses Protocolls vor, und während der Vorlesung erschallte ein wildes Mordgeschrei von dem Greveplatze. Das Volk verlangte nicht bloß Herrn Berthier; seine Wuth und Raserei brach auch in Verwünschungen gegen die Wahlherren aus, von denen man behauptete, daß sie so lange zögerten, weil sie gerne Herrn Berthier der gerechten Rache des Volkes entziehen und ihn entwischen lassen wollten. Sie seyn, hieß es, alle Aristokraten, selbst nicht besser als Berthier, und das beste Mittel, um die Ruhe herzustellen, würde seyn, sie alle noch diesen Abend aufzuhängen. Ein neuer, rasender Haufe dringt, durch diese Reden gestimmt, mit Gewalt, in das Rathhaus, wirft, auf der Treppe, die zahlreiche Wachen auf die Seite, ohne daß diese es wagen Widerstand zu thun; stürzt in den Versammlungssaal: stößt den Haufen, welcher den Saal ausfüllt, vor sich hin, auf die Soldaten, auf den Gefangenen und auf die Wahlherren zu, und schreit mit gräßlichem Geheule: „Fort! Fort! macht daß ihr fertig werdet! Man „kommt! man stürmt das Rathhaus! . . . Der Palais „Royal! . . . Die Vorstadt St. Antoine! . . . Fort! „Fort! keinen Aufschub!„ Herr Bailly fragte: ob die Versammlung, zufolge ihres am Vormittage gefaßten Beschlusses, wolle, daß Herr Berthier sogleich nach dem Gefängnisse der Abtei St. Germain geführt werden solle? Die Versammlung blieb bei diesem Entschlusse, und Herr Bailly gab den Befehl dazu. Die

Wa-

Wache nahm Herrn Berthier in die Mitte und führte ihn ohne Widerstand durch den Saal; aber kaum war er aus den Augen der Wahlherren, als schon die traurige Bothschaft zurück kam: der Pöbel habe sich, mit Gewalt, des Herrn Berthier bemächtigt, und ihn, mit tausend Stichen, Stößen und Schlägen, umgebracht; er habe sich, beinahe eine Minute lang, gegen den ganzen Haufen gewehrt, sey aber endlich der Menge untergelegen. Diese Nachricht war noch kaum angekommen, als auch schon ein Kerl, in einer Dragoneruniform, in den Saal trat. Er hatte in der Hand ein blutiges Stück Fleisch, mit welchem er sich dem Tische näherte, hinter welchem die Wahlherren saßen, wobei er triumphirend ausrief: „Hier ist Berthiers Herz! Hier ist Berthiers Herz.„ Es war das noch blutende, noch schlagende Herz des unglücklichen Mannes, der kurz vorher sich mit so vieler Würde und Standhaftigkeit vertheidigt hatte!

Die Wahlherren waren, bei diesem Anblicke mit Schrecken und Grausen erfüllt; ein kalter Schauer überlief sie, und sie hatten den Gebrauch der Sprache verloren. Sie gaben dem Unmenschen, durch Zeichen, zu verstehen, daß er sich wegbegeben möge. Er gieng und ihm folgte das Volk jauchzend und jubelnd nach. Er steckte das Herz auf die Spitze seines Säbels und trug es so durch die Straßen von Paris. Der Pöbel tanzte vor, neben und hinter ihm her, und sang mit kannibalischer Ironie, welche die Seele bis in das Innerste erschütterte, das bekannte Lied; Il n'est point de fête quand le coeur n'en est pas!

Bald kamen einige andere in den Versammlungssaal, welche sagten, man bringe Berthiers Kopf.

Der

Der Marquis de la Fayette bat, sie möchten dem Volke sagen, die Versammlung sey mit Berathschlagung über wichtige Dinge beschäftigt, und wünsche sehr nicht unterbrochen zu werden; und so wurde denn auch Berthiers Kopf nicht in den Saal gebracht. Der Pöbel steckte denselben auf eine Stange, und trug ihn, mit dem seines Schwiegervaters, durch die Straßen von Paris. Berthier hinterläßt eine Frau und acht wohlerzogene Kinder.

Die Nacht vom 22ten auf den 23ten Julius war ruhig. Am 23ten Julius (Donnerstag) erschien Herr **Etienne de la Riviere** auf dem Rathhause vor den Wahlherren: „Der Lärm, sagte er, war gestern zu „groß, als daß es mir möglich gewesen wäre, der Versammlung von dem traurigen Auftrage, den wir beide, Herr **la Presle** und ich, von der Versammlung „erhalten haben, Bericht abzustatten. Das tragische „Ende dieser Begebenheit legt uns nun um destomehr „die Pflicht auf, in Erzählung alles dessen was uns ge„stern wiederfahren ist, recht pünktlich und genau zu „seyn. Wir verließen Paris in der Nacht vom Mon„tage auf den Dienstag, um zwei Uhr des Morgens. „Die 240 Reuter, welche uns, auf Befehl der Ver„sammlung, begleiten sollten, haben uns, unter der „Anführung des Chevalier **d'Ermigny**, um zehn Uhr, „zu Senlis eingeholt. Der Chevalier ließ einen Theil „dieser Truppen zu Senlis liegen, und setzte mit den „übrigen seine Reise fort, bis nach **Verberie**, drei „Stunden vor Kompiegne, wo er seine Leute zurück „ließ. Von diesem Orte bis nach Kompiegne reisten „wir ohne Begleitung. Wir wurden von der Bürger„miliz eingeholt und nach dem Rathhause gebracht.

„Der

„Der Bürgerrath nahm uns sehr wohl auf, und wir wur-
„den in das Zimmer geführt in welchem sich Herr Ber-
„thier aufhielt. Es war zwei Uhr des Morgens, und
„wir fanden ihn im Bette, mit 24 Mann Wache um-
„geben. Ich sagte ihm, was ich für einen Auftrag
„hätte: er antwortete, er würde sich zur Abreise be-
„reit machen. Um drei Uhr stieg er, mit dem Cheva-
„lier d'Ermigny in eine Postchaise; die Bürgermiliz
„von Kompiegne umgab den Wagen, und brachte ihn
„bis nach der ersten Poststation. Ich war voraus ge-
„fahren, und hatte dem Detaschement zu Verberie von
„der Ankunft des Herrn Berthier Nachricht gegeben.
„Sie saßen auf und erwarteten seine Ankunft. Wir hat-
„ten uns vorgenommen zu Senlis stille zu halten, zu
„essen und die Pferde zu futtern: aber wir fanden, an
„diesem Orte, die Gährung so groß, daß wir, ohne
„anzuhalten, unsere Reise weiter fortsetzten. Von
„Senlis schickten wir indessen einen Eilbothen, mit ei-
„ner Abschrift des Protocolls, wegen Uebergabe des
„Gefangenen zu Kompiegne, an Sie ab. Gegen Mit-
„tag kamen wir nach Louvres und hielten an, Herr
„Berthier wurde in ein Zimmer geführt, und der Che-
„valier d'Ermigny wandte alles an was die Klugheit
„erforderte, um ihn vor aller Beleidigung sicher zu
„stellen. Unsere von Paris mitgenommene Wache
„hatte, seit wir durch Senlis gekommen waren, be-
„trächtlich zugenommen. Eine Menge Männer zu
„Pferde hatten sich mit ihr vereinigt, und zu Louvres
„nahm die Menge noch mehr zu. Wir erwarteten die
„Rückkunft des Kouriers, den wir, von Senlis aus,
„an Sie geschickt hatten, und Herr d'Ermigny erwar-
„tete ebenfalls die Rückkunft eines Kouriers, den er

„an Herrn de la Fayette gesandt hatte. Um zwei Uhr
„Nachmittags hörten wir ein schreckliches Geschrei im
„Hofe des Wirthshauses, in welchem wir uns befan-
„den. Bewaffnete Kerls riefen uns zu: wir sollten
„nicht so lange zaudern, sondern eilen, damit wir noch
„bei Tage zu Paris ankommen möchten. Einige von
„ihnen kamen herauf, in das Zimmer in welchem sich
„Herr Berthier befand, und nöthigten ihn herunter zu
„kommen, und abzureisen. Als er in der Postchaise
„saß, zerbrach der Pöbel die Jalousieläden derselben,
„um ihn besser sehen zu können. Sein Leben war in
„der größten Gefahr, und diese Gefahr wurde alle Au-
„genblicke dringender. Herr de la Presle und ich hiel-
„ten es für unsere Pflicht diese Gefahr mit ihm zu thei-
„len, und Herr de la Presle erlaubte mir, aber nur
„aus Freundschaft, die Sorge für das, was Sie und
„der Bürgerrath von Kompiegne uns anvertraut hat-
„ten, allein zu übernehmen. Ich stieg in die Chaise
„des Herrn Berthier und setzte mich neben ihn. Er
„halte sich an meiner Seite, sagte er, für vollkommen
„sicher. Herr d'Ermigny gab uns um die Chaise eine
„Wache von Leuten, auf welche er sich verlassen konnte,
„und ihr Eifer und Muth verdienen meinen wärmsten
„Dank. Ihre Sorgfalt und ihre thätige Wachsamkeit
„konnten aber dennoch nicht verhindern, daß nicht ein
„unzählbares Volk Flüche und Verwünschungen gegen
„Herrn Berthier ausgestoßen hätte. Sehr viele lies-
„sen mir, durch die Wache, schlechtes Brodt übergeben,
„und sagten Herr Berthier sey Schuld an alle dem
„Elend und dem Unglücke über welches sie klagten.
„Eine halbe Stunde von Louvres näherte sich uns
„ein Reuter mit gezücktem Säbel, und suchte durch die
„Wa-

„Wache bis zu uns durchzubringen. Seine Augen „blizten und er war im Begriffe Herrn Berthier zu „durchstechen. Ich legte mich, mit meinem ganzen „Körper über Herrn Berthier, und sagte dem Manne, „seine Streiche würden Herrn Berthier nicht eher tref- „fen, als bis sie mich selbst getroffen hätten. Man „entfernte ihn endlich. Der Haufe der Reuter um „uns her nahm indessen immer mehr und mehr zu. „Herr d'Ermigny gab Befehle; aber diese Befehle wur- „den nicht ausgeführt. Hierauf begab er sich in die „Mitte, und begnügte sich damit, die Reuter zu kom- „mandiren welche zunächst die Chaise umgaben, und „darüber zu wachen, daß sich niemand derselben zu sehr „nähern möchte.„

„Wir waren nun schon seit mehr als einer Stun- „de auf dem Wege, seitdem wir Louvres verlassen hat- „ten: als der Kourier, welchen ich des Vormittags „abgesandt hatte, mir einen Brief des Herrn Bailly „überbrachte, in welchem der Herr Maire mir sagte: „Herr la Fayette und er hielten für gut, daß Herr Ber- „thier bei Tage ankommen solle, um dem Volke keine Ur- „sache zum Mißtrauen zu geben; demzufolge würde es „besser seyn, den Herrn Berthier die Nacht zu Bour- „get zubringen zu lassen, um am folgenden Tage, ge- „gen neun Uhr des Morgens zu Paris anzukommen; „Herr de la Fayette würde die nöthigen Befehle ge- „ben, damit die Sicherheit des Gefangenen keine Ge- „fahr laufe, und damit er nach der Abtei St. Ger- „main ins Gefängniß gebracht werden könne. Ich „steckte den Brief in die Tasche. Herr Berthier, wel- „cher bis dahin mit vielem Zutrauen sich mit mir un- „terredet hatte, that verschiedene Fragen an mich.

 „Ich

„Ich fürchtete ihn zu betrüben, und wich daher seinen
„Fragen aus. Meine Antworten schienen ihm nicht
„genugthuend, und ich bemerkte daß er unruhig wurde.
„Um ihm die Angst zu benehmen, in welcher ich ihn
„sahe, gab ich ihm den Brief des Herrn Bailly.
„Nachdem er denselben gelesen hatte, nahm er seine vorige
„heitere Miene wieder an. Ich bitte Sie, sagte er zu
„mir, dem Herrn Bailly und der Versammlung, in
„meinem Namen, wegen der Bemühungen zu danken,
„welche sie sich geben, um mir Gelegenheit zu verschaf=
„fen mich zu rechtfertigen, und um mich der blinden
„Wuth des Volkes, welches mich anklagt, zu ent=
„ziehen.

„Viele Stimmen aus dem Haufen riefen mir zu,
„ich sollte aussteigen. Herr Berthier, welcher einige
„von ihnen mit Flinten bewafnet sah, und bemerkte,
„daß sie auf uns anschlugen, bat mich, ich möchte ihn
„allein der Gefahr ausgesetzt lassen. Er beschäftigte
„sich nur mit mir, vergaß sich selbst, und bat mich der
„gegen ihn bewafneten Wuth des Volkes nachzugeben.
„Aber je größer die Gefahr wurde: destomehr gebot
„mir die Pflicht zu bleiben; ich blieb daher in der Chai=
„se, bei Herrn Berthier. Gegen 6 Uhr Abends kamen
„wir zu Bourget an. Ich wollte den mir gegebnen
„Befehl ausführen, und Herrn Berthier aussteigen
„lassen. Einige Personen, wahrscheinlich solche denen
„der Befehl bekannt war, verhinderten uns bei dem
„Posthause vorzufahren, und nöthigten den Postillion
„von Louvres, bis nach Paris zu kommen, ohne daß
„sie ihm erlauben wollten Pferde zu wechseln. Der Zu=
„sammenfluß des Pariservolks war hier ungeheuer;
„beide Seiten des Weges waren mit einer unzählbaren

Men=

„Menge bedeckt. Eine halbe Stunde außer Bourget, „kam uns ein Trupp bewafneten Volkes entgegen, wel= „ches ein Mann in einer Uniform anführte. Er suchte „die Wache zu Pferde, welche unsere Chaise umgab, „zu entfernen, und sich, mit seiner Truppe der Chaise „zu nähern: aber die Reuter, die uns bisher umgeben „hatten, wollten ihren Posten nicht verlassen, sondern „nöthigten den Haufen sich zu entfernen. Um die „Wuth des Volkes zu besänftigen, bat mich Herr Ber= „thier ihm die Kokarde zu leihen, welche ich an meinem „Huthe trug. Ich gab ihm dieselbe, und er bevestigte sie „an dem seinigen. Aber in demselbigen Augenblicke „war auch diese Kokarde weggenommen und in Stü= „cken zerrissen. Ein Unbekannter kam zu der linken „Seite des Wagens, bot mir eine andere Kokarde an, „und bat mich dieselbe nicht wegzugeben.„

„Ohngefehr eine Stunde von Villette, wurde „das Mordgeschrei des Volkes, welches schon bis „hieher sehr stark gewesen war, zum Entsetzen „heftig. Man verlangte Herr Berthier solle sich „auf einen Karren setzen, welcher ganz mit Tafeln „behängt war, an welchen allerhand Aufschriften ge= „schrieben waren. Ich gab dieses nicht zu, und die „Wache welche uns umgab, stand mir, durch ihren „Muth und ihren Eifer bei. Nun verlangte das „Volk, der obere Theil der Chaise solle zurückge= „legt werden. Ich widerstand lange; endlich aber gab „ich nach, und zwar vorzüglich deswegen, weil ich „hörte das Thor St. Martin sey zugeschlossen, und vor „demselben stehe ein anderer Karren, auf welchen man „Herrn Berthier zu steigen nöthigen wolle. Ich stieg „aus der Chaise mit Herrn Berthier, und in einem

„Au=

„Augenblicke war der obere Theil derselben ganz weg=
„gerissen. Sobald Herr Berthier ausgestiegen war,
„faßten ihn zwei Reuter beim Hemdekragen. Ich ward
„über diese Gewaltthätigkeit sehr unwillig, und nöthigte
„sie, sich zurück zu ziehen. Nun fiel ein sehr heftiger
„Regen, und dabei fieng das schreckliche Geschrei von
„neuem an. Man wollte mich zwingen meinen Hut
„aufzusetzen; da ich aber meine guten Gründe hatte
„dieses nicht zu thun: so erfüllte ich diesen Wunsch
„des Volkes nicht. Jemehr wir uns Paris näherten:
„desto ungeheurer wurde die Menge welche uns umgab.
„Einige riefen, man solle Herrn Berthier aufhenken;
„andere, man solle ihn umbringen; noch andere, man
„solle ihm den Kopf abschlagen; einige klagten ihn an,
„und schrien: er sey ein Kornjude. Bei dieser Be=
„schuldigung sagte Herr Berthier zu einem Dragoner,
„der neben der Chaise her ritt: „Ich schwöre Ihnen
„„zu, daß ich in meinem ganzen Leben niemals weder
„„Korn gekauft noch verkauft habe!„ Während
„er diese Worte sagte, rief das Volk: „Der Böse=
„„wicht! er wagt es noch zu lachen!„ In der Rue
„Saint Martin, sah ich, daß man durchs Gedränge
„einen, auf eine Stange gesteckten Kopf brachte, und
„sich mit demselben der Chaise zu nähern suchte: es
„war der Kopf des Foulon. Um zu verhindern, daß
„Herr Berthier denselben nicht sehen möge: drehete
„ich ihm schnell den Kopf gegen die andere Seite der
„Straße zu. Er fragte mich, warum ich ihn so schnell
„umgedreht hätte, und was das gewesen wäre, was
„man ihm hätte bringen wollen? Ich antwortete: es
„sey Delaunays Kopf gewesen. Bei der Kirche Saint
„Mery sagte Herr Berthier: „Ich würde die Schmach,
„„deren

„„deren Gegenstand ich jetzo bin, für die größte hal-
„„ten, die noch irgend Jemand ausgestanden hat:
„„wenn nicht Christus noch schrecklicher gelitten hätte;
„„aber er war Gott, und ich bin nur ein Mensch!„
„Um acht Uhr Abends sind wir endlich unten an der
„Treppe des Rathhauses angekommen.„

Nachdem Herr de la Riviere seine Erzählung geen-
digt hatte, sagte Herr **Moreau de St. Mery**: der
Marquis de la Fayette, äußerst betrübt, über die gräß-
lichen Auftritte, die, am gestrigen Abend, vor seinen
Augen und gegen seinen Willen, vorgefallen seyn, habe
sich entschlossen seine Stelle, als Kommandant der
Bürgermiliz niederzulegen, und daher habe er an Herrn
Bailly folgenden Brief geschrieben:

„Mein Herr„

„Seitdem ich durch das Zutrauen meiner Mitbür-
„ger zum Militairkommando der Hauptstadt berufen
„worden bin, habe ich nicht aufgehört zu erklären, daß,
„bei den gegenwärtigen Umständen, dieses Zutrauen
„wenn es nüzlich werden solle, nothwendig ganz und
„unumschränkt seyn müsse. Ich habe ohne Aufhören
„dem Volke gesagt, daß so sehr ich auch, bis zum letz-
„ten Hauche meines Lebens, seinem Wohl ergeben sey:
„so unfähig sey ich dennoch, seine Gunst durch eine un-
„gerechte Gefälligkeit zu erkaufen. Sie wissen, mein
„Herr, daß von den beiden Männern, welche gestern
„umgekommen sind, der eine einer Wache übergeben,
„und der andere durch unsere Truppen hieher geführt
„worden war, und daß beide bestimmt waren, durch
„einen förmlichen Proceß, von dem Civilgerichte ge-
„richtet zu werden. Dieses war das Mittel die Ge-
„rechtigkeit zu befriedigen, die Mitschuldigen zu er-

„fah-

„fahren, und das feierliche Versprechen zu erfüllen,
„welches alle Bürger des Staats der Nationalver-
„versammlung und dem Könige gethan haben. Das
„Volk hat meinem Rathe nicht gefolgt; und derjenige
„Tag, an dem es mir das Zutrauen versagt, welches
„es mir versprochen hatte, muß auch derjenige seyn,
„an dem ich, wie ich es im Voraus angekündigt hatte,
„die Stelle aufgebe, in welcher ich ferner keinen Nutzen
„mehr stiften kann. Ich bin, u. s. w.

Eine Abschrift dieses Briefes hatte la Fayette an alle sechzig Distrikte der Stadt Paris gesandt, eingeschlossen in einen andern Brief, folgenden Inhalts:

„Meine Herren „

„Ich habe die Ehre Ihnen die Abschrift eines
„Briefes zu übersenden, den mein Gewissen und die
„Zartheit meines Ehrgefühls mich genöthigt haben an
„den Herrn Maire zu schreiben. Für heute habe ich
„alle Vorsicht angewandt, die von mir abhängt, und
„ich ersuche Sie, mit der größten Sorgfalt über alles
„zu wachen, was die Ruhe Ihres Distrikts versichern
„kann. Erlauben Sie mir für Ihre Güte Ihnen mei-
„nen lebhaftesten Dank und meinen Eifer für Ihre
„Wohlfahrt anzubieten. Vermöge dieser Gesinnun-
„gen würde ich mich der Stelle welche Sie mir auf-
„trugen ganz gewidmet haben, wenn ich nicht die Mit-
„tel verloren hätte es auf eine nüzliche Weise thun zu
„können. Ich bin, u. s. w.„

„N. S. Ich ersuche Sie, meine Herren, es nicht
„länger anstehen zu lassen, mich mir selbst wieder zu
„schenken, und sich ohne Aufschub mit einer neuen
„Wahl zu beschäftigen.„

Bei

Bei Anhörung dieser Nachricht war die Versammlung erschrocken und bestürzt; alle Mitglieder derselben standen zu gleicher Zeit auf, und giengen, angeführt von ihrem Präsidenten, in ein Nebenzimmer, in welchem Herr la Fayette mit einigen Anordnungen zu Verproviantirung der Stadt beschäftigt war. Sie umgaben ihn, und alle sagten ihm zu gleicher Zeit: das Wohl der Stadt hänge davon ab daß er seine Stelle nicht aufgebe. La Fayette antwortete: „Das öffentliche Wohl selbst scheint zu verlangen daß ich mich zurück ziehe. Die blutigen und ungesetzmäßigen Hinrichtungen des gestrigen Abends, und die Unmöglichkeit welche ich fand dieselben zu verhindern, haben mir deutlich genug bewiesen, daß ich nicht der Gegenstand des allgemeinen Zutrauens sey, und daß ich nicht dasjenige Ansehen besitze, welches allein die größten Unordnungen zu verhüten, oder dieselben zu unterdrücken im Stande ist, und welches das Zutrauen allein geben kann. Der rührende Schritt, welchen die Versammlung der Wahlherren gethan hat, soll meinen Entschluß noch um einige Zeit aufschieben, und ich verspreche, heute Abend um sechs Uhr nach der Versammlung zu kommen, um daselbst mit den Wahlherren mich zu berathschlagen, was, bei der gegenwärtigen Lage der Sachen, zu dem allgemeinen Besten, welches immer mein erstes Gesetz bleiben wird, zu thun sey.„

Hierauf schrieb Herr Bailly einen Brief an die Distrikte von Paris, in welchem er verlangte, jeder Distrikt solle zwei Abgesandte nach dem Rathhause senden. Diese 120 Abgesandte würden, unter seinem Vorsitze, eine Versammlung ausmachen, welche den Bürgerrath der

der Hauptstadt vorstellen solle, so lange bis ein solcher Bürgerrath gewählt werden könne. Die Versammlung der Wahlherren erklärte zu gleicher Zeit den Distrikten, daß: „obgleich sie jetzo, nothgedrungen, noch „fortfahre, die Stelle eines Bürgerraths zu vertre„ten, welche Stelle sie in den gegenwärtigen Umständen „zu übernehmen für Pflicht gehalten habe: sie dennoch „aufhören würde diese Macht auszuüben, sobald alle „Distrikte, zufolge des Briefes des Herrn Maire, ihre „Abgesandte gewählt hätten, um vorläufig einen Bür„gerrath auszumachen. Die Versammlung schätze „sich glücklich, Gelegenheit gehabt zu haben, dem Va„terlande einige Beweise ihres Eifers und ihrer An„hänglichkeit an dasselbe, geben zu können.„

In diesen ersten Tagen der sogenannten Freiheit, welche aber eigentlich Gesetzlosigkeit und Ausgelassenheit war, wurde die neue Lage der Sachen von keiner Klasse von Menschen mehr gemißbraucht, als von den Schriftstellern. Nicht nur gaben sie die gröbsten Unwahrheiten, mit unverschämter Dreistigkeit, für Wahrheit aus; nicht nur wiegelten sie das Volk zum Aufruhr und zum Morde auf; nicht nur suchten sie alle die von Partheigeiste frei und rechtschaffen waren verdächtig zu machen; nicht nur schrieben sie die schändlichsten Pasquille ohne Namen: sondern sie wagten es sogar falsche, untergeschobene Befehle des Königs, der Nationalversammlung, und der Wahlherren, auf die gewöhnliche Weise unterzeichnet, zu schreiben, zu drukken, und an den Ecken der Straßen anschlagen zu lassen. Um diesem schriftstellerischen Unfuge einigermaßen Einhalt zu thun, hielt es die Versammlung für nöthig, gleich in den ersten Tagen der Freiheit, die Preß-

frei-

freiheit einzuschränken; sie beschloß: „daß alle Buch„drucker, Buchhändler und Buchverkäufer, angehal„ten werden sollten, künftig nur authentische Neuig„keiten zu drucken, zu verkaufen und auszutheilen, „und daß dieser Beschluß an allen Ecken der Straßen „angeschlagen werden solle.

Um sechs Uhr Abends kam Herr la Fayette wiederum zurück, wie er versprochen hatte, und sagte: Einige Distrikte haben schon zu ihm gesandt und auf seinen Brief geantwortet: sie vereinigten sich alle ihm ihre Betrübniß über seinen Verlust zu bezeugen, und ihn zu bitten, den ehrenvollen Posten, zu welchem ihn der Wunsch seiner Mitbürger erhoben habe, nicht aufzugeben. Diese Freundschaft und dieses Zutrauen, welches einige Distrikte für ihn zu haben schienen, vermehre zwar sein Bedauren, daß er sich außer Stand sehe ihnen ferner zu dienen, aber es könne ihn nicht berechtigen, noch länger in seinen Händen eine Macht zu behalten, die nur dann nüzlich und geachtet sey, wenn sie von dem Willen des Volkes gebilligt und unterstützt werde. Hier wurde la Fayette von den Wahlherren unterbrochen, welche ihm alle zuriefen, der Wille des Volks habe ihn zum Generalkommandanten gewählt, und jetzt vereinige sich dieser Wille abermals, um ihm, so lange er diese Stelle bekleide, alle die Macht zu übertragen, die er nothwendig haben müsse, um die Ruhe herzustellen, und den Gesetzen das ihnen zugehörige Ansehen zu verschaffen.

La Fayette wollte weggehen, aber die Wahlherren traten ihm in den Weg. Einer von ihnen, von Vaterlandsliebe hingerissen, warf sich sogar zu seinen Füßen. La Fayette hob ihn sogleich auf, umarmte ihn, und

ließ

ließ sich zu seinem Stuhle zurückführen. Nun kamen die Gesandschaften von den noch übrigen Distrikten an, und übergaben ihm die Zuschriften, deren Ueberbringer sie waren. In allen diesen Zuschriften, war die Bestürzung, welche der Brief des Herrn la Fayette bei allen guten Bürgern des Staats verursacht hatte, auf das stärkste geschildert, so wie auch die Größe der Gefahr, welche der Hauptstadt drohte, wenn er auf seinem Vorsatze bestehen sollte. Ein General, wie la Fayette, dessen Tapferkeit und dessen Bürgertugenden bekannt seyn, und der, nachdem er für die Freiheit der neuen Welt gekämpft hat, seinen Mitbürgern, als der Einzige gegeben zu seyn scheint, welcher fähig wäre sie militairische Talente und bürgerliche Tugenden zu lehren: ein solcher General ist, so sagten alle diese Zuschriften, in dem gegenwärtigen, wichtigen Zeitpunkte, der französischen Nation unentbehrlich. Alle diese Zuschriften baten Herrn la Fayette seine Stelle nicht niederzulegen, und endigten sich mit dem feierlichen Eide, daß alle seine Befehle auf das pünktlichste ausgeführt werden sollten. Die Abgesandten der Distrikte, welche diese Zuschriften überbrachten, und auch die Wahlherren, baten so dringend, daß endlich la Fayette, von ihren Bitten gerührt, Thränen vergoß. — La Fayette weinte; es waren Thränen eines Helden! — Er antwortete endlich: so viele Beweise der Liebe und Zuneigung seiner Mitbürger, machten es ihm zur Pflicht, sein Leben für sie aufzuopfern, und er wolle, von nun an, dasselbe ganz dem Dienste der Hauptstadt widmen. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als schon der ganze Saal von dem Ausrufe widerhallte: „Hoch lebe die Freiheit! „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe la Fayette!„ Die

Wahl=

Wahlherren umarmten la Fayette, drückten ihn in ihren Armen, weinten vor Freude, und riefen ihn aufs neue, im Namen der Hauptstadt, zum Generalkommandanten der Pariser Miliz aus.

Die Nachricht von den grausamen Hinrichtungen der Herren Foulon und Berthier war indessen nach Versailles gekommen. Am 23ten Julius erzählte **Lally Tolendal** die schrecklichen Auftritte, welche am vorigen Tage, in Paris vorgefallen waren, und schlug der Versammlung vor, ernstliche Maaßregeln zu nehmen, um ähnlichem Unglücke künftig vorzubeugen. „Frank„reich, sagte er, Europa, und die Nachkommenschaft „werden der Nationalversammlung Vorwürfe machen, „wenn sie nicht den unglücklichen Zustand der Haupt„stadt in Betrachtung zieht. Gestern kam der Sohn „des Herrn Berthier, bleich und entstellt, mit weinen„den Augen und fliegenden Haaren, zu mir; er bat „mich, mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzens und „der Verzweiflung auf seinem Gesichte, daß ich seinen „unglücklichen Vater retten möchte: aber, wer vermag „etwas, unter einem ausgelassenen, wüthenden Pöbel, „bei welchem die Gesetze alles Ansehen verloren „haben?„

Mirabeau widerlegte Herrn Lally. „Wenn, „sagte er, die Auftritte, welche zu Paris vorgefallen „sind, zu Konstantinopel geschehen wären: so würden „auch die furchtsamsten Menschen sagen: das Volk hat „sich selbst Gerechtigkeit verschaft; das Maaß war voll; „die Bestrafung eines Veziers mag den übrigen zur „Lektion dienen. Diese Begebenheit, weit entfernt „uns außerordentlich zu scheinen, würde kaum unsere „Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Wir müßten einen

„gan=

„ganzen Band schreiben, wenn wir durch Beispiele be=
„weisen wollten, daß die Regierung, in diesen Augen=
„blicken von Strenge, weiter nichts als die Früchte ihrer
„eigenen Ungerechtigkeit einerndtet. Man verachtet
„das Volk, und man verlangt, es solle immer sanft,
„immer unempfindlich bleiben. Nein! die Lehre, wel=
„che man aus dieser traurigen Begebenheit ziehen muß,
„ist: daß die Ungerechtigkeiten der übrigen Klassen a)
„gegen das Volk, endlich dasselbe Gerechtigkeit in seiner
„Ungerechtigkeit selbst finden lehrt. Die Wuth des Vol=
„kes! ... O! wenn die Wuth des Volkes schrecklich
„ist: so ist die Kaltblütigkeit des Despotismus empö=
„rend. Seine systematische Grausamkeit macht in Ei=
„nem Tage mehr Unglückliche als der Volksaufruhr
„in einem ganzen Jahre Schlachtopfer hinrichtet b).„
So machte Mirabeau die Apologie des Mordes, ganz
nach den Grundsätzen der französischen Modephilosophie;
nach den Grundsätzen des dogmatischen Atheismus,
welcher Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit und Tugend
läugnet, und alle Laster erlaubt, wenn sie uns nur Vortheil
bringen! „Dem rasenden Pöbel sollte kein Einhalt ge=
„schehen, sagt ein vortreflicher Schriftsteller, weil man
„seiner, zu gewissen geheimen Absichten, noch be=
„dürfte c).„

Bar=

a) Ein demokratischen Kunstausdruck statt Stände.

b) *Courier de Provence.* (Pavor internus occupaverat animos, cui remedium adulatione querebatur).
TACITUS Annal. l. 4.

c) **Brandes** politische Betrachtungen, über die französische Revolution. S. 46.

Barnave verwarf ebenfalls den Vorschlag, durch eine Proklamation, der Wuth des Pöbels Einhalt zu thun, und den Gesetzen das vorige Ansehen wieder zu geben. „Wir müssen uns, sagte er, bloß allein mit „der neuen Konstitution beschäftigen. Was gehen uns „die Unruhen der Hauptstadt an? Solche Unordnun= „gen und Stürme sind ganz gewöhnliche Symptome ei= „ner Revolution. Die Menge hat Recht, daß sie sich „selbst Gerechtigkeit verschaft; **oder war etwa das „vergossene Blut so rein, daß man soviel Lärm „davon macht?„** — Wieviel liegt nicht in diesen Worten? — Der ganze Kodex einer Volksregierung, und die geheime Triebfeder aller Unordnungen und Grausamkeiten, welche mit einer solchen Regierung un= zertrennlich verknüpft sind! — **War das vergossene Blut so rein!** — Also soll der Pöbel urtheilen, wel= ches Blut rein, und welches Blut nicht rein sey; das= jenige welches er für unrein hält, mag er dann, ohne Bedenken, vergiessen, und für solche Mordthaten Lo= beserhebungen und Dank erwarten! Großer Gott! soll das der Weg zur Freiheit seyn!

Einige vortrefliche Mitglieder der Nationalver= sammlung, und wahre Patrioten, waren bestürzt über die blutdürstigen Gesinnungen, welche sich in der Ver= sammlung zu zeigen anfiengen. Lally Tolendal hielt ei= ne Rede, worin er die Greuel, welche Frankreich noch bedrohten, voraussagte. Die meisten Zuhörer waren bis zu Thränen gerührt; aber Barnave stand auf, und rief ihm zu: „**Es ist jezo Zeit zu denken, nicht empfindsam zu seyn!**„ Ein anderer sagte: „Die Na= „tionalversammlung dürfe sich nicht gegen das Volk er= „klären; man müsse mit dem Volke gut zu stehen suchen,

„und

„und nicht den Grundsätzen der Vernunft und der stren=
„gen Gerechtigkeit folgen a).„

Nicht einmal damit zufrieden, die von dem Volke begangenen Mordthaten entschuldigt und gelobt zu haben, schien Mirabeau mißvergnügt darüber zu seyn, daß nicht mehr solche Auftritte vorgefallen waren. Er sah ein, daß dieses der Wachsamkeit und unermüdeten Thätigkeit der, auf dem Rathhause zu Paris versammelten Pariser Wahlherren zuzuschreiben war: um daher dem Volke diese Einschränkung wegzuschaffen, und demselben Gelegenheit zu geben, ungestraft und ungeahndet, sengen, brennen und morden zu können, suchte er die Gültigkeit der Regierung der Wahlherren, an eben diesem Tage (23ten Julius) streitig zu machen, und auch noch diesen Schatten einer ordentlichen Regierungsform vollends zu zerstören. Er sagte: die Versammlung der Wahlherren habe sich der Umstände bedient, sich der Regierung bemächtigt, und sey nunmehr gesonnen die in Händen habende Macht, gegen den Willen der Distrikte, zu behalten b). Diese Rede erweckte unter dem Volke zu Paris eine fürchterliche Gährung gegen die Wahlherren; eine Gährung welche diesen leicht hätte gefährlich werden können. Der Pöbel sprach davon, sie alle aufzuhängen und das Rathhaus zu zerstören. Sie retteten sich noch durch ihre Klugheit; sie beriefen die 120 gewählten Mitglieder des neuen Bürgerrathes auf das Rathhaus; baten

a) Mémoires du Comte de Lally Tolendal. p 101.

b) *Journal de Versailles.* Séance du 23 Juillet 1789. Manebat quippe suspicionum et credendi temeritas, quam Sejanus augere etiam in urbe suetus, acrius turbabat.
TACITUS Annal. lib. 4.

ten dieselben in einem Nebenzimmer täglich ihre Sitzungen zu halten, und versprachen, in wenigen Tagen die Regierung in ihre Hände zu übergeben. Außerdem ließ die Versammlung, am 29 Julius, an alle Ecken der Strassen von Paris, eine weitläuftige Proklamation anschlagen, welche sich folgendermaßen anfängt: „Heute ist „in unsrer Versammlung eine gedruckte Schrift vorgelesen worden, deren Titel heißt: Journal de Versailles. In diese Schrift ist eine Rede des Hrn. Grafen „Mirabeau eingerückt, welche er in der Nationalversammlung, in der Sitzung des 23 Julius, gehalten hat. „Wir sehen, daß der Hr. Graf Mirabeau, in der genannten Rede, die Wahlherren als eine Versammlung ansieht, welche, nachdem sie sich, in dringenden Zeitumständen, der öffentlichen Macht bemächtigt hat, nunmehro dieselbe, gegen den Willen der Distrikte, zu behalten sucht. Die Versammlung, äußerst betrübt, über „eine Anklage, die mit ihrer Denkungsart eben so wenig „übereinstimmt, als mit den Beschlüssen, welche sie, seit „dem Augenblicke da sie Zeit gehabt hat über ihre Existenz nachzudenken, zu wiederholtenmalen gefaßt hat: „sieht die Nothwendigkeit ein, die öffentliche Bekanntmachung ihrer Protokolle nicht abzuwarten, sondern jetzo „schon einen Auszug ihrer Berathschlagungen, insoferne „sie die Bemühungen betreffen, welche sie sich gegeben „hat, um abzudanken ohne dadurch das gemeine Wesen „in Gefahr zu setzen, bekannt zu machen. Die Versammlung hatte von jeher die Absicht, ihre Macht nur „so lange zu behalten, als es zu dem gemeinen Besten „nöthig seyn würde.“

(Hier folgt ein langer Auszug ihrer Berathschlagungen über ihre eigene gesetzmäßige Gültigkeit; dann fährt die Versammlung fort:)

„Nach Herzählung aller dieser Umstände, hofft die „Versammlung, welche sich bewußt ist, daß ihre Aufführung und ihre Denkungsart über allen Tadel erhaben „sind, von der Gerechtigkeit des Hrn. Grafen Mirabeau, „daß er künftig einem so schimpflichen Verdacht, den er „vielleicht zu unüberlegt gezeigt hat, keinen Raum geben werde, und daß er einsehen werde, wie sehr eine „so unbestimmte Anklage, die weiter zu nichts dient als „den Distrikten der Hauptstadt Mißtrauen einzuflößen, „den Gesinnungen entgegen sey, die er gezeigt hat; so „wie dem gemeinen Besten, dessen Apostel und Vertheidiger zu seyn er sich vorgenommen hat."

In der Nationalversammlung kamen indessen so viele Bitten, so viele Fragen, so viele Danksagungszuschriften aus allen Theilen des Reichs an, daß die Zeit ganz mit Ablesung derselben und mit Berathschlagungen über dieselben verloren gieng. Schon seit vierzehn Tagen hatte sich die Versammlung mit diesen Kleinigkeiten, und mit dem Detail der Regierung beschäftigt, die einem gesetzgebenden Korps gar nicht zukommt, sondern ganz allein der ausübenden Gewalt gehört; als endlich, am 28 Julius, Hr. **Volney** aufstand, und die Versammlung bat, diesen Debatten ein Ende zu machen, und sich nicht zum Polizeilieutenant des Königreichs aufzuwerfen. Man wählte, diesem Vorschlage zufolge, einen Ausschuß von Mitgliedern, welche alle Schriften dieser Art lesen, und nachher der Nationalversammlung ihren Inhalt kurz vortragen sollten. Man wählte aber auch am gleichen Tage, einen Ausschuß von Mitgliedern, zu geheimen Untersu-

chun-

chungen gegen Staatsverbrecher; eine Staatsinquisition. Der Marquis Gouy d'Arcy schlug folgenden Plan für das geheime Inquisitionstribunal vor: Man solle vier geheime Inquisitoren, aus der Nationalversammlung, durch das Loos erwählen, die unbekannt bleiben, und ihr Ehrenwort geben müßten, daß sie sich nicht zu erkennen geben wollten. Er gab Mittel an, wie dieses auf eine Weise geschehen könnte, ohne daß selbst die Nationalversammlung wisse, welche ihrer Mitglieder es wären. Niemand solle sie kennen, als Hr. la Fayette und Hr. Bailly, und diese sollten verbunden seyn, den Mitgliedern der Inquisition alle Nachrichten, so wie auch aufgefangene, oder auf der Post eröffnete Briefe mitzutheilen.

Der Chevalier Boufflers verwarf, mit Unwillen, den Vorschlag Briefe auf der Post zu eröffnen. „Nichts „auf der Welt, sagte er, kann ein solches Verbrechen „gegen Treue und Glauben entschuldigen. Jede Gefahr „ist geringer, als diejenige, welche dadurch entsteht, daß „man sich ungestraft erlaubt, Eingriffe in die Rechte der „Staatsbürger zu thun." Der Graf Virieu sagte: „der Despotismus einer Gesellschaft ist weit drückender „als der Despotismus eines Einzigen. Die Republik „Venedig hat sich durch die Errichtung des Tribunals „einer Staatsinquisition entehrt. Bei uns sollte man so „etwas gar nicht einmal vorschlagen; die Nationalversammlung hat sogar das Recht nicht, eine geheime Kom„mission niederzusetzen." Ein anderes Mitglied der Versammlung stand mit Unwillen auf, und sagte: „Er „begreife gar nicht, wie man einer so erhabenen Ver„sammlung vorschlagen dürfe, das Geheimniß der Brief„post zu verletzen." Hr. Chapelier war eben dieser

 Mei-

Meinung; er setzte hinzu: „Ohne die Moral, und ohne „das Naturrecht und das Völkerrecht zu verletzen, könne „die Nationalversammlung nicht jetzo, schon im Voraus, „Eingriffe in die Konstitution thun, die sie eben jetzo „gründen wolle.“ Reubel (von Kolmar) vertheidigte hartnäckig die Rechtmäßigkeit des Auffangens der Briefe; die Nationalversammlung nahm indessen diesen Vorschlag nicht an: aber, durch die Mehrheit der Stimmen, wurde das geheime Tribunal errichtet. Demzufolge war die erste Frucht der neuerlangten Freiheit eine geheime Staatsinquisition! Diese Inquisition dauert, unter dem Namen Comite de Recherches de l'Assamblee nationale noch fort; oder vielmehr, um mich richtiger auszudrücken, sie hat sich seither verdoppelt, und außer dieser Staatsinquisition giebt es nunmehr noch eine andere, weit gefährlichere, der geheime Ausschuß des Bürgerraths von Paris, oder das sogenannte Comite de Recherches de l'Hotel de Ville. Beispiele des Verfahrens dieses Tribunals werde ich in der Folge zu erzählen Gelegenheit finden. Diese geheime Staatsinquisition braucht weit gewaltsamere Mittel als die Polizei vormals zu brauchen wagte: sie erlaubt sich Alles, nach dem jesuitischen Grundsatze: daß der Zweck die Mittel heilige. Der Zweck ist Freiheit; folglich ist auch der drückendste Despotismus erlaubt, sobald er angewandt wird um einen so wünschenswürdigen Zweck zu erreichen. So raisonnirt der geheime Ausschuß, und mit ihm die Pariser Demokraten. Die Zeiten der Angeber (Delatores) sind in Paris gegenwärtig wiederum vorhanden, und wer die Geschichte kennt, der weiß auch, zu was für abscheulichen Mißbräuchen vormals diese Angeber Veranlassung gaben.

gaben. a) Aehnliche Mißbräuche gehen jetzo in Paris vor. Der geheime Untersuchungsausschuß ist ein Tribunal, vor welchem jede Anklage angenommen wird, sogar wenn dieselbe in einem anonymen Briefe geschieht; ein Tribunal, wo jedermann anklagen kann, ohne daß er sich zu nennen braucht; ohne daß er nöthig hat sich dem Angeklagten entgegen zu stellen; ohne Beweise seiner Anklage geben zu dürfen; und ohne daß sein Name jemals genannt wird. Der Angeklagte wird dann vorgefordert, und muß sich gegen die Anklage vertheidigen, wobei er aber seinen Ankläger nicht erfährt. Auf den leisesten Verdacht wird der rechtschaffene Mann, welcher ruhig auf der Straße fortgeht, von der Bürgerpatrouille angehalten und nach der Hauptwache geführt. Männer und Weiber werden des Nachts aus ihren Betten genommen, vorgefordert, und ihre Papiere untersucht. Einige sind sogar, von der Patrouille, welche sie anhielt, durch die Bajonette verletzt worden; denn ein solcher Bürgersoldat, der unter dem Gewehre steht, ist aufgeblasen und stolz. Man kann nicht mit ihm sprechen, wie mit einem Soldaten, welcher zwar seine erhaltene Ordre befolgt, aber weiter nicht gehen darf. Ein Bürgersoldat hört nicht, und wenn man das nicht thut, was er haben will: so giebt er mit geballter Faust Rippstöße. Dieß habe ich, leider! am 14 Julius 1790, auf dem Märzfelde, erfahren, wo ich, zwischen zwei Schildwachen (wovon mich die eine nicht herein und die andere nicht herauslassen wollte) hin und

a) Sic delatores, genus hominum publico exitio repertum, & poenis quidem nunquam satis coërcitum, per praemia eliciebantur.

TACITVS. Annal. lib. 4.

her geworfen und nicht eher losgelassen wurde, als bis ich endlich, auf den höchsten Grad aufgebracht, in meinem Namen und im Namen aller derer, die mit mir ein gleiches Schicksal hatten, ihnen zurief: sie möchten sich doch erst untereinander verstehen, was sie denn eigentlich wollten, und dem Befehle folgen, den sie von ihrem Officiere erhalten hätten! Man verzeihe mir diese Abschweifung über die Bürgersoldaten; ich komme nunmehr wiederum auf die Angeber zurück. Nichts hat einen so nachtheiligen Einfluß auf den Charakter einer Nation, als die Begünstigung dieser verächtlichen Menschenklasse. Freundschaftliche Verbindung, Vertraulichkeit, Aufrichtigkeit, Offenherzigkeit, alles hört auf. Niemand sagt seine Gedanken frei heraus; weil sich niemand der Gefahr aussetzen will, verrathen zu werden. Die Schwester traut nicht dem Bruder; der Bruder nicht seiner Schwester; der Mann nicht der Frau, die Frau nicht ihrem Manne; der Geschäftsmann nicht seinem Sekretär; der Vater nicht seinem Sohne; der Freund nicht dem Freunde. Ueberall ist Mißtrauen, Angst, Furcht, Verschlossenheit, Verstellung und Heuchelei. Angeber werden gelobt und belohnt; darum finden sie sich auch zu Paris in Menge. a) Maillebois macht einen unausführbaren Plan zu einer Kontrerevolution, und giebt denselben seinem Sekretair zum Abschreiben. Der Sekretär bemächtigt sich des Papiers, und übergiebt es der Staatsinquisition; und diese macht

a) Nec minus praemia delatorum invisa quam scelera: cum alii sacerdotia & consulatus ut spolia adepti, procurationes alii, & interiorem potentiam, agerent verterent cuncta odio & terrore.

TACITUS Hist. l. 1.

macht nun seinem Herrn den Prozeß. a) Favras hat einen geheimen Plan und entdeckt denselben zweien Freunden. Diese versprechen ihn zu unterstützen, nehmen Geld von ihm, stellen sich ihm ergeben; indessen aber verrathen sie ihn, und Favras wird in Verhaft genommen und hingerichtet. Ich könnte Beispiele auf Beispiele häufen, wenn ein Satz, wie derjenige ist, welcher sagt, daß das Tribunal einer Staatsinquisition das allergehässigste Tribunal von allen nur möglichen sey, noch eines Beweises bedürfte. „Ein geheimer Angeber, sagt Rousseau, „klagt zwar an, aber er beweißt nicht; er kann in keinem möglichen Falle beweisen. Denn auf welche Art soll „er es thun? Etwa durch Zeugen? Da kann aber der Angeklagte gegen diese Zeugen Verwerfungsgründe haben, „die den Richtern unbekannt sind. Oder durch Schriften? Aber der Angeklagte kann in diesen Schriften Zeichen von Verfälschung bemerken, welche Andere nicht „ausfinden können. Ein Angeber, der sich verbirgt, ist „allemal ein feiger Mensch; nimmt er Maasregeln, „welche den Angeklagten verhindern auf die Anklage zu „antworten, oder wohl gar zu erfahren, daß man ihn „angeklagt hat; so ist er ein Schurke. Und wenn er noch „zu gleicher Zeit sich gegen den Angeklagten freundschaftlich stellte; so würde er ein Verräther seyn. Nun beweist aber ein Verräther, wenn er auch beweist, niemals stark genug, oder vielmehr, er beweist nur gegen „sich selbst; denn wer ein Verräther ist kann wohl auch „ein Betrüger seyn. Großer Gott! was würde das für

 ein

a) Corrupti in dominos servi; in patronos liberti: & quibus deerat inimicus per amicos oppressi.

TACITUS Hist. lib. 1.

„ein Schicksal der Staatsbürger seyn, wenn es erlaubt „wäre, ohne ihr Vorwissen, ihnen den Prozeß zu machen, „und sie dann aus ihrem Hause auf der Stelle zu der „Hinrichtung abzuholen, unter dem Vorwande, die Beweise wären so klar, daß weiter gar kein Verhör nothwendig sey?“ a)

Am 27 Julius erhielt die Nationalversammlung einen Brief von Hrn. Necker, in welchem er seine baldige Rückkunft ankündigte. Die Versammlung hörte die Ablesung dieses Briefes mit den heftigsten Freudensbezeugungen und mit unausgesetztem Beifallklatschen an. Neckers Rückreise war ein ununterbrochener Triumph. Von Basel bis nach Versailles war die Straße mit Volk besetzt, welches ihn als den Schutzgott Frankreichs empfieng

a) Un délateur secret accuse, il ne prouve pas; il ne peut prouver dans aucun cas possible; car comment prouveroit-il? Par des témoins? Mais l'accusé peut avoir contre ces témoins des moyens de récusation que les juges ignorent. Par des écritures? Mais l'accusé peut y faire appercevoir des marques de fausseté, que d'autres n'ont pu connoître. Un délateur, qui se cache est toujours un lâche; s'il prend des mesures, pour que l'accusé ne puisse repondre à l'accusation, ni même en être instruit, il est un fourbe. S'il prenoit en même tems avec l'accusé le masque de l'amitié, il seroit un traitre. Or un traitre qui prouve ne prouve jamais assez, ou ne prouve que contre lui-même, & quiconque est un traitre, peut bien être encore un imposteur. Et quel seroit, grand Dieu! le sort des particuliers, s'il étoit permis de faire à leur insçu leurs procés, & puis de les aller prendre chez eux, pour les mener tout de suite au supplice, sous prétexte, que les preuves sont si claires, qu'il leur est inutile d'être entendus?

J. J. ROUSSEAU lettre à M. de St. Germain. Seconde partie des Confessions. T. 7. p. 368. *édition de Neuchatel.*

pfieng und ihn mit Zurufen und Glückwünschungen begleitete. Am 29 Julius erschien er vor der Nationalversammlung. Vier Herolde wurden ihm entgegengeschickt, und ein eigener Lehnstuhl stand für ihn bereit. Als er erschien, war das Jubelgeschrei und Vivatrufen sehr groß, für die erhabene Versammlung der Stellvertreter einer mächtigen Nation beinahe zu groß. Sobald es etwas stiller wurde, sagte Necker:

„Mein Herr President!“

„Ich komme der erhabenen Versammlung meine ehr„erbietige Dankbarkeit über die Zeichen Ihrer Theilnah„me und ihrer Güte gegen mich, die ich von ihr erhalten „habe, zu bezeugen. Sie hat mir dadurch große Pflichten „aufgelegt, und nur indem ich ihre Gesinnungen mit ihr „theile, und mir ihre Weisheit zu Nutz mache, kann ich, „mitten unter so bedenklichen Zeitumständen, noch et„was Muth übrig behalten.“

Der President der Versammlung, der Herzog von Liancourt, antwortete ihm in einer sehr langen Rede, in welcher er ihm dankte, daß er, seinem eigenen Ausdrucke zufolge, die Gefahr den Gewissensbissen habe vorziehen wollen (qu'il avoit préféré le péril aux remords). Unter andern Dingen sagte auch der President: „Welch ein Zeitpunkt könnte wohl gelegener seyn, um „die Verantwortlichkeit der Minister, diese theure „Schutzwehr der Freiheit, diese Verschanzung gegen die „Eingriffe des Despotismus, einzuführen, als dieser, „wo der erste, welcher sich ihr unterwerfen wird, der „Nation keine andre Rechnung abzulegen haben wird, „als die seiner Talente und seiner Tugenden.“ Unter Händeklatschen und Vivatrufen verließ Necker die Ver-

sammlung. Er war schon fort und man klatschte noch. Nun erhielt Necker Gesandtschaften über Gesandtschaften, Zuschriften über Zuschriften, Glückwünschungen über Glückwünschungen. Man verglich den angebeteten Minister mit allen berühmten Männern des Alterthums; aber keine Vergleichung machte mehr Glück, als die mit Cicero, welcher auch, so wie Necker, sagte man, durch ein schändliches Komplott aus dem Rom, das durch ihn gerettet worden war, vertrieben wurde, dann aber, gleichsam auf den Armen von ganz Italien wieder zurückgetragen, und von Allem, was nur in Rom groß und mächtig war, bewillkommt wurde. Die Parallele zwischen Cicero und Necker gefällt mir sehr, und ich werde dieselbe, bei einer andern Gelegenheit, weitläuftig ausführen. Jetzt bemerke ich nur, daß, wenn nicht Necker vor einiger Zeit Frankreich verlassen hätte, er leicht mit Cicero eine noch größere Aehnlichkeit in seinen Schicksalen hätte haben können. Wenn Necker Frankreichs Cicero ist; so ist la Fayette Frankreichs Cato. Necker handelt wie Cicero aus Ruhmsucht und Eitelkeit: la Fayette hingegen aus Tugend und Liebe zum Vaterlande. Necker ist tugendhaft, um damit prahlen zu können: la Fayette sucht zu seyn, nicht zu scheinen. a) Necker und Cicero sind beide Männer von großen Talenten, aber nur für die zweite Rolle bestimmt, und für die erste nicht geschaffen. Cicero hatte, wie Montesquieu von ihm sagt, viel Genie, aber eine ziemlich gemeine Seele: b) so auch Necker.

a) Esse quam videri bonus malebat: itaque quo minus gloriam petebat, eo magis illam assequebatur.
SALLUST. de bello Catilin.

b) Il avoit un beau génie, mais une ame souvent commune.

Necker. Cicero und Necker sahen beide, in allen Dingen, erst sich selbst, dann das gemeine Beste; Cato und la Fayette vergessen immer sich selbst, um das zu thun, was sie dem Vaterlande für nützlich halten. Cato und la Fayette wollen das Reich retten, weil sie den Gedanken nicht ertragen können, daß es untergehen solle; Cicero und Necker wollten es retten, um nachher damit prahlen zu können. Cato und la Fayette sehen die Gefahr voraus, Cicero und Necker fürchten sie; und wo Cato oder la Fayette nur hofft, da sieht Cicero oder Necker schon mit Zuversicht einen glücklichen Ausgang. Cato und la Fayette sehen alle Dinge mit kaltem Blute, so wie sie sind; Cicero und Necker immer nur so, wie ihre kleinen Leidenschaften sie ihnen vorstellen.

Nachdem Necker in Versailles an Lobeserhebungen und Schmeicheleien alles eingenommen hatte, was nur einzunehmen war; so ging er nach Paris, um auch dort seiner Eitelkeit ein Opfer bringen zu lassen. Daß Necker nach Paris gieng, ist auf keine Weise zu entschuldigen. Es war eine höchst unpolitische, eine unverzeihliche Reise; zwar der Triumph seiner Eitelkeit, aber auch der Anfang seines Falles. Necker wollte gerne, wie vormals Cicero, mit jedermann gut stehen, es mit niemand verderben; darum hielt er für nöthig den Demagogen zu spielen, und nach Paris zu reisen, um dem Pöbel zu schmeicheln und sich von dem Pöbel schmeicheln zu lassen; er wollte Alle gewinnen und verlor Alle. Er war die Stütze Frankreichs, er hatte die Macht in Händen; und diese Macht übergab er, ehe er sie noch gebraucht hatte, dem Pöbel. Nachdem er zurückberufen war, hätte er Alles thun können; aber er kannte seine Kraft nicht, er hatte nicht Festigkeit genug, den Lockungen der Eitelkeit zu widerstehen. Statt im

Trium-

Triumphe in Paris einzuziehen, hätte er gegen die Nationalversammlung, welche ihn schlechterdings nicht entbehren konnte, einen festen Ton annehmen, und von ihr verlangen müssen, daß sie sich pünktlich an die befehlenden Aufträge (cahiers) ihrer Kommittenten halten solle; und weigerte sie sich dieses zu thun, so mußte er die Versammlung bei der Nation verklagen. Wenn Necker auf diese Weise gehandelt hätte, so hätte Frankreich jetzo eine Konstitution, der König Macht, und die Schulden wären bezahlt. Aber statt dessen verließ er den König und zog mit Frau und Tochter im Triumphe nach Paris; bückte sich vor dem Volke, und vergaß, daß er Minister war, um Demagoge zu seyn. Aber er mußte dafür büßen: der Pöbel zeigte ihm, noch an demselbigen Tage, wie verächtlich er sich durch dieses Betragen gemacht hatte, und von nun an war sein Ansehen auf immer verloren. Ich möchte von Necker sagen. was Florus so schön vom Hannibal sagt: „Statt seinen Sieg zu benutzen, wollte er lieber denselben genießen.“ a)

Am 30 Julius kam Necker nach Paris. Die Bürgermiliz zu Pferde und zu Fuß, begleitet von einer unzählbaren Menge, kam ihm entgegen. Ein unermeßlicher Haufe drängte sich um seinen Wagen, und die Luft ertönte von dem Geschrei: „Hoch lebe die Nation! Hoch „lebe Necker!“ So gieng es fort bis an das Rathhaus. Auf der Treppe desselben kamen ihm zwölf Wahlherren entgegen, um ihn zu empfangen. Er war begleitet von Madame Necker, von der Baronesse de Stael, b) von der

a) Cum victoria posset uti, frui maluit.

b) Die Baronesse von Stael, Neckers Tochter, seine geliebte Tullia, hat vor kurzem eine Schrift über Rousseau herausgege-

der Marquise de la Fayette, von den Prinzessinnen Lubomirska, Ezewiska und Portoska; von den Herren de Lusignan, de Rochechouart, de Bottetidou, von dem Baron von Stael, von dem Grafen von St. Priest, dem Marquis de la Fayette und dem Grafen von Clermont Tonnerre. Als er in den Saal trat, war das Beifallklatschen und Freudengeschrei über alle Beschreibung groß. Hr. Moreau de Saint Mery überreichte dem Hrn. Necker, der Madame Necker, der Madame de Stael und der Marquise de la Fayette, patriotische Kokarden. Zu Hrn. Necker sagte er: „Diese Farben sind Ihnen theuer, es sind die Farben „der Freiheit." Beifallklatschen und Freudengeschrei fiengen nunmehr von neuem an. Hr. de la Vigne hielt eine Anrede an Hrn. Necker, in welcher er den Finanzmini-

gegeben, in welcher sie behauptet, dieser große Mann habe sich selbst das Leben genommen. Ich hatte mancherlei Gründe, um die Wahrheit dieses Vorgebens zu untersuchen, und endlich habe ich in Paris selbst nach der allersorgfältigsten Untersuchung erfahren, daß diese Erzählung ungegründet sey, und daß Madame de Stael, um ihrem Vater zu gefallen, welcher als ein eifriger Orthodoxe alle Philosophen haßt, diese Schrift geschrieben habe. Rousseaus Arzt (aber nicht sein Freund) Hr. le Begue de Presle, hat den Philosophen nach dem Tode geöffnet, und gefunden, daß er am Schlage gestorben sey. Ich wünschte daher, daß es meiner geistreichen Landsmänninn, wenn sie nun einmal den unwiderstehlichen Drang fühlte, als Schriftstellerin zu glänzen, gefallen haben möchte, das Verwelken einer Blume, oder den Tod ihres Schooßhündchens zu beschreiben, aber nicht den Tod Rousseaus. Ueber Rousseau kann sie schon deswegen nicht unpartheiisch urtheilen, weil Necker und Rousseau von jeher Feinde gewesen sind, und weil diese Feindschaft bis zu der Zeit fortdauerte, da Rousseau starb. Rousseaus Tod habe ich im Göttingischen Magazin umständlich beschrieben.

minister, im eigentlichen Sinne des Wortes, bekomplimentirte; daher lasse ich diese Rede weg, denn schaale Komplimente verdienen nicht der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Hr. Moreau de Saint Mery sagte:

„Mein Herr!“

„Das Schicksal dieses großen Reichs ist sichtbar mit „dem Ihrigen verknüpft. Die Feinde seiner Glückseligkeit hatten dieß so wohl eingesehen, daß sie gewollt haben, daß das erste Unglück, welches das Reich treffen „sollte, und welches zugleich alle übrigen vorher verkündigte, Ihre Entfernung seyn sollte. Der Wunsch aller Frankreicher; ihr Muth; das Verlangen eines Königs, welchen man vergeblich zu verleiten gesucht hat, „bringen Sie heute wieder zu uns, mit der Gefährtin „Ihrer Tugenden und Ihrer widrigen Schicksale. Sie „sehen selbst, mein Herr, daß Ihre Rückkunft ein Nationaltriumph ist. Unser Glück wird noch vergrößert, „durch die Gegenwart des Bürgerministers, a) welcher, „nachdem er die Ungnade seines Freundes getheilt hatte, „einigermaßen an seinem Ruhme Theil zu nehmen, und „den Ausdruck unserer Freude zu empfangen hieher „kommt. Unsere Liebe und unser Zutrauen, mein Herr, „sind so groß als die Ressurcen Ihres Genies, und wir „schwören Ihnen, daß sich alle unsere Bemühungen vereinigen werden, um den Schutzengel Frankreichs zu „unterstützen.“

Hr. Necker hielt eine lange Gegenrede, in welcher folgende Stellen die merkwürdigsten waren: Er bat die Pariser mit den Proskriptionslisten und mit dem Morden auf-

a) Morean de St. Mery versteht hierunter den Grafen de St. Priest.

aufzuhören; er bat um die Befreiung seines und meines Landsmanns, des General Besenval: „Meine Herren, „sagte er zu den Wahlherren, nicht vor Ihnen, die sie „durch eine bessere Erziehung sich auszeichnen, und nur „dem Lichte Ihres eigenen Verstandes und Ihres eige„nen Herzens zu folgen nöthig haben; nicht vor Ihnen, „sondern vor dem allerunbekanntesten, dem aller„niedrigsten Bürger von Paris, werfe ich mich „nieder, und falle vor ihm auf meine Kniee, um zu „bitten, daß man weder gegen Hrn. Besenval, noch ge„gen jemand anders, eine solche oder eine ähnliche Härte „ausübe, wie diejenige ist, von welcher man mir Bei„spiele erzählt hat.“ a) Necker weinte, indem er diese Worte aussprach, und nunmehr bat er noch einmal um Besenvals Befreiung. Neckers Gegenwart, seine Rede, seine Thränen, die sanfte und rührende Beredsamkeit, mit welcher er sprach; alles dieses vereinigt bemächtigte sich der Herzen seiner Zuhörer. Die meisten weinten, und tausend Stimmen riefen im Saale zugleich: „Gnade! Vergebung! Amnistie!“ Necker war sehr gerührt. Indessen schrie das auf dem Greveplatze versammelte Volk zu wiederholtenmalen; „Necker! Necker! „wir wollen Necker sehen!“ Um dieses Verlangen des Volkes zu befriedigen, begab sich Necker in das Nebenzimmer und stellte sich in eben das Fenster, in welchem vierzehn Tage vorher der König und acht Tage vorher der unglückliche Foulon sich dem Volke gezeigt hatten. Er befestigte die Nationalkokarde auf seinen Hut und zeigte dem

a) Devant le plus inconnu, le plus obscur des Citoyens de Paris, je me prosterne, je me jette à genoux, pour demander &c.

dem Volke denselben. Das Freudengeschrei und Vivatrufen wollte, bei seinem Anblicke, unter dem Volke gar nicht aufhören, und Necker sog mit vollen Zügen das Vergnügen ein, welches ihm der Anblick so vieler tausend Menschen verschaffte, die ihm alle zuriefen, daß er ein großer Mann und der Schutzengel Frankreichs sey.

Während Necker aus dem Versammlungssaale abwesend war, schlug der Graf Clermont Tonnerre der Versammlung vor, auf der Stelle durch einen förmlichen Beschluß, die so eben, auf Neckers Bitte gewährte, allgemeine Amnistie zu bestätigen. „Laßt uns, sagte er, den „Ueberwundenen eben so vergeben, wie wir die Stolzen „besiegt haben. Hier ist, (indem er nach der Seite hin„wies, wo Necker war) hier ist, zwischen dem Throne und „uns, ein Mann, auf den wir zählen können. Alles hebt „uns; alles unterstützt uns; die Gewalt der Dinge und „die Unerschrockenheit unsers Muthes. Sollten wir „denn die Feinde, welche wir jetzo nicht mehr zu fürch„ten haben, noch unsers Hasses würdigen? Was kann „man uns entgegensetzen? Armeen? — Die werden „wir schlagen. Schimpfwörter? — Da werden wir „schweigen. Zeigen wir Europa den Frankreicher in sei„ner ganzen Größe, in der ganzen Liebenswürdigkeit sei„nes Charakters. Ich sehe es, ich fühle es, daß dieser „Wunsch meines Herzens auch der Wunsch des Ihri„gen ist.“

Diese Rede erhielt großen Beifall, und der ganze Saal ertönte von dem Geschrei: „Gnade! Gnade! Ver„gebung! Amnistie!“ Auf der Stelle wurde Befehl gegeben, den Schweizergeneral Besenval in Freiheit zu setzen. Hr. Necker war abermals sehr gerührt und dankbar, seine Bitte erfüllt zu sehen. Ein Philosoph, der

da-

dabei stand, machte die Bemerkung: „Necker scheine „nicht zu wissen, daß wenn man mächtig genug sey, „um Gnade für seinen Freund zu erhalten, man nichts „als seinen Urtheilsspruch fordern müsse." a)

Nach diesem Triumphe kehrte Necker entzückt nach Versailles zurück. Kaum hatte er den Versammlungssaal des Rathhauses verlassen, als schon beschlossen wurde, in diesem Saale, Neckers Büste, neben der des Hrn. la Fayette, aufzubewahren. Da aber das Volk in allen seinen Handlungen unbeständig ist, weil es niemals nach Grundsätzen handelt, sondern immer nur dem Eindrucke des gegenwärtigen Augenblicks folgt: so dauerte auch Neckers Triumph nicht lange. Der Pöbel versammelte sich, war unzufrieden und murrte laut, über die versprochene Amnistie, und über die, Neckern zugestandene, Befreiung Besenvals. Die Pariser Wahlherren, deren ungesetzmäßige Gewalt ohnedieß schon aufgehört hätte, wären, sagte man, gar nicht befugt einen solchen Befehl zu geben, und dieser Befehl sey eine sträfliche Anmaßung, ein gefährlicher Eingriff in die Rechte des Bürgers. Man war unzufrieden über den Minister, daß er die Befreiung Besenvals verlangt hatte; man machte seine Gesinnungen verdächtig; und sogleich war die ganze Hauptstadt abermals in Aufruhr. Die Sturmglocken wurden geläutet, die Trommeln gerührt, die Straßen füllten sich mit Menschen an, das Mordgeschrei: „an die Laterne! an die Laterne!" ertönte fürchterlich, und die Ruhe wurde nicht eher wiederum hergestellt,

a) Que quand on est assez puissant, pour obtenir la grace de son ami, il ne faut demander que son jugement.

stellt, als bis die Wahlherren, noch an demselbigen Abende, die 120 Mitglieder des neuerwählten Bürgeraths der Stadt Paris auf das Rathhaus beriefen; ihnen alle Gewalt übergaben; die Befreiung Besenvals für gefährlich erkannten; durch einen öffentlichen Anschlag, die versprochene Amnistie widerriefen; und dann, um zehn Uhr Abends, auseinander giengen, kum! sich nicht wieder zu versammeln. Als der President der Wahlherren, Hr. Moreau de Saint Mery dem Bürgerrathe die Gewalt übergab, hielt er folgende Anrede an denselben.

„Meine Herren!“

„Die Versammlung der Wahlherren eilt, um in „Ihre Hände das Ansehen zu übergeben, welches zu „übernehmen, die Zeitumstände und das gemeine Beste „ihr zur Pflicht gemacht hatten. Wir dürfen sagen, daß „dieses Ansehen, so lange es unserem Eifer und unserem „Patriotismus anvertraut gewesen ist, nichts verloren „habe; und wir übergeben es Ihnen jetzo, mit der Zuversicht, daß die Stellvertreter der Stadt Paris mit „nicht geringerer Sorgfalt darüber wachen werden.“

Die Stadt Paris war zu dieser Zeit in einer sehr traurigen Lage. Zu allen den Uebeln, welche mit einer gänzlichen Unthätigkeit und Kraftlosigkeit der ausübenden Gewalt allemal nothwendig verbunden seyn müssen, gesellten sich noch die schwarzen Bilder einer furchtsamen und erschrockenen Einbildungskraft; eingebildete Uebel vergrößerten noch die wirklichen. Die Stadt Paris war von einem panischen Schrecken ergriffen. Bürger und Handwerker ließen ihre Geschäfte und ihre friedlichen Arbeiten liegen, und liefen bewaffnet in den Straßen herum.

um. Die Manufakturen standen still, weil die Kaufleute und Krämer keine Käufer mehr fanden, und daher auch von den Manufakturen keine Waaren mehr verlangten. Der Reiche schaffte alle unnöthige Bediente ab, und gab der niedrigen Volksklasse, deren Mitglieder er nunmehr für seine natürlichen Feinde hielt, so wenig als möglich Arbeit: er entbehrte alles Ueberflüssige, damit jene das Nothdürftige entbehren müßten. Der Schuldner weigerte sich zu bezahlen, weil kein Tribunal mehr vorhanden war, vor welchem man ihn hätte verklagen können. Durch alle diese vereinigten Umstände nahm die Zahl der Armen bis auf einen unglaublich großen Grad zu. Die Thränen der Unglücklichen, und ihr lautes Wehklagen, mischten sich mit dem Freudengeschrei des Pöbels. Wahre Patrioten seufzten und verwünschten den Freiheitsrausch. Ueberall versammelten sich, an den Ecken der Straßen, Haufen von Bürgern, welche zusammenliefen, um Neuigkeiten zu hören. Unter diese Haufen mischten sich Beuetlschneider, Abentheurer, Chevaliers d'Industrie, Müßiggänger und Spione, die ein Interesse dabei hatten das Volk in beständigem Schrecken zu erhalten. Diese streuten den Saamen der Zwietracht, durch allerhand Gerüchte, Verdacht, und selbsterfundene Geschichten aus: sie munterten das Volk zur Rache auf, und machten die Ideen von Ruhe, von Einigkeit, von Vergebung alles dessen, was vorher geschehen war, sogar lächerlich. Proskriptionslisten, Verzeichnisse zum Tode verurtheilter Personen, giengen von Hand zu Hand, und wurden täglich größer. Man sprach von Verschwörungen, von heimlichen Anschlägen, von versteckten Planen, von einer Konterevolution: und alle diese Erzählungen, so ungegründet und ungereimt sie auch größtentheils waren, giengen

 von

von Mund zu Mund, wurden begierig aufgenommen, bereitwillig geglaubt, und vergrößerten sich immer mehr, je mehr sie sich ausbreiteten. a) Die Furchtsamkeit, der Argwohn und das Mißtrauen des Volkes, nahm immer mehr und mehr zu; aus unbedeutenden Kleinigkeiten schuf sich der Pöbel Ungeheuer; er fürchtete, ohne zu wissen was; unausgesetzt war er im Vertheidigungsstande; hatte Mißtrauen gegen alle Dinge und gegen jeden Menschen, und lauschte auf jedes Gerücht. Kein Schritt war unschuldig genug, um nicht Verdacht zu erwecken. Es kostete der Grausamkeit, der Rachsucht, nur Ein Wort, nur Einen Blick, um den ehrlichsten Mann seines Lebens zu berauben. Ein Eifersüchtiger konnte seinen Nebenbuhler, ein rachgieriges Weib den Geliebten, der sie verschmäht hatte, ein Reicher den rechtschaffenen Mann, welchen er fürchtete, durch das Einzige: **Es ist ein Aristokrate!** sogleich von dem Pöbel aus dem Wege räumen lassen, und Beispiele einer so grausamen Rache gab es, leider! sehr viele. Solche Mordthaten wurden, bei der herrschenden Gesetzlosigkeit, nicht nur ungestraft, sondern mit dem Anstriche von Tugend, von Patriotismus, von Edelmuth begangen. Aus anscheinendem Patriotismus schaffte man diejenigen aus dem Wege, denen man gram war. Der Herzhafte und Freche suchte Streit mit dem Furchtsamen; der Stärkere überwältigte den Schwächern: und die kraftlosen Gesetze schwiegen. Der rechtschaffene Mann wurde, von dem Listigen oder Ränkevollen, bei dem Pöbel als ein Aristokrate verklagt, wobei dieser

a) Callide vulgatum, temere creditum.

TACIT. Hist.

dieser keine andere Absicht hatte, als die Aufmerksamkeit von sich selbst ab, und auf seinen Nachbar zu lenken, damit seine eigenen geheimen Plane unentdeckt bleiben möchten. Nichts ist leichter, in einem so gefährlichen Zeitpunkte, als eine Anklage zu erdichten; der unschuldigsten Rede, vor denen, welche den Angeklagten nicht kennen, eine boshafte Wendung zu geben; und auf diese Weise einen rechtschaffenen Mann der Wuth des zügellosen Haufens Preis zu geben. Durch Broschüren, Zeitungen, fliegende Blätter und Kupferstiche, wurde das Volk zum Aufruhr und zum Morde angefacht und aufgemuntert. Einen dieser Kupferstiche, dessen auch Lally Tolendal erwähnt, und der noch jetzo in den Straßen von Paris häufig verkauft wird, habe ich niemals anders als mit Abscheu und Widerwillen ansehen können. Der Kupferstich hat die Ueberschrift; Der Rechner. Ein Mann sitzt vor einem Schreibtische, auf welchem fünf abgehauene Köpfe übereinander gethürmt liegen, und auf dem Blatte, worauf er rechnet, steht: „fünf von „vier und zwanzig bleiben neunzehn."

Dies ist ein treues Gemälde jener traurigen Tage; dieß ist zum Theil noch jetzo der Zustand von Paris. Umsonst ertönt in unsern Ohren das Jubelgeschrei der Sklaven, welche ihre Ketten zerbrochen haben; umsonst ruft man uns zu: diese Uebel sind mit Erlangung der Freiheit nothwendig verknüpft; sie sind nur vorübergehend und nachher folgt ein ununterbrochenes Wohlseyn; die Freiheit gewährt Trost in allen Leiden, die sie verursacht; und, gleich der Lanze des Achilles, heilt sie selbst die Wunden, welche sie schlägt. Umsonst sagt man uns alles dieses. Die gegenwärtige Zeit ist traurig, und das goldene Zeitalter, welches man hofft, ist noch ungewiß, und

 hin-

hinter dem undurchdringlichen Vorhange der Zukunft verborgen. „Ein Volk, welches seit Jahrhunderten un-„ter dem Drucke geseufzt hat, und endlich, trotz aller „Vorurtheile und aller ungereimten Einrichtungen, mit „denen es noch umgeben ist, demselben zu entgehen sucht, „gleicht einem, durch langes Leiden geschwächten und ab-„gematteten Kranken, an welchem noch immer das Fie-„ber zehrt. Braucht er allzustarke Heilmittel, oder „braucht er zu viele Mittel auf einmal, will er der Na-„tur vorgreifen; so stirbt er an den Folgen seiner Unbe-„sonnenheit.“ a)

Während die in diesem Abschnitte beschriebenen Auftritte zu Paris vorgiengen, waren auch die Provinzen alle im Aufruhr. Sobald die Bastille eingenommen war, hatten die Verschwornen, ihrem Plane gemäß, nach allen Theilen des Königreichs Kouriere abgeschickt, welche so schnell als möglich die Provinzen durchliefen; überall die Sturmglocken anziehen ließen; die Ankunft von Räubern oder von fremden Truppen ankündigten; das Volk zur tapfren Gegenwehr ermahnten; demselben anriethen sich zu bewaffnen; und Geld unter dasselbe austheilten. In kleinen Städten kündigten diese Kouriere eine kleine Anzahl von Räubern an, in großen Städten eine größere An-

a) Un peuple plongé dans l'oppression depuis nombre de siècles, & qui cherche à en sortir, en dépit de tous les préjugés & de toutes les institutions absurdes qui l'environnent encore, ressemble à un malade extremement affoibli par de longues souffrances, & que la fievre mine toujours. S'il fait usage des remedes trop forts, ou s'il employe trop de remedes à la fois, s'il s'avise de brusquer la nature, il meurt victime de son imprudence,

Examen du Gouvernement d'Angleterre. 1789. p. 286.

Anzahl; allemal stand die angegebene Anzahl im Verhältnisse mit dem Dorfe oder der Stadt, in welcher die Nachricht ausgebreitet wurde. Wo sie hin kamen, war Schrecken und Furcht, wegen der Nachrichten welche sie verbreiteten, so groß, daß nicht einmal jemand daran dachte, sich bei ihnen zu erkundigen: wer sie seyen? woher sie kämen? und von wem sie die Ankunft der Räuber erfahren hätten? Bauern und Bürger in ganz Frankreich bewaffneten sich, und erwarteten einige Tage die Ankunft der Räuber vergeblich. Die Räuber erschienen nicht; und nun zogen die Bauern (wie die Verschwornen im Voraus sehr richtig berechnet hatten,) gegen die Schlösser der Adelichen, zerstörten und verbrannten dieselben, ermordeten die Edelleute, oder zwangen sie das Land zu verlassen. In Städten und Dörfern ahmte man die Pariser Scenen nach. Wer reich war, oder Ansehen hatte, wurde verfolgt; viele wurden vom Pöbel gehängt, und ihre Köpfe auf Stangen gesteckt und herumgetragen. In allen Theilen Frankreichs läuteten die Sturmglocken; überall war Unordnung, Anarchie, Mord, Rauben und Plündern, und wer sich widersetzte, der kam in Lebensgefahr. Zu Rennes nahmen die Bürger das Zeughaus ein, beschlossen keine Abgaben mehr zu bezahlen, und jagten den Kommendanten der Stadt weg. Zu St. Malo forderten die Bürger dem Kommendanten die Schlüssel der Citadelle ab, und als er sie abzugeben sich weigerte, nahm man ihm dieselben mit Gewalt weg. Zu Bordeaux sah sich der Kommendant der Citadelle genöthigt, den Bürgern die Schlüssel zu übergeben. Zu Caen nahmen die Bürger die Citadelle ein, zwangen den Magistrat den Preis des Brodes herunterzusetzen und ermordeten den Marquis de Belseuce mit unerhörter Grausam-

samkeit. Der Pöbel war so begierig ihn umzubringen, daß man von mehreren Seiten zugleich auf ihn schoß, wodurch viele seiner Mörder selbst fielen. In der Nähe der Nationalversammlung sogar geschahen ähnliche Grausamkeiten. Zu Versailles befreite der Pöbel einen Vatermörder, der gerädert werden sollte, von dem Rade, auf welchem er schon lag, und hängte an seiner Stelle eine arme unschuldige Frau auf. Zu St. Germain hängte das Volk einen Müller auf. Zu Poissy konnten die Mitglieder der Nationalversammlung dem wüthenden Pöbel nur mit grosser Mühe ein unschuldiges Schlachtopfer entreißen. Zu St. Denis, zwei Stunden von Paris, drang ein Haufe des niedrigsten Pöbels nach Mitternacht in das Haus des Maire der Stadt und zwang ihn, den Preis des Brodes herunterzusetzen. Obgleich dieses nicht von ihm abhieng, willigte er dennoch ein und unterschrieb den ihm vorgelegten Befehl. Dessen ungeachtet war der Pöbel von einem heimlichen Feinde des Maire aufgewiegelt, damit nicht zufrieden, sondern bemächtigte sich seiner und wollte ihn aufhängen. Er wehrte sich, aber der Pöbel warf ihn nieder und hielt ihn fest. Ein Tagelöhner zog sein rostiges Messer aus der Tasche und fieng an ihm den Hals abzuschneiden, während ihn die übrigen mit Messerstichen durchbohrten. Noch schrie er um Gnade, um Erbarmung. Nun warf der Tagelöhner sein rostiges Messer weg und sagte ganz kaltblütig zu seinem Nachbar: „Leihe mir dein Messer, meines taugt nicht.“ Dieser lieh ihm ein kleines Taschenmesser, und damit sägte jener dem Maire vollends den Kopf ab. Während dieses geschah, fuhren die übrigen fort den Unglücklichen mit Dolchstichen in den Magen und den Unterleib zu durchbohren. Einer unter ihnen, der vorzüglich geschäftig

war

war, drehte sein Messer in den Eingeweiden des Maire hin und her und fragte lächelnd, indem der Unmensch Spott mit Grausamkeit vereinigte: „Fühlst du das? „Empfindest du eine angenehme Kühle?“ Dem Leichnam wurde nachher der Kopf zwischen die Füße gebunden, und in diesem Zustande ward derselbe durch alle Straßen der Stadt geschleift. Jedermann gesteht, daß der Ermordete ein rechtschaffener und allgemein geliebter Mann war. Seine Frau ist seit jenem Tage verrückt geblieben. a) Die Feder fällt mir aus der Hand, indem ich solche Greuel beschreibe; aber Einen dieser Auftritte mußte ich, um der Wahrheit willen, in seiner ganzen Abscheulichkeit darstellen. Im Hafen zu Brest, wo die Hälfte der französischen Seemacht liegt, wäre es thöricht gewesen Räuber anzukündigen. Hr. de la **Luzerne** schickte daher einen Kourier und kündigte einen Ueberfall der Engländer an. Der Minister war kein Mitglied der Verschwörung; er war selbst von den Verschwornen betrogen worden, welche ihm falsche Nachrichten aus England hatten übersenden lassen. Die Engländer kamen nicht, so wenig als an andern Orten die Räuber, aber der Aufstand wurde allgemein, und dieß war es, was man suchte. Zu **Besancon**, **Dijon**, **Macon**, **Soissons**, **la Fere**, **Laon** und in vielen andern Städten war der Pöbel in Bewegung; er zerstörte Schlösser, Palläste, öffentliche Gebäude, und weigerte sich die Abgaben zu bezahlen. In **Burgund** wurden zweiundsiebenzig Schlösser geplündert und verbrannt, die Kirchen sogar wurden beraubt. Die Edelleute durften es nicht wagen, das ihnen zugehörige Korn nach der Erndte in die Scheunen bringen zu lassen, weil die Bauern die Scheunen

a) Histoire de France pendant trois mois p. 142.

nen zu verbrennen drohten; daher blieb die ganze Erndte auf den Feldern liegen und verdarb größtentheils.

Zu Strasburg brach das Volk in die Häuser einiger Magistratspersonen, und kaum konnten diese noch ihr Leben retten. Bald nachher umringte der Pöbel das Rathhaus, zerriß und verbrannte die Papiere in der Kanzlei und im Archiv, betrank sich in den Kellern, bestahl die Kassen und zerstörte nachher alles. Auf Befehl des Kommendanten Hrn. von Klinglin sahen die Truppen diesen Unordnungen ganz ruhig zu, ohne denselben im mindesten Einhalt zu thun. Am folgenden Tage stieg die Unordnung auf den höchsten Grad, und nun erst wurden die Soldaten gegen das zusammengelaufene Gesindel kommandirt, welches auch bald zerstreut war. Nicht lange nachher wurden ähnliche Auftritte wiederholt, und nun waren auch die Truppen rebellisch, und brachten in Gesellschaft des Pöbels eine ganze Nacht mit rauben, stehlen und morden zu. Zu Lyon bemächtigten sich die Bürger des Arsenals und des Pulvermagazins. Die Verschwornen sandten von Paris den Schauspieler Bordier nach Rouen, um auch dort das Volk aufzuwiegeln. Er führte seinen Auftrag aus; die Mauthhäuser und einige andre Häuser wurden von dem Pöbel geplündert und verbrannt. Bordier wurde bald nachher gefangen genommen, aber von den Bürgern wieder frei gemacht. Er floh, aber man holte ihn ein, er wurde zurückgebracht, ihm als einem Störer der öffentlichen Ruhe der Prozeß gemacht, und er zu wohlverdienter Strafe und zu einem abschreckenden Beispiele für andere, aufgehängt. a) Zu Troyes ermordete das Volk den Majre

a) Herr Schulz erzählt, in seinem Almanach, diese Begebenheit anders; aber er erzählt vieles anders, als ich es erzählen

Maire der Stadt. In allen Städten, welche Festungen oder Citadellen hatten, bemächtigte sich der Pöbel derselben. Ganz Frankreich war unter den Waffen. Reisende wurden in jeder Stadt, in jedem Dorfe, angehalten und ausgefragt. Wer keinen Paß hatte, oder keine Nationalkokarde trug, wurde gefangen genommen, durchsucht, zu dem Richter des Orts (das heißt zu dem Dorfschulzen) geführt, und bei dem geringsten Verdachte nach der nächsten Stadt ins Gefängniß geführt.

Ein

len werde; denn er erzählt nicht der Wahrheit gemäß, sondern übersetzt, ohne Wahl und ohne Untersuchung, die elendesten französischen Broschüren. Verdient denn eine solche Schrift den ehrwürdigen Namen einer Geschichte? — Ueberhaupt kann man es diesem staatsumwälzenden Kalender schon an der Stirne ansehen, daß er für Utopien, und nicht für ein bekanntes Land geschrieben ist. Im zweiten Jahre der Freiheit! In welchem Lande ist denn jetzo das zweite Jahr der Freiheit? Nicht in der Schweiz: denn dort ist das vier hundert und zwei und achtzigste Jahr der Freiheit! Nicht in England: denn dort ist das hundertste Jahr der Freiheit! Wo denn? — — in Utopien, im Feenlande! Dieser Almanach ist die unrichtigste Kompilation, die, unter dem Namen Geschichte, seit langer Zeit erschienen ist, und mit der vortrefflichen Geschichte, welche Hr. Schulz vorher herausgegeben hat, macht sie einen auffallenden Kontrast. Es muß wahrlich! jeden wahrheitliebenden Menschenfreund empören, wenn er sieht, daß man eine für die Menschheit so wichtige Begebenheit, als die französische Revolution ist, in Deutschland zu einem bloßen Kinderspiele mißbraucht, und der Gewinnsucht, ohne Bedenken, sogar die Wahrheit aufopfert. So tief ist die Litteratur noch bei keinem Volke gesunken, als bei den Deutschen, und wenn man Bücher dieser Art liest: so schämt man sich beinahe ein deutscher Schriftsteller zu seyn!

Ein Edelmann zu seyn, war ein unverzeihliches Verbrechen. Zu Mans wurde Hr. von Montesson mit seinem Schwiegervater ermordet. In Languedok wurde Hr. von Barras, in Gegenwart seiner hochschwangern Gemahlin, welche vor Schrecken auf der Stelle todt niederfiel, von dem Pöbel in Stücken gehauen. In der Normandie wurde ein Adelicher, der schon seit langer Zeit lahm war, von dem Volke aus dem Bette geholt, und auf einen Scheiterhaufen gelegt, den die Unmenschen ansteckten. Er wurde noch gerettet, aber schon waren seine Hände verbrannt. In der Franche Comte drangen die Bauern, mit Beilen und Messern, in die Häuser der Adelichen, und zwangen sie ihren Rechten zu entsagen. Die Prinzessinn von Listenay wurde in ihrem eigenen Zimmer, von dem Pöbel niedergeworfen, und ihr ein Strick um den Hals gelegt. Ihre beiden Töchter, welche bei ihr lagen, fielen ohnmächtig neben ihrer Mutter nieder. Die schöne, siebzehnjährige Vikomtesse von Segur fand kein anderes Mittel, das Schloß zu retten, welches sie bewohnte, als daß sie eine Flinte schulterte, sich für einen patriotischen Offizier erklärte: und ihre Bauern selbst anführte. Die Herzogin von Tonnerre, der Graf Allemand, und andere Adeliche, wurden auch vom Pöbel gemißhandelt. Der Chevalier d'Ambly wurde nackt ausgezogen und auf einen Misthaufen geworfen. Um ihn herum tanzten die Kannibalen, rauften dem Grafen Haare und Augenbraunen aus, und ließen ihn endlich halb todt liegen. Der Marquis von Ormenan, ein lahmer Greis, wurde des Nachts aus seinem Schlosse verjagt, und entgieng kaum noch, durch eine schnelle Flucht nach der Schweiz, mit seinen Töchtern, der Wuth des Pöbels. Dem Grafen

von

von Montesu und seiner Gemahlinn hielt der Pöbel drei Stunden lang die Pistolen auf die Brust. Sie baten um den Tod, als um eine Gnade, und wurden endlich aus ihrem Wagen gerissen und in einen Teich geworfen, aus welchem ein vorüberziehendes Regiment sie herauszog, und von dem Tode errettete. Der Baron Montjustin, vorher ein Liebling des Volkes, wurde von dem Pöbel in einen Ziehbrunnen gehängt, und mußte, in dieser Stellung, anderthalb Stunden lang, die Berathschlagung, ob man ihn fallen lassen solle, oder nicht, mit anhören. Ich bin es müde, mehr Beispiele der unglaublichen Grausamkeiten zu erzählen, welche der übermüthige Pöbel gegen seine vormaligen Herren ausübte. Wenn dieses (um mich eines Ausdrucks des Herrn Campe zu bedienen) Explosion der Volkskraft ist: so bewahre der Himmel jedes Land vor einer solchen Explosion!

Vierte Abtheilung.

Geschichte der französischen Revolution, von der Wiederkunft des Hrn. Neckers bis zu der Gefangennehmung des Königs.

Einfluß des Pariser Pöbels auf die Nationalversammlung. Metaphysische Untersuchungen dieser Versammlung. Nacht des vierten August. Folgen derselben. Journale in Frankreich. Demokratische Schriftsteller; Loustalot, Marat, Desmoulins. Geschichte des französischen Adels und des Feudalsystems von seinem ersten Ursprunge an. Aufruhr in Paris. Wuth des Volkes gegen die Herren Lavoisier und de la Salle. Die Minister in der Nationalversammlung. Geschichte des Defizit von seinem ersten Ursprunge an; Calonnes Administration. Debatten über die Zehenten. Rabaud de St. Etiennes schöne Rede für die Toleranz. Pariser spielen mit der Freiheit Abbe Fauchet. Schneiderpursche. Trauerspiel Karl der Neunte. Berathschlagungen über das Veto. Andere Berathschlagungen. Geldtheurung. Patriotische Geschenke. Vorbereitungen auf den sechsten Oktober.

Some of the Kings ministers drove so fast, that it was no wonder the wheels and chariot broke; and it was in great part owing to the indiscret zeal of a mitred head (*Bishop Laud*) that had got an ascendant over his master's conscience and councils, that both the Monarchy and Hierarchy owed afterwards their fall.

WELWOOD'S Memoirs. p. 37.

Nachdem der Pöbel der Hauptstadt, wie in der vorigen Abtheilung erzählt worden ist, die Wahlherren gezwun-

zwungen hatte, den, wegen des Barons Besenval gefaßten Entschluß zu widerrufen: so zwang er nunmehr seine Stellvertreter, welche, statt der Wahlherren, auf dem Rathhause ihre Sitzungen hielten, zu befehlen, daß Besenval bewacht und nach Paris gebracht werden solle. Von Paris wurde eine Gesandtschaft an die Nationalversammlung geschickt, um derselben diesen Beschluß bekannt zu machen. Auch die Nationalversammlung willigte in die Gefangennehmung Besenvals ein: sie mußte einwilligen, weil sie sich vor dem Pariser Pöbel, und vor der Parthei unter ihr selbst, die es mit dem Pariser Pöbel hielt, fürchtete. Kaum war in Paris die Ruhe wieder hergestellt: als sich der Einfluß des Volkes auf die Nationalversammlung, und der Einfluß einer Parthei in der Nationalversammlung auf das Volk, immer mehr und mehr zu zeigen anfieng: Schrecken und Furcht bemächtigte sich der größten Anzahl der Mitglieder, und die Verschwornen erhielten was sie wollten. a) Die Nationalversammlung wurde, bald nachher, durch ein auffallendes Beispiel überzeugt, daß die Stimmen nicht mehr frei wären, und daß jetzo niemand in Frankreich regiere, als die mächtige Parthei, welcher die Hauptstadt zu Gebote stand. Am ersten August war, durch Mehrheit der Stimmen, Hr Thouret, ein Mann, dessen große Talente und gemäßigte Grundsätze allgemein bekannt waren, zum Presidenten der Nationalversammlung erwählt worden. Da ihm aber die Parthei der Verschwornen nicht günstig war: so erschallte der Versammlungssaal von Verwünschungen und Drohungen, und die lärmenden Mitglieder appellirten an das Volk.

Stell-

a) Mémoires du Comte de Lally Tolendal. p. 95 & 106.

Stellvertreter der französischen Nation, Mitglieder der Nationalversammlung, schickten Boten nach Paris und nach dem Palais Royal. Schon wurden die Sturmglocken aufs neue angezogen, und zu einem neuen Auflaufe Anstalten gemacht: als Hr. Thouret, ein wahrer Patriote, um den Frieden zu erhalten, sich weigerte die Stelle anzunehmen. Von diesem Augenblicke an fühlten die Verschwornen ihre ganze Stärke, und herrschten nunmehr in der Nationalversammlung beinahe eben so unumschränkt, als sie unter dem Pariser Pöbel herrschten.

Ganz Europa erwartete von der Nationalversammlung, daß sie damit anfangen würde den Unordnungen zu steuren, Ruhe, Ordnung und Achtung für die Gesetze, wieder herzustellen, und den Finanzen aufzuhelfen. Aber dieses that sie nicht. Gesetze und Finanzen blieben, als Nebensachen, auf künftige Zeiten liegen, und sie beschäftigte sich lange Zeit bloß allein mit den allgemeinen Grundsätzen des Naturrechts, mit metaphysischen Spekulationen über die Rechte des Menschen und des Bürgers. Die Unordnungen im ganzen Reiche nahmen indessen zu, der königliche Schatz war leer, und die Auflagen wurden nicht bezahlt.

Am 27 und 28 Julius geschah in der Versammlung der erste Vortrag über die neue Staatsverfassung. Der Erzbischof von Bordeaux, Hr. von Clermont Tonnerre und Hr. Mounier, lasen jeder einen Aufsatz darüber ab. Dann entstand die Frage: ob dem Gesetzbuche des neuen Staatsrechtes eine Bekanntmachung der Rechte des Menschen und des Bürgers vorgesetzt werden solle, oder nicht? Man stritt lange, für und gegen eine solche Bekanntmachung. Ich will hier einige der vorzüglichsten

Grün-

Gründe anführen. „Die Zeitgenossen sowohl als die „Nachwelt, sagt ein berühmter Schriftsteller, müssen „unstreitig eine gesetzgebende Versammlung nach ihren „Thaten, und nicht nach ihren Reden beurtheilen: hierin „verfahren sie wie die Geschichte und das Gesetz, welche „sich beide darauf einschränken, die Handlungen der „Menschen zu beurtheilen. Indessen verdienen doch, in „den Annalen der Zeit, mit den Beschlüssen auch zugleich „die bestimmenden Beweggründe dieser Beschlüsse, und „der Streit der Meinungen, zwischen denen sie gleichsam „hin und her geworfen worden sind, aufbewahrt zu „werden. Geist und Charakter einer Versammlung läßt „sich nicht aus zwei oder drei Reden beurtheilen. Um „diesen Geist kennen zu lernen, muß man dieselbe in ver„schiedenen Lagen betrachten und aus allen möglichen „Gesichtspunkten sehen; ein unrichtiges oder seichtes „Raisonnement verdient daher in diesen Annalen eben „sowohl eine Stelle als ein richtiges und wahres. That„sachen, genau erzählt, richtig geordnet, und von der „unerträglichen Weitschweifigkeit der gesprochenen Re„den befreit; dieß verlangt die Geschichte, und dieses „wird sie, auch noch in künftigen Jahrhunderten, mit „Vergnügen lesen."

Der isolirte Mensch, sagte Hr. Creniere, hat keine Rechte; dieß ist das Gesetz der Natur: der gesellschaftliche Mensch hat natürliche und unvergebliche Rechte; dieß ist ein Axiom der Vernunft. Staatsbürger, welche diese Rechte ausüben, sind ein freies Volk: Unterthanen, welche sie nicht ausüben, sind weiter nichts als ein Haufe gefesselter oder betrogener Menschen. Die Bestimmung und Festsetzung dieser natürlichen und unvergeblichen Rechte, die vor den Gesetzen, welche bloß allein posi-

tive oder relative Rechte bestimmen, vorhergehen muß, nenne ich die Statsverfassung eines Volks, und ich glaube, daß diese Konstitutionsgesetze, für sich, und ohne Verbindung mit den übrigen Gesetzen, seyn müssen.

Graf von Montmorency. Frankreich kommt es zu, der Welt einen Kodex der Weisheit vorzulegen, welcher nachher von allen Völkern angenommen werden wird.

Hr. von Castellane. Seit Karl dem Großen hat man diese Rechte ganz vergessen; es ist nun Zeit sie wieder in Erinnerung zu bringen. Die Frankreicher sind nicht alle zusammen solche Thoren geworden, daß sie zu ihrem Monarchen gesagt haben: „Wir übergeben „Dir eine willkührliche Macht über unsere Person; wir „wollen nur so lange frei bleiben, bis es dir gefällt uns „zu Sklaven zu machen; dann aber sollen auch unsere „Kinder die Sklaven Deiner Kinder seyn. Nach Willkühr kannst Du uns dann unsern Familien entreißen, „uns in Gefängnisse werfen, und darin umkommen lassen, wenn Deine Maitresse oder Dein Liebling es verlangt. Unsere sterbende Stimme wird niemand hören. „Dein würklicher oder vorgeblicher Wille wird alle Thaten, welche in Deinem Namen geschehen, gerecht machen, und Du allein sollst zugleich unser Ankläger, unser Richter, und unser Henker seyn.“ Uebrigens beweißt auch die Erfahrung die Nothwendigkeit einer solchen Bekanntmachung der Rechte, denn in England seufzen die Menschen noch unter der Last der Mißbräuche, weil sie ihre Rechte noch nicht kennen.

Hr. Target. Um ein freies Volk zu bilden, muß man es die Rechte der Freiheit kennen lehren. Keine

Wahr-

Wahrheit kann ihm schaden. Man muß es durch Aufklärung zum Glücke führen, und wir können dieses auf keine Weise besser thun, als wenn wir die Gesetze der Natur in Erz graben.

Bischoff von Langres. Die Staatsverfassung besteht in einem Kodex von Gesetzen; was kein Gesetz ist, gehört nicht zur Staatsverfassung. Durch Grundsätze spricht man mit der Vernunft, um sie zu überzeugen: durch Gesetze mit dem Willen, um ihn zu unterwerfen. Das Volk ist gar nicht fähig solche Maximen zu verstehen. Will man es aufklären: so muß dieses durch Bücher, und nicht durch abstrakte Bekanntmachungen geschehen.

Hr. de Landine. Wir wollen uns nicht mit abstrakten Ideen beschäftigen; wir wollen uns hüten, Grundsätze auseinanderzusetzen, die im Grunde wahr, sehr scharfsinnig ausgedrückt, aber für jetzo unnütze sind. Lassen Sie uns Gemeinsinn genug haben, um einzusehen, daß wir unsere Laufbahn nicht zu sehr ausdehnen dürfen, wenn wir zum Ziele gelangen wollen. Weit davon entfernt bis auf den Ursprung aller Gesellschaft zurückzugehen, wollen wir diejenige verbessern, in welcher wir uns befinden. Lassen wir den Naturmenschen, und beschäftigen uns mit dem Schicksale des civilisirten Menschen. Ohne zu untersuchen, was wir gewesen sind, oder was wir noch sind, lassen Sie uns bestimmen, was wir seyn sollen. Mit der Theorie dürfen wir uns jetzo nicht beschäftigen. Locke, Cumberland, Smith, Hume, Rousseau, haben darüber alles gesagt, was sich sagen läßt: wir haben es jetzo blos mit der Praxis zu thun. Wir bekümmern uns nicht um Regierungsform überhaupt, sondern um die unsrige. Unstreitig ist der Mensch von Natur frei: das dürfen wir ihm aber

 nicht

nicht bekannt machen, sondern wir müssen es dahin bringen, daß er es sey. Ein Gesetz, welches die Verhaftbriefe, diese Werkzeuge der Tyranney, welche für uns eben das sind, was der seidene Strick in Asien ist, aufheben wird: ein solches Gesetz wird zum öffentlichen Glücke mehr beitragen als alle Maximen und alle schönen Einleitungen. Den Tyrann, welcher im Stande wäre künftig die Gesetze unter die Füße zu treten, wird auch eine eitle Bekanntmachung der Rechte nicht zurückhalten, und für die Nachwelt wird das Gesetz selbst mehr zu unserem Vortheile beweisen, als die Vorrede desselben. In der That, wenn wir klug handeln wollen: so müssen wir jetzo nicht Zeit verlieren, sondern Zeit zu gewinnen suchen. Wenn wir klug seyn wollen, so dürfen wir nicht den raisonnirenden Frankreichern eine ungeheure Laufbahn von Streitigkeiten, Meinungen und Kommentaren eröffnen. Das achtzehnte Jahrhundert hat Wissenschaften und Künste aufgeklärt, aber es hat für die Gesetzgebung noch nichts gethan: jetzo ist die Zeit da sie zu schaffen. Laßt das Gesetz kurz und gedrängt seyn, damit es in das Gedächtniß aller, selbst unserer Kinder, sich einpräge; laßt es einfach seyn, damit es jedermann verstehe. Behalten wir für uns das Studium der Grundsätze, die Grundlagen unserer Arbeit, und lassen wir das Volk die Früchte derselben einerndten. So verbirgt sich in der Erde das große Fundament eines Pallastes, und das Auge des Volks genießt nur den Anblick des Ganzen und die Majestät des Gebäudes. Eilen wir dieses Gebäude aufzuführen, und möge es der Betrachtung des Weisen, und der Anschauung der Nachwelt würdig seyn!

Hr. **Dupont.** Wem sollen wir Gesetze geben, wenn wir so lange warten bis der Geist der Unabhängigkeit sich

aller

aller Gemüther bemächtigt und alle Bande des gesellschaftlichen Vertrags zerrissen hat? Lassen Sie uns den Ruhm Gutes zu thun der Eitelkeit bewundert zu werden vorziehen.

Am vierten August beschloß die Nationalversammlung, daß eine Bekanntmachung der Rechte nothwendig sey.

Nachdem die metaphysischen Diskussionen lange Zeit in der Versammlung gedauert hatten, ändert sich auf einmal die Scene. Diese metaphysische, diese moralische, diese langsam überlegende Versammlung, verwandelt sich plötzlich in die allerunüberlegteste, gedankenloseste, ungerechteste Versammlung, die noch je existirt hat. Während der Zeit, da sie über die Rechte des Bürgers sich berathschlagt, beraubt sie den angesehensten, reichsten, und, wegen der dem Vaterlande geleisteten Dienste, vorzüglichsten Theil der Nation, nicht nur aller seiner Rechte, sondern sogar seines Eigenthums, und wirft, mit einem unbesonnenen, heftigen Eifer, in Einer Nacht, das Gebäude vieler Jahrhunderte um. In einer Nacht haut sie den alten ehrwürdigen Eichbaum um, dessen Aeste sich über das ganze Reich ausbreiteten, und unter dessen Schatten die Nation Jahrhunderte lang geruht hatte. Und nachdem die Versammlung diese große That ausgeführt, nachdem sie, durch ein neues, auffallendes Beispiel bewiesen hat, daß die Volksregierung weit ungerechter ist, weit despotischer verfährt, als der monarchische Despotismus, hält sie sich selbst eine Lobrede, und freut sich, ihre über sich erhabene Mitbürger bis zu sich herabgesetzt zu haben, eben so wie sich Kinder freuen, wenn sie ihren Spielgesellen heimlich das Spielzeug wegnehmen können, um

dessen Besitz sie dieselben schon lange beneideten. Alle die Vorrechte des Adels, welche in dieser Nacht aufgehoben wurden, waren zwar ungerecht und drückend; sie beruhten, so wie das ganze Feudalsystem in Frankreich, auf Anmaßungen und Usurpationen im mittleren Zeitalter, nicht auf angestammten oder angeerbten Rechten. Das ganze Feudalsystem mußte umgeworfen werden, wenn Frankreich frei und glücklich werden sollte; nur hätte eine solche Umwerfung langsam, bedächtlich, und mit Schonung für die gegenwärtigen Besitzer, aber ohne Rücksicht auf ihre Nachkommen, geschehen müssen; denn selbst um frei zu werden darf man nicht ungerecht seyn.

Diese merkwürdige Sitzung, welche in der Geschichte von Frankreich, sowohl als in der Geschichte des menschlichen Herzens, Epoche machen wird, dauerte von acht Uhr des Abends bis um zwei Uhr des Morgens. Es war die Nacht des vierten August. Die Nationalversammlung hatte vor ihren Augen das Gemälde aller der Greuel, welche im Königreiche, von einem Ende zum andern, vorgiengen, und man hatte vorgeschlagen, durch eine Proklamation, dem Laufe dieser schrecklichen Unordnungen, welche eine Folge der Gesetzlosigkeit waren, Einhalt zu thun. Hr. Target las einen Plan zu einer solchen Proklamation vor, als der Vikomte von Noailles aufstand, und behauptete, die Ruhe unter dem Volke könnte nicht eher hergestellt werden, als bis man durch Thatsachen würde bewiesen haben, daß man wirklich etwas für dasselbe zu thun gesonnen sey. Er schlug dem zufolge vor, das Feudalsystem ganz aufzuheben. Diese Worte wirkten auf die Versammlung wie ein elektrischer Schlag. In großmüthiger Schwärmerei erhob sie sich über alle Berechnungen und über alles Nachdenken. Der

Adel

Adel und die Geistlichkeit stritten sich, wechselsweise, um das Verdienst größerer Aufopferungen. So schnell man nur sprechen konnte, so schnell vernichtete man auch, ohne Unterschied, Rechte und Usurpationen; die Prerogativen der Tyranney und die Prerogativen der Ehre. In fünf Stunden war das Werk von zehn Jahrhunderten über den Haufen geworfen. Alle Vorschläge wurden, ohne Debatten, ohne Untersuchung, ohne Stimmensammlung, durch Akklamation angenommen. Man fieng damit an, die Vorrechte des Adels, in Rücksicht auf Bezahlung der Abgaben, zu vernichten, dann hob man alle Feudalrechte, Frohndienste, persönliche Dienstbarkeiten, Abgaben, Zehenten, Jagdgerechtigkeiten, Fischgerechtigkeiten, alle Vorrechte der Provinzen und die des geistlichen Standes auf. Der Lärm war unbeschreiblich groß. Die Nationalversammlung glich einem betrunknen Haufen, und die Klugheit und Mäßigung, mit der man allemal eine wichtige Veränderung, selbst vom Bösen zum Guten, vornehmen muß, wurden ganz aus den Augen gesetzt. Hr. Dupont machte zwischen dem Lärm eine Bemerkung, auf die man nicht einmal hörte. Nachdem man schon das große Werk der Staatsumwerfung ganz geendigt zu haben glaubte, stand noch der Graf von Virieu auf: „Ich „verlange, rief er, wie Katull, auch meinen Sperling „darzubieten. Die Taubenhäuser der adelichen Güter „sind dem Ackerbaue schädlich; ich opfere dem Staate „die meinigen auf." Ehe noch die Versammlung auseinander gieng, schlug der Erzbischof von Paris vor, am folgenden Tage ein feierliches Te Deum, in der königlichen Kapelle, zu singen. Dieser Vorschlag wurde durch Akklamation genehmigt. Dann schlug der Herzog von

Liancourt vor, eine Medaille schlagen zu lassen, um das Andenken dieser merkwürdigen Nacht zu verewigen; und Lally Tolendal, um die Versammlung aus ihrem Enthusiasmus wiederum zur gesunden Vernunft zurückzuführen, schlug vor: Ludwig dem Sechszehnten den Titel des **Wiederherstellers der Freiheit von Frankreich** zu geben.

Als die in dieser Nacht gefaßten Beschlüsse in Paris bekannt wurden, waren die Urtheile sehr verschieden. Von dem Volke wurden dieselben mit einem lauten Jubelgeschrei aufgenommen. Aber die Vernünftigen, selbst unter den Patrioten, hörten die Nachricht mit Unwillen. „Was für ein Recht, so fragten sie, was für ein Recht „hatten die Abgesandten des Adels und der Geistlichkeit, „die Vorrechte und das Eigenthum der beiden ersten „Stände des Reichs einer verächtlichen Popularität auf„zuopfern? Was für ein Verdienst liegt in einer solchen „Großmuth, welche wegschenkt, was ihr nicht zugehört? „Wie konnten die so bedächtlichen Stellvertreter der fran„zösischen Nation, die neunzehn Sitzungen über der „Frage zubrachten, ob sie eine Erklärung der Rechte des „Menschen bekannt machen sollten oder nicht? nun auf „einmal, in Einer Nacht, das ganze Reich und die ganze „politische Einrichtung Frankreichs über den Haufen wer„fen, und, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, „zwanzig neue Gesetze machen, welche so vielen Tausen„den Stand und Eigenthum rauben? Ist es nicht deut„lich genug, daß diese, mit so vielem Lärm, ohne vor„hergegangene Ueberlegung, ohne Nachdenken gefaßten „Beschlüsse, mehr eine Folge des Freiheitsrausches, als „das Werk einer weisen Versammlung von Gesetzgebern „sind?“ So sprachen die vernünftigen Patrioten. Das

Volk

Volk hingegen, welches nun auf einmal von allen Banden der Feudalregierung sich befreit sahe, machte von der ihm geschenkten Freiheit, mit eben dem Enthusiasmus Gebrauch, mit welchem man sie ihm geschenkt hatte. Das Korn war reif, und man wollte eben die Erndte anfangen, als in Paris diese Beschlüsse bekannt gemacht wurden. Da nun, durch einen dieser Beschlüsse alle Jagdgerechtigkeit aufgehoben war, und folglich die Jagd jedem frei gegeben wurde: so machten, noch an demselbigen Tage, und in der darauf folgenden Nacht, eine unglaubliche Menge Müßiggänger von dieser Erlaubniß Gebrauch. Sie liefen herum, und vertilgten alle Hasen, Rebhühner, Kaninichen, Hirsche und Rehe. Ein Augenzeuge versichert, er habe des Nachts, in der Nachbarschaft von Paris, mehr als vierhundert Flintenschüsse in Einer Stunde gehört. a) Zuweilen geschah es auch, daß, in der Finsterniß, einer dieser Jäger den andern traf. Die zum Schneiden reife Erndte war dahin; lag zertreten auf den Feldern, und, wie la Fontaine sagt:

— — — les chiens & les gens
Firent plus de dégat dans une heure de tems,
Que n'en auroient fait en cent ans
Tous les lièvres de la province.

Nur allein die Wälder und Besitzungen des Herzogs von Orleans wurden verschont; sonst keine, selbst die des Königs und seiner Brüder nicht. Man jagte, nicht um des Verg[illegible] der Jagd willen, sondern bloß allein um die [illegible] Freiheit zu versuchen, und um das kindisch[illegible] zu zerstören in vollem Maaße aus-

a) Histoire de France pendant trois mois. p. 138.

üben zu können. Am 5ten September, hörte der König, als er sich auf der Jagd befand, im Walde, ganz nahe bei ihm, verschiedene Schüsse fallen. Er wandte sich zu seinen Begleitern, und fragte: „Wo bin ich?“ — In Ihrem Lande, Sire. — „Ich will wissen, ob ich „mich auf meinen eigenen Domainen, oder auf den Gü„tern eines meiner Unterthanen befinde?“ — Sire, Eure Majestät befindet sich auf Ihren eigenen Domainen. — „Dann geht hin und sagt diesen Leuten, ich jage „nicht auf ihren Gütern, aber sie sollen auch nicht auf „den meinigen jagen. Macht ihnen deutlich, daß die „Jagd zwar frei ist, aber daß jeder nur auf seinen eige„nen Gütern jagen darf.“ a)

Vor der Revolution war in ganz Frankreich die Zahl der Journale und Zeitungen bestimmt. Es konnte ohne Erlaubniß keine neue Zeitung, kein neues Journal angefangen werden; und eine solche Erlaubniß konnte die Regierung selbst nicht mehr geben, weil sie, in jedem Fache, Einem Journale das Monopol der Wissenschaft oder der Kunst, von welcher es handelte, verpachtet hatte. So bezahlte der Mercure de France jährlich der Regierung für sein Monopol das Neueste der Litteratur wöchentlich dem Publikum vorlegen zu dürfen, eine beträchtliche Summe; so auch das Journal de Médecine, das Journal de Physique, das Journal des Sçavants, und andere Journale. Diese litterarischen Monopole schadeten den Wissenschaften und den schönen Künsten, weil es den

a) En ce cas-là, dites à ces gens, q[illegible] pas sur leurs terres, & qu'ils ne viennent pa[illegible]es miennes. Expliquez leurs, que la chasse e[illegible] mais qu'il faut que chacun chasse chez soi.

den Herausgebern gleichgültig war, ob sie gute oder schlechte Aufsätze lieferten: das Publikum mußte ihre Journale dennoch kaufen, da sie die Einzigen waren. Die französische Litteratur blieb, wegen dieses Monopols, beständig einseitig, und in die Gelehrsamkeit wurde der drückendste Despotismus eingeführt: ein Despotismus, der um so viel unerträglicher war, da er die Freiheit des Denkens einschränkte, welche doch, ihrer Natur nach, keiner Einschränkung unterworfen seyn darf. Jedes Journal war im Besitze einer litterarischen Sekte, welche darüber wachte, daß nichts geschrieben wurde, was ihrem eigenen System entgegen zu seyn schien. Das Journal de Trevoux war von den Jesuiten, die Année litteraire von den Jansenisten, das Journal de Médecine von der Pariser Fakultät gepachtet; und auf eben diese Weise jedes andere Journal. Litterarischen Ruhm konnte in Frankreich niemand erhalten, der nicht zu einer litterarischen Sekte gehörte. Das Linneische System ist nun schon seit dreißig Jahren, über ganz Europa angenommen: aber noch bis auf diese Stunde lehrt man in Paris nach Tournefort, und die größten jetztlebenden französischen Botaniker, Cheritier und Cavanilles sind von der Akademie ausgeschlossen, weil Jussieu in Paris die Botanik gepachtet hat, und keinen Linneaner dulden will. Ganz Europa brauchte die Chinarinde, während ihr Gebrauch in Frankreich noch von der Regierung verboten war; in ganz Europa bedienten sich schon die Aerzte des Brechweinsteins, nur in Frankreich war sein Gebrauch noch nicht erlaubt; ganz Europa hatte schon Newtons berühmte Entdeckungen angenommen, und noch waren, durch die Kabalen der Akademie der Wissenschaften, die Frankreicher der Hypothese des Cartesius

sius zugethan. So war es in allen Fächern. Seit der Revolution hat nun dieser Geistesdespotismus aufgehört, die Monopole sind aufgehoben, und jeder kann ein eigenes Journal herausgeben, der Lust dazu hat, oder Beruf dazu fühlt. Daher ist jetzo der Journale eine ungeheure Menge; wenige gute, viele schlechte, und einige mittelmäßige. Die meisten sind politischen Inhalts. Unter den heftigen demokratischen Journalen, zeichnen sich vorzüglich drei aus. Die Révolutions de Paris, die Révolutions de France & de Brabant, und der Ami du Peuple. Die Révolutions de Paris kommen unter dem Namen Prudhomme heraus. Aber dieser ist nur der Verleger, der wahre Verfasser ist **Loustalot**, ein junger Mann von 28 Jahren, welcher im vorigen Oktober (1790) starb, und bis zur sechzigsten Nummer gearbeitet hat. **Loustalot** war zwar ein heftiger und zuweilen unbesonnener Demokrate, aber doch immer bescheiden und mässig, und nur gegen la Fayette ungerecht, von dem er voraussagte, daß ein General **Monk** mit der Zeit aus ihm werden würde. Uebrigens war er ein heller Kopf, ein sehr guter und zuweilen vortrefflicher Schriftsteller. Sein früher Tod ist für Frankreich ein großer Verlust, denn er war ein rechtschaffener Mann und ein wahrer Patriote, der das Beste seines Vaterlandes suchte, und Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten verabscheute. **Marat** ist gerade das Gegentheil. Ein wüthender Demokrate, ohne Rechtschaffenheit, ohne Menschlichkeit, ohne Grundsätze. Die Freiheit, welche er predigt, besteht in Rauben und Morden; er sucht das Volk aufzuwiegeln, aber alles, was er sagt, ist so übertrieben, daß selbst der Pöbel ihn verachtet. **Camille Desmoulins** ist ein demokratischer Schwärmer, der beinahe immer übertrie-

ben,

ben, aber zuweilen sehr schön schreibt; in einzelnen Stellen erhaben ist, in andern aber in das Niedrigkomische fällt; ein Mann, dessen ganze Belesenheit in der Bibel, im Plutarch und in der römischen Geschichte besteht, welche Bücher er auch unaufhörlich citirt. Wenn er beschreibt, so ist er vortrefflich; aber wenn er raisonnirt, so beweist er, daß es ihm an richtigem Verstande und an Beurtheilungskraft fehle. Sein Journal ist in Frankreich der Probstein der politischen Denkungsart. Aristokraten rühren es nicht an; Demokraten verschlingen und bewundern es; Leute von gemäßigter Denkungsart lesen es, und bedauern den Verfasser, der mit starken Schritten dem Tollhause zugeht. Desmoulins ist noch ein junger Mann; er war es, der am 12 Julius 1789, im Palais royal zu dem Volke redete, es aufforderte, die Waffen zu ergreifen, und zuerst die grüne Kokarde auf seinen Hut steckte, welche man aber seither in Frankreich gegen die blau, weiß und roth gestreifte (die Livree des Hauses Orleans) vertauscht hat.

Ueber das, was in der Nacht des vierten August in der Nationalversammlung geschehen war, entzückt, schildert Desmoulins diese berühmte Nacht auf folgende Weise: „Frankreicher! wollt ihr nicht ein eigenes „Fest stiften, zum Andenken dieser unsterblichen Nacht? „Dieser Nacht, in welcher so große Dinge, so schnell, „und gleichsam durch göttliche Eingebung geschahen, „und von welcher wir sagen können, daß sie uns eigent„lich aus der Sklaverei Egyptens erlöst habe! Sie rot„tete die wilden Schweine, die Hasen und all das Ge„wild aus, welches unsere Saaten verheerte. Sie „schaffte Zehenten, Annaten und Dispensationen ab, „nahm Alexander dem Sechsten die Schlüssel des Him-

„mels

„mels, und übergab dieselben dem guten Gewissen.
„Künftig wird der Papst keine Abgaben mehr erhalten,
„wegen unschuldiger Liebkosungen zwischen Vettern und
„Basen. Der rüstige Oheim kann bei seiner jungen
„Nichte, wenn er sie heirathet, schlafen, ohne daß er
„nöthig haben wird eine Dispensation für ihre Jugend
„zu suchen. Diese Nacht zerstörte die Tyrannei der Ju-
„stiz, sie schaffte die käuflichen Bedienungen ab, und be-
„freite Frankreich von dem Drucke seiner Parlamenter.
„Sie nahm uns die Gerichtsbarkeit der Edelleute, den
„Sterbefall, und die Frohndienste, und befreite das
„Land der Franken von allen Spuren der Knechtschaft.
„Diese Nacht gab den Frankreichern die Rechte des
„Menschen wieder, erklärte alle Staatsbürger für gleich,
„und gab jedem von ihnen auf Bedienungen und Ehren-
„stellen gleichen Anspruch. Sie entschied, daß bürger-
„liche, geistliche und militairische Stellen, nicht mehr
„dem Gelde, der Geburt, den Prinzen, sondern der
„Nation und dem Verdienste gehörten. Diese Nacht
„nahm der Madame de Bearn ihre Pension von 80,000
„Livres, welche sie erhielt, weil sie frech genug war,
„die Madame du Bary der königlichen Familie und dem
„Hofe vorzustellen. In dieser Nacht verlor Madame
„Despremenil ihre Pension von 20,000 Livres, die sie
„wegen einer andern Nacht erhalten hatte, in welcher
„sie bei einem Minister schlief. Diese Nacht schaffte die
„Mehrheit der geistlichen Präbenden ab. Ein Kardi-
„nal de Lomenie verlor seine fünfundzwanzig, oder
„dreißig Pfründen; der Prinz von Soubise seine Pen-
„sion von 1,500,000 Livres; der Baron von Besenval
„seine sieben oder acht Gouvernements. Diese Nacht
„machte den Dorfpfarrer Gregoire und den Abbe

„Sieyes

„Sieyes zu Bischöffen. Sie nahm den Eminenzen ihre
„rothe Käppchen, und gab ihnen dafür die Fischermütze
„des heiligen Petrus. Sie nahm den Excellenzen, den
„Durchlauchten, und den Hoheiten, die blauen, rothen
„und grünen Bänder ab. Diese Nacht hob Monopo-
„lien und Zünfte auf. Nunmehro kann nach Indien
„handeln, nunmehr kann einen offenen Laden halten
„wer Lust dazu und Vermögen hat. Meister Schnei-
„der, Meister Schuster und Meister Perukenmacher
„werden klagen, aber ihre Gesellen werden sich freuen.
„Diese Nacht verjagte die Käufer aus dem Tempel der
„Justiz. Die Gerechtigkeit wird künftig die Klagen des
„Armen und des Unterdrückten umsonst hören. Die
„Advokaten sind verschwunden; diese schädliche Men-
„schenklasse, welche die Kunst zu reden als Monopol be-
„handelte, und ausschließend das Recht besitzen wollte,
„alle Processe des Königreiches zu führen. Nunmehr
„kann jeder, welcher Vertrauen auf seine eigene Kräfte
„hat, und das Zutrauen seiner Klienten besitzt, Pro-
„cesse führen. Hr. d'Alembert wird aufgenommen wer-
„den, wenn er gleich ein Bastard ist; Hr. Rousseau,
„wenn er auch der Sohn eines Schusters seyn sollte;
„und Hr. Demosthenes, ob er gleich, in seiner niedri-
„gen Wohnung, kein anständiges Vorzimmer hat.
„Traurige Nacht, für Gerichtshöfe, für Schreiber, für Pe-
„delle, für Prokuratoren, für Sekretairs, für Untersekre-
„tairs, für sollicitirende Schönheiten, für Thürsteher, für
„Advokaten, für alle Leute welche vom Raube lebten! Un-
„glückliche Nacht für alle Blutigel des Staates, für Ge-
„neralpächter, für Höflinge, für Kardinäle, Erzbischöffe,
„Aebte, Kanonici, Aebtissinnen, Priores und Sub-
„priores! Glückliche Nacht für tausend schöne, junge
„Non-

„Nonnen, für Bernhardinerinnen und Benediktinerin-
„nen, welche nun von den Pater Karmelitern und
„Franciskanern besucht werden dürfen! Glückliche Nacht
„für den Kaufmann, der nun Freiheit des Handels be-
„sitzt; für den Künstler, dessen Fleiß nunmehr frei und
„uneingeschränkt ist, und der künftig nicht mehr für sei-
„nen Meister arbeiten, sondern sein Brod selbst verdie-
„nen wird! Glückliche Nacht für den Landmann, dessen
„Gewinn sich jetzo zehnfach vermehrt hat, durch die
„Aufhebung der Zehenten und der Feudalrechte! Glück-
„liche Nacht für Alle, weil nun der Weg zur Ehre und zu
„Bedienungen für Alle offen steht; weil nunmehr unter
„Frankreichern kein andrer Unterschied statt findet, als
„derjenige, den Tugenden und Talente machen! Un-
„sterblicher Chapelier! der du in jener glücklichen Nacht
„den Vorsitz führtest, warum endigtest du diese Sitzung
„so bald? Warum hörtest du die Uhr in einer Versamm-
„lung schlagen, die ganz von Patriotismus und von En-
„thusiasmus begeistert war? Hättest du nur noch zwei
„Stunden lang diese Sitzung fortgesetzt: so würde die
„französische Heftigkeit alle Mißbräuche auf einmal auf-
„gehoben haben; und dann wäre die Sonne über ein
„Volk von Brüdern aufgegangen, und hätte eine Repu-
„blik gesehen, vollkommener als die des Plato war."

Alle die Vorrechte des französischen Adels, welche in der Nacht des vierten August aufgehoben wurden, waren, wie ich schon gesagt habe, keine angestammten oder angeerbten Rechte, sondern beruhten, so wie das ganze Feudalsystem in Frankreich, auf Anmaßungen und Usurpationen. Der Adel, indem er freiwillig diese Rechte zurückgab, gab zurück, was er niemals hätte nehmen sollen. Um sich hievon zu überzeugen, darf man nur die

Ge-

Geschichte des französischen Adels studieren: sie ist kurz folgende. Vor Cäsars Zeiten waren die Gallier ein freies, ununterjochtes Volk, bei welchem kein Unterschied der Stände Statt fand. Cäsar eroberte Gallien, aber die Gallier blieben frei. Zwar nahmen sie Sitten und Gewohnheiten der Römer, ihrer Ueberwinder, an, übrigens aber genossen sie einer völligen Freiheit, und jeder Gallier hatte das Recht, in Rom auf alle religiöse, Civil- und Militairstellen Anspruch zu machen; sogar auf den Thron, auf die Stelle eines Cäsars. Mehr als einmal hat ein Gallier das Diadem und den kaiserlichen Purpur getragen. Titus Antoninus, Septimius Severus, Carakalla, Carus, Avitus waren Gallier. Die von den Römern eroberten Völkerschaften waren zwar den Römern unterthan, aber sie waren nicht römische Sklaven. Die Römer hatten keine andere Sklaven als Kriegsgefangene und Verbrecher. So blieben die Gallier eine freie Nation, unter welcher alle Staatsbürger gleiche Rechte genossen, und unter welcher kein Unterschied der Stände Statt fand, bis die Franken in Frankreich einfielen. Diese Franken waren ebenfalls ein freies Volk. Sie kamen aus den deutschen Wäldern, kannten keinen Unterschied der Stände, waren alle unter sich gleich, und hatten keine andere Sklaven als ihre Kriegsgefangenen. Zu der Zeit, da die Franken in Gallien einfielen, waren die Gallier schon lange der römischen Herrschaft müde. Ihr Land hatte weder Friede noch Ruhe; es wurde unaufhörlich, durch bürgerliche Kriege, und durch die Streitigkeiten der verschiedenen Prätendenten zum kaiserlichen Throne verheert. Und wenn die römischen Legionen das Land nicht durch bürgerliche Kriege verwüsteten: so verließen sie

dasselbe, und dann war es den Verheerungen der einfallenden deutschen Völkerschaften ausgesetzt. Aus allen diesen Gründen wünschten die Gallier von der römischen Herrschaft frei zu seyn. Sobald demnach die Franken in ihr Land einfielen, vereinigten sie sich mit diesen, und suchten, mit ihnen gemeinschaftlich, die Römer zu vertreiben. Ein anderer Grund kam noch hinzu. Die christliche Religion war schon damals in verschiedene Sekten getheilt, und diese Sekten verfolgten sich untereinander (wie sie von jeher gethan haben) auf das grausamste. Die herrschende Sekte war der Arianismus. Er herrschte in Spanien, in Italien und im morgenländischen Reiche, war aber noch nicht bis nach Gallien gekommen. Die gallischen Bischöffe, welche sich weit mehr vor dem Arianismus der Römer, als vor dem Heidenthume der Franken fürchteten, munterten das Volk auf, sich den Franken nicht zu widersetzen, sondern ihnen vielmehr gegen die Römer beizustehen. So wurden die Römer aus Gallien verjagt. Chlodowig und seine Franken nahmen die christliche Religion an, und bald machten die Franken mit den Galliern, durch die genaueste Vermischung, nur Ein freies und unabhängiges Volk aus, unter welchem gar kein Unterschied der Stände Statt fand. Die Gallier behielten alle die Ländereien, welche sie vorher besessen hatten, und die Franken bemächtigten sich der Ländereien und Güter, welche vorher im Besitz der nunmehr vertriebenen Römer gewesen waren. Diese den Franken zugehörige Ländereien hießen Salische Güter, weil sie nach dem Salischen Gesetze verwaltet wurden, welches nicht erlaubte, daß sie auf den Weiberstamm übergiengen. Die Güter der Gallier erbten sich hingegen nach dem römischen Gesetze

setze fort, welches die Gallier, auch nach Vertreibung der Römer noch beibehielten, und welches erlaubte, daß die Güter auch auf den Weiberstamm übergehen konnten. Uebrigens waren sich alle Staatsbürger, Franken und Gallier, einander gleich, und die Geburt gab keinem vor dem andern einen Vorzug. Sklaven oder Leibeigene gab es zwar in der Folge in Frankreich, wie aus einer Verordnung Karls des Großen erhellt, welcher, im Jahr 796, durch einen Parlamentsschluß, zu Aachen, den Bischöfen verbot, keinen Leibeigenen zu konsakriren: aber diese Leibeigenen waren weder Franken noch Gallier, es waren die Nachkömmlinge der Kriegsgefangenen, welche Chlodowig und seine Nachfolger, Karl Martel, und Karl der Große selbst, in den Kriegen mit den Gothen, Burgundern, Hunnen, Sarazenen, Sachsen, und andern Völkerschaften gemacht hatten. Die Franken hatten in ihrem Lande die Gewohnheit, sich jährlich einmal, im Märze, auf freiem Felde zu versammeln, und daselbst über Krieg und Frieden sich zu berathschlagen. Diese Versammlungen setzten sie nun auch in Gallien, mit den Galliern vermischt fort, und berathschlagten sich über Gesetze, Auflagen und andere Staatsangelegenheiten. Die Felder, auf welchen diese Volksversammlungen im Märze gehalten wurden, erhielten den Namen **Märzfelder** (champs de Mars). Außer diesen Volksversammlungen im Märze, gab es noch von Chlodowigs Zeiten an, Gerichtshöfe, welche in Civil- und Kriminalsachen, ohne weitern Appel, urtheilten. Dieses Gericht hielt seine Sitzungen im Pallaste der Könige; alle Mitglieder wurden willkührlich von dem Könige ernannt; und in der Folge erhielt es den Namen **Parlament.** Dieses Parlament bestand aus den sogenannten **Pfalz-**

grafen (comtes du Palais), welche der König willkührlich unter seinen Unterthanen wählte, und die auch Proceres genannt wurden, und aus den Gelehrten, welche Doctores Legum hießen. Die französischen Parlamenter waren demzufolge, nicht, wie das engländische Parlament, die Stellvertreter der Nation; sie waren keine Landstände, keine Fortsetzung der Volksversammlungen im März; sondern bloße Gerichtshöfe, deren Mitglieder der König, und er allein, nach Willkühr und ohne Unterschied, unter allen seinen Unterthanen auswählte. Das Parlament reiste mit dem Hofe in dem Reiche herum, und sobald sich der Hof für beständig zu Paris niederließ, gaben die Könige jeder Provinz ihr eigenes Parlament. Alle Parlamenter in Frankreich sind von den Königen errichtete Gerichtshöfe, deren Stellen von Personen besetzt wurden, auf welcher Wahl das Volk nicht den allerentferntesten Einfluß hatte, und welche demzufolge auch nicht die Stellvertreter des Volkes, sondern die Stellvertreter des Königs waren, der die gesetzgebende und die ausübende Gewalt in seiner Person vereinigte. Chlodowig, der Ueberwinder der Römer in Gallien, war der neuen Religion, welche er angenommen hatte, sehr ergeben, und hatte große Ehrfurcht vor dem heiligen Remigius, und vor andern gallischen Bischöfen. Er bat daher auch diese, mit der übrigen Geistlichkeit, an den Nationalversammlungen auf dem Märzfelde Theil zu nehmen. Sie kamen dahin, mit alle dem Uebergewicht, welches die Religion ihren Stellvertretern, über unwissende und abergläubische Völker giebt, und mit alle dem Einflusse, welchen ein durch Nachdenken und Lektüre gebildeter Geist, über rohe und ungebildete Krieger und Soldaten nothwendig haben muß;

d aber

daher die große Gewalt der Geistlichen in Frankreich, von den ältesten Zeiten her. Die Geistlichen nahmen in diesen Nationalversammlungen sogleich die erste Stelle ein, und die andächtige Frömmigkeit jener Zeiten dachte nicht daran ihnen dieses Vorrecht streitig zu machen; daher hieß der geistliche Stand von jeher, der erste Stand. Die Nationalversammlungen auf dem Märzfelde wurden auch **Parlamenter** genannt; obgleich, wie ich schon gezeigt habe, die königlichen Parlamenter, welche bis auf die neuesten Zeiten geblieben sind, mit diesem Volksparlamente gar nichts gemein haben.

Unter den fränkischen Königen waren demzufolge zwei Stände im Staat, der geistliche Stand und das Volk; aber, welches wohl zu merken ist, nur Eine Raste, nur Ein Geblüt; denn das Ansehen der Geistlichen war, wie das der übrigen königlichen Offiziere, persönlich, nicht erblich. Sie kamen alle aus dem Volke, und das Ansehen, welches sie erhielten, hatten sie dem Amte, das sie bekleideten, nicht ihrer Person, oder ihrer Geburt, zu verdanken. Damals gab es noch keinen Adel. a) Die Herzogen, Grafen, und die sogenannten **Maires du Palais**, waren damals Personen, welche ansehnliche Stellen am Hofe und im Militair bekleideten, aber das Ansehen war persönlich, nicht erblich. Sie waren die Ersten im Volke, aber gehörten doch immer noch zum Volke. Die Könige wählten sie nach Gutdünken aus dem

a) In lege salica, Nobilium nulla fit mentio. *De Valois* p. 485. Man vergleiche auch was der Abbe Dubos, und ein Ungenannter im Jahr 1788, hierüber gesagt haben. Dem vortreflichen Ungenannten bin ich in dieser Geschichte vorzüglich gefolgt.

dem Volke, und es gab damals in Frankreich nicht ein einziges Individuum, welches nicht, durch Talente und Tapferkeit, zu den ersten Stellen im Staate hätte gelangen können. Sogar im Jahr 1560 sagte der Kanzler de l'Hopital, in der Anrede, welche er an die versammelten Reichsstände hielt: Es gebe Niemand im dritten Stande, der nicht zu den ersten Stellen in der Kirche, im Civilstande und im Militair gelangen könne. a) Dieser große Mann war selbst ein Beweis für das, was er sagte, denn er war aus dem Bürgerstande. Der President Henaut sagt: „Die Gallier und die Frankreicher, „hatten das Recht zu allen Stellen im Staate und im „Militaire zu gelangen, ihre Herkunft mochte seyn welche „sie wollte.“ b) Und bald nachher sagt er, indem er Matharel citirt: „Die Konstitution des Königreichs Frank„reich ist so vortrefflich, daß sie auch die in dem niedrig„sten Stande geborenen Bürger des Staates von den „allerhöchsten Ehrenstellen weder jemals ausgeschlossen „hat, noch jemals ausschließen wird.“

Die persönliche Gleichheit aller Staatsbürger in Frankreich wurde zuerst aufgehoben, als unter den letzten Königen der ersten Linie, die Maires du Palais sich die Schwäche und Unthätigkeit dieser Fürsten zu Nutze machten, sich ihre Stellen erblich zueigneten, dieselben auf ihre Kinder übertrugen, und alle übrigen Stellen mit ihren Kreaturen und Protegirten besetzten. Aus dieser Usurpation entstand allmählich der französische Adel, und das Reich wurde aus einer Monarchie in eine Aristo-

a) *De la Popelinière* Histoire de France. T. I. l. 8.

b) Histoire de France par le Président *Hénaut*, remarques particuliéres, premier volume, p. 117.

Aristokratie verwandelt. Die Macht dieser neu entstandenen Aristokraten wurde bald sehr groß. Sie setzten Childerich den Dritten, den letzten Merovingischen König ab, und erhoben auf den Thron den König Pipin, den Sohn Karl Martels, und den Vater Karls des Großen. Die Verdienste des Karl Martel, welcher Frankreich und ganz Europa, vor dem Einbruche der Sarazenen und vor dem Joche der Mahomedaner beschützte; die thätige Kraft seines Sohns Pipin; der Heldenmuth, die Siege, die Eroberungen, der Ruhm und alle erhabenen Eigenschaften Karls des Großen, hielten die Revolution noch auf; aber unter Ludwig dem Schwachen brach sie aus. Dieser unglückliche und schwache Monarch, wurde, von seinen eigenen Söhnen und von den Großen seines Hofes, bald abgesetzt, bald wiederum auf den Thron erhoben, und dadurch gewöhnten sich die Großen an Aufruhr und Unruhen. Karl der Kahle, und die übrigen Nachfolger Ludwigs, waren alle schwach oder unglücklich; sie ließen sich die Macht aus den Händen reißen; der Adel befestigte sich immer mehr und mehr; das Feudalsystem wurde gegründet, und die Regierungsform Frankreichs war, bis auf die neuesten Zeiten, dem Namen nach eine Monarchie, in der That aber eine Aristokratie.

Das Feudalsystem nahm dem Könige seine Macht und sein Ansehen und ließ ihm nur den Schatten derselben, und die Nation wurde durch dieses System in die traurigste Sklaverei gestürzt. Einige wenige erhoben sich, um die große Menge desto tiefer erniedrigen zu können. Sie erhoben sich über diejenigen, welche mit ihnen aus Einem Geblüte abstammten, mit ihnen einerlei Ursprung hatten. In den ersten Zeiten des Reiches waren, wie

ich gezeigt habe, alle Staatsbürger von Geburt gleich, die Könige besetzten Civil- und Militairstellen nach Willkühr, und gaben sie denen, welche sie derselben für würdig hielten. Diese Stellen waren nicht erblich, und während den dreihundert Jahren, in welchen die erste Linie auf dem Throne saß, gab es in Frankreich keinen erblichen Adel; das Salische Gesetz erkannte keinen Adel. Aber unter der zweiten Linie entstand eine neue Art von Eigenthum, unter dem Namen eines Lehen, und eine neue Kaste erhob sich mitten aus der Nation, und über dieselbe. Die Herzoge, oder die Befehlshaber der Provinzen; die Grafen, oder die Befehlshaber der Städte, und andere Unterbeamtete machten sich die Schwäche des königlichen Ansehens zu Nutze, und behielten die ihnen von dem Könige anvertrauten Stellen in ihren Häusern erblich; durch Usurpation behielten sie die Ländereien und Güter eigenthümlich, welche ihnen zur Administration waren anvertraut worden. Nun entstand der Adel; es entstanden Herren und Unterthanen; Lehnsherren und Vasallen. a) Freigeborene Bürger des Staates waren nunmehr in Sklaven, Knechte und Leibeigene verwandelt, und die Herren nahmen sich nunmehr Rechte über ihre Unterthanen heraus, welche den Menschen bis unter das Thier erniedrigten, wie z. B. die sogenannte main morte, und das abscheuliche droit de cuissage, ein Recht, welches ich mich, denen die es nicht kennen, sogar zu erklären schämen würde. So tief war die Menschheit noch nie gesunken, als sie es in dem Zeitalter war, wo diese Rechte existirten und ausgeübt wurden. Die Nation kann, in einem monarchischen Staate, nie-

a) Histoire de France par le Président *Hénaut*, p. 117. 118.

niemals genug darüber wachen, daß in das königliche Ansehen keine Eingriffe geschehen. Erlaubt sie solche Eingriffe: so geht sie der Aristokratie, dem drückendsten Despotismus zu; ein Despotismus, der so unerträglich ist, daß das Volk, wie im vorigen Jahrhunderte in Dännemark geschah, sich lieber freiwillig dem Monarchen unbedingt unterwerfen wird, um nur von einem so schweren Joche befreit zu werden.

In diesem Zustande befand sich die französische Nation als die Karolingische Linie, in der Person Ludwigs des fünften ausstarb, und Hugo Capet, der erste König der dritten Linie, den Thron bestieg. Die Könige dieser Linie suchten sich allmählich das verlorene Ansehen wieder zu verschaffen, sie nahmen allmählich den Lehnsherren ihre Gewalt, und machten die Leibeigenen frei. Frankreich war damals in dem Zustande, in welchem noch jetzo Pohlen oder Ungarn sich befinden, aber durch die unaufhörlichen Bemühungen der Könige der jetztregierenden Linie, wurden die Unterthanen, von dem Joche, welches sie drückte, immer mehr und mehr befreit, und im Jahr 1303, unter **Philipp** dem Schönen, wurde das Volk, unter dem Namen des dritten Standes, zum erstenmal zu der Versammlung der Reichsstände zugelassen; ein Vorrecht, welches dasselbe, seit dieser Zeit, beständig behalten hat. Dieses ist die kurze Geschichte der Entstehung des Adels und des Feudalsystems in Frankreich. Der französische Adel hat, in der Folge, dem Staate große und wichtige Dienste geleistet, aber er hat, dessen ungeachtet, immer fortgefahren sich als eine eigene, besondere und bessere Kaste anzusehen, und sein Geblüt für besser zu halten als das bürgerliche Geblüt. Er hat sich, aus diesem ungereim-

ten Vorurtheile, welches nicht nur der gesunden Vernunft, und, wie ich gezeigt habe, der Geschichte, sondern auch der Religion selbst widerspricht, die uns lehrt, daß wir alle, adelich oder nicht, von Einem gemeinschaftlichen Vater und von Einer gemeinschaftlichen Mutter abstammen; er hat sich, aus diesem Vorurtheile, in Frankreich, gegen die Bürgerlichen oft die größten Ungerechtigkeiten erlaubt, alle Stellen in Kirche und Staat ausschließend sich zugeeignet, und endlich, im Jahr 1781, von der Regierung einen Befehl ausgewirkt, vermöge welches, künftig, kein Frankreicher, der nicht ein geborner Adelicher ist, eine Officiersstelle in der Armee soll erhalten können. Eine solche Verordnung in unserem Zeitalter! eine Verordnung, welche den unbedeutenden Zufall der Geburt über alles selbsterworbene Verdienst erhebt! Wer erstaunt nicht darüber! Eine solche Verordnung benimmt der Nation alles Ehrgefühl, unterdrückt das Verdienst und erstickt alle Nacheiferung. Unstreitig hat der König, in einem monarchischen Staate, das Recht Civil- und Militairstellen nach Gutdünken zu vergeben; unstreitig wird seine Wahl beinahe immer auf den Adel seines Reiches fallen, welcher, durch eine bessere Erziehung, mehr zu solchen Stellen vorbereitet ist, als die Bürgerlichen; aber eben deswegen, weil der König das unumschränkte Recht hat, die Stellen so zu besetzen, wie er es für gut findet; eben deswegen, läßt sich nicht einsehen, warum er sich selbst, durch ein positives Gesetz, die Hände binden und seine eigene Macht einschränken sollte; und zwar durch ein Gesetz, welches nicht nur gar keinen Nutzen hat, sondern vielmehr durch Unterdrückung des Verdienstes, äußerst schädlich werden kann. Der Bürgerstand hat von jeher, in allen Staaten, große

Män-

Männer geliefert, der bürgerliche Marius rettete, durch seine Siege über die Cimbrer und Teutonen, Rom und Italien; Belisarius und Narses, die größten Feldherren des orientalischen Kaiserthums, waren keine Patricier; die holländischen Admirale Tromp und Ruyter, die Schutzgötter ihres Vaterlandes, waren anfänglich gemeine Matrosen gewesen; der Admiral Benbow, zu den Zeiten der Königinn Anna, war ein Matrose gewesen; der Admiral Hauke, welcher im Jahr 1756 so wichtige Siege über die Frankreicher davon trug, war zu London im Fündlingshospital erzogen worden; Menzikofft, unter Peter dem Großen, war der Sohn eines Pastetenbeckers: die große Katharina Alexiowna, die Gemahlin Peters des Großen, war eine gemeine Dienstmagd gewesen; der Kanzler de l'Hopital, Fabert, Catinat, Vauban, die Medicis, Kempenfeld, Duquesne, Renau, Jean Bart, Dugnay Trouin, Franklin, Washington, und so viele andere, große und berühmte Staatsmänner, waren von bürgerlicher Herkunft. Geburt kann also nicht zu Ehrenstellen im Staate unfähig machen, wenn nicht der Staat selbst darunter leiden soll! Wie viele große Generale und Admirale von bürgerlicher Herkunft hat nicht Rußland gehabt? Und wenn ich nicht irre, so sind noch jetzo, bei der Armee der unsterblichen Katharina, vor deren grossen Thaten ganz Europa erstaunt, einige der berühmtesten Generale von bürgerlicher Herkunft. Die Adelichen müssen allemal den Vorzug vor den Bürgerlichen haben; dieses ist billig: aber niemals dürfen sie das ausschliessende Recht haben, sonst verwandelt sich der Staat in eine Aristokratie, und die königliche Macht wird ein blosser Schatten ohne Körper.

Als die Nachricht von den Beschlüssen des vierten August in Paris ankam, war die Freude sehr groß; es war ein wahrer Freudenrausch. Man sprach mit Enthusiasmus von den Mitgliedern der Nationalversammlung; man nannte sie die Väter des Vaterlandes; Bekannte und Unbekannte, die sich auf der Straße antrafen, umarmten einander und wünschten sich Glück. Jetzo sind wir frei, rief man sich zu, und nunmehr wird über Frankreich eine ganz andere Sonne scheinen! So großes Zutrauen auch die Nation in die Weisheit der Nationalversammlung setzte: so hatte sie dennoch eine so unerwartete Wohlthat so schnell nicht von ihr zu erwarten gehofft. Brüderliche Liebe und Freude war auf allen Gesichtern zu lesen, aber noch an demselbigen Tage gieng diese Freude, durch einen unerwarteten Vorfall, aufs Neue in Furcht und Unruhe über.

Am fünften August, des Morgens um neun Uhr, fuhr ein beladenes Boot, von drei Mann geführt, die Seine herunter. Einige Vorübergehende fragten: womit das Boot geladen sey? Die Männer antworteten: „Mit Schießpulver, aus dem Zeughause.“ Sogleich wurde das Fahrzeug aufgehalten, und in kurzer Zeit verbreitete sich, durch alle Quartiere der Stadt, die schreckliche Nachricht, die Kontrerevolution habe schon angefangen, und alles Pulver aus dem Arsenale werde weggeführt. Die Schiffleute wurden nach dem Rathhause gebracht und verhört. Hr. Lavoisier, welcher die Aufsicht über das Arsenal hat, mußte erscheinen, und wurde ausgefragt. Er übergab, zu seiner Vertheidigung, den von dem Marquis de la Salle unterschriebenen Befehl, zufolge welches er das Pulver ausgeliefert hatte. Der Saal des Rathhauses und der Greveplatz

waren

waren beide mit einer ungeheuren Menge Menschen angefüllt, welche lärmten und tobten, und den Kopf des Hrn. Lavoisier verlangten. Einige behaupteten, der Marquis de la Salle habe die Unterschrift des Hrn. de la Fayette nachgemacht; andere sagten, Hr. Lavoisier habe eine falsche Unterschrift des Marquis de la Salle untergeschoben. Lärm und Unruhe unter dem Volke waren unbeschreiblich groß. Hr. Lavoisier gab eine Erklärung über die Bestimmung dieses Schießpulvers. Es sey, sagte er, schlechtes Pulver, welches zwar brenne, aber nicht weit trage, und überhaupt keine Kraft habe. Es würde für die Neger auf der Küste von Guinea verfertigt, und die Sklavenhändler pflegten allemal von diesem Pulver mitzunehmen. Er habe, auf Verlangen, und nach erhaltener Erlaubniß, dieses Schießpulver, welches ohnedieß für die Stadt Paris von keinem Nutzen seyn könne, nach Essonne gesandt, um es gegen gutes und brauchbares Schießpulver umzutauschen. In den Kunstausdrücken pflege man das gute Schießpulver: Poudre de guerre zu nennen; dieses hingegen heiße, weil es für den Sklavenhandel (traite des Negres) bestimmt sey: Poudre de traite. „Ja! Ja! rief der Haufe, de la poudre de traite!“ Das Volk war mit dieser Erklärung nicht zufrieden, sondern verlangte den Kopf des Hrn. Lavoisier. Dieser konnte sich nur mit der größten Mühe, und durch Hülfe einiger Freunde, der Wuth des Pöbels entziehen. Er begab sich nach dem Palais royal, zu einem seiner Freunde, bei welchem er sich versteckt hielt; und noch nicht lange war er da, als der Pöbel einen Kopf auf eine Stange gesteckt, im Garten des Palais royal herumtrug, und dabei ausrief: „Dieß ist „der Kopf des Herrn Lavoisier! Dieß ist der Kopf des

„Herrn

„Herrn Lavoisier!“ Hr. Lavoisier pflegt diese Geschichte selbst zu erzählen, und noch jetzo kann er nicht ohne Schrecken an die gefährliche Lage zurückdenken, in welcher er sich damals befand.

Am sechsten August versammelte sich das Volk abermals und suchte den Marquis de la Salle in seinem Hause auf, um ihn als einen Verräther hinzurichten. Er war nicht zu finden, und nunmehr zog der Haufe nach dem Greveplatze und nach dem Rathhause. Gegen sechs Uhr des Abends verlangten mehr als achtzigtausend, auf dem Greveplatze versammelte Menschen, mit wildem Mordgeschrei, den Kopf des Mannes, der sich durch seinen Heldenmuth am vierzehnten Julius so sehr ausgezeichnet hatte. Der Pöbel behauptete: de la Salle sey auf dem Rathhause versteckt. Die Schranken vor dem Rathhause wurden eingerissen, die Wache über den Haufen geworfen, und der wüthende Pöbel drang in den Saal, und verlangte von dem Bürgerrathe, schäumend vor Wuth, den Kopf des Marquis de la Salle. La Fayette erschien. Er hatte schon die gehörigen Anstalten getroffen, um die Ruhe wieder herzustellen, und nun setzte er sich ganz kaltblütig unter die Rathsherren, hörte die Beschwerden des Volks geduldig an, antwortete jedem, machte Scherz, und zwang auch die, welche am wüthendsten waren, zum Lachen. Um das Volk zufrieden zu stellen, sandte er ein Detaschement von funfzig Mann aus, um den Schuldigen aufzusuchen. Damit aber war der Pöbel nicht zufrieden. „Er ist nicht „weit von hier!“ riefen sie alle, und nun suchten sie ihn im Saale in allen Ecken, sogar unter den Bänken und Stühlen; so suchten sie ihn auch in allen andern Zimmern des Rathhauses und sogar oben im Thurme. Es

wurde

wurde finster und die Gefahr nahm zu. Das wüthende Mordgeschrei erschallte aufs neue von dem Greveplatze her und im Saale; der Pöbel wollte ein Schlachtopfer, gleichviel welches. Man konnte deutlich bemerken, daß diejenigen, welche im Saale am meisten Lärm machten, nur mit verstellter Wuth so laut schrieen, und dafür bezahlt waren das Volk zur Zwietracht und zum Aufruhr aufzuwiegeln. a) Die Nacht war schon angebrochen, und noch hatte der Lärm im Saale nicht aufgehört. Endlich sagte la Fayette: „Nun ists genug; „Sie sind müde meine Freunde, und ich kann meine „Augen nicht mehr offen behalten. Lassen Sie uns ruhig „nach Hause gehn und uns zu Bette legen. Uebrigens „kann ich Ihnen sagen, daß auf dem Greveplatze alles „ruhig ist, und daß weder daselbst noch in den benachbarten Straßen das Volk versammelt ist. Ich schwöre „Ihnen zu, Paris war nie ruhiger als gerade jetzo. „Gehen wir dann wie gute Leute nach Hause." Diese Worte des Generals thaten auf die Gemüther der Rathsherren, sowohl als auf die Gemüther der lärmenden Zuschauer eine unglaubliche Wirkung. Sie waren bestürzt und blieben ungewiß, ob la Fayette im Ernst oder im Scherze rede. Einige liefen ans Fenster und hörten mit Erstaunen, daß auf dem Greveplatze alles ruhig war, und daß sich, außer der Wache, kein Mensch rührte. Diejenigen, auf deren Hülfe und Unterstützung sie sich bei ihrem Mordgeschrei verlassen hatten, waren auf die unbegreiflichste Weise verschwunden, und der Platz war voller Soldaten. Kurz vorher belagerten sie den Bürgerrath, und nun sind sie selbst belagert. Bestürzt standen

a) *Dusaulx* de l'insurrection Parisienne. p. 249.

den sie da, und die Worte erstarben auf ihren Lippen. La Fayette steht noch einmal auf und hält an sie eine freundschaftliche Anrede. Sie klatschten ihm Beifall zu, und verließen den Saal, einer nach dem andern. Das Manövre, durch welches la Fayette unvermerkt den Pöbel von dem Greveplatze entfernt hatte, war bewundernswürdig, und bewies die Größe seiner militärischen Talente. Der Greveplatz war ganz angefüllt, und das Volk verlangte, mit großem Geschrei, den Marquis de la Salle, um ihn an die Laterne zu hängen. Es wurde finster und das Geschrei nahm zu. Ein Tagelöhner stieg auf den eisernen Arm, an welchem die Laterne befestigt ist; er hielt in einer Hand einen neuen Strick und in der andern ein brennendes Licht, und erwartete, in dieser Stellung, das Schlachtopfer der Wuth des Volkes. So blieb er, länger als drei Viertelstunden. Indessen kamen, auf Befehl des Marquis de la Fayette, die französischen Gardisten mit vier Kanonen, auf dem Greveplatze an, und erklärten, sie hielten diejenigen, welche sich erlauben würden, irgend einem Menschen, wer er auch seyn möge, das Leben zu nehmen, ehe noch das Gesetz ein Urtheil über ihn gesprochen habe, weder für Staatsbürger noch für Frankreicher. Mit dieser Erklärung drängten sie sich, in geschlossenen Reihen, durch das Volk, bis in die Mitte des Platzes. Von allen Distrikten kamen nach und nach kleine Detaschementer an, welche sich mit den Gardisten vereinigten und mit ihnen ein Quarree formirten, das sich immer mehr und mehr erweiterte, bis es endlich den ganzen Platz einnahm, und auf diese Weise, nach und nach, ohne irgend jemand zu verletzen, den Pöbel aus demselben herausdrängte. Wegen der Weißheit und der Einsicht, mit welcher der

Mar-

Marquis de la Fayette sich bei dieser Gelegenheit der ihm anvertrauten, öffentlichen Macht bedient hatte, waren alle Bürger von Paris mit Bewunderung und Dankbarkeit für ihren General erfüllt. Am folgenden Tage wählte der Distrikt der Sorbonne den zehnjährigen Sohn des Marquis zum Unterlieutenant. La Fayette wollte es nicht zugeben, sondern verlangte für seinen Sohn die Ehre, daß man ihn als gemeinen Soldaten aufnehmen möchte. Aber der Distrikt bat den Vater, die getroffene Wahl gut zu heißen, und endlich gab la Fayette nach, mit den Worten: „Meine Herren, mein Sohn gehört „nicht mehr mir, sondern Ihnen, und dem Vater„lande zu.“

Am siebenten August erschienen alle Minister in der Nationalversammlung. Der Siegelbewahrer las, im Namen des Königs, ein Gemälde der Unordnungen ab, die im ganzen Reiche statt fanden. „Ordnung und öf„fentliche Sicherheit, sagte er, sind überall zerstört. „In den Provinzen ist das Eigenthum nicht mehr sicher; „mordbrennerische Hände verwüsten die Wohnungen der „Einwohner; und statt der Formen der Justiz, herrschen „Ermordungen und Proskriptionen. An einigen Orten „hat man sogar die Erndte bedroht, und das Volk bis in „seine künftige Hoffnung verfolgt. Wohin man keine „Räuber senden kann, dahin sendet man Furcht, Schre„cken und Unruhe. Die Ausgelassenheit hat keinen Ein„halt; die Gesetze sind ohne Kraft; die Gerichtshöfe „ohne Thätigkeit. Jammer und Elend bedecken einen „Theil von Frankreich, und banges Schrecken herrscht „über das Ganze. Handlung und Betriebsamkeit stehen „stille, und sogar die Zufluchtsörter der Gottesfurcht „sind nicht mehr vor Mördern sicher.“

Nachdem der Siegelbewahrer dieses traurige Gemählde, der Uebel, welche Frankreich drückten, geendigt, und die Nationalversammlung gebeten hatte, sobald als möglich diesen Uebeln Einhalt zu thun: so stand Hr. Necker auf, und legte eine, nicht weniger traurige Darstellung des Zustandes der Finanzen, nebst dem Plane zu einem neuen Anlehen, von dreißig Millionen Livres, zu fünf Procent Interesse, vor. Als er nach Versailles zurückkam, hatte er im königlichen Schatze nicht mehr als 400, 000 Livres, theils in baarem Gelde, theils in Kassenbillets gefunden. Das Deficit war ungeheuer, und der Kredit null. Indessen erwartete er Hülfe von der Nationalversammlung; aber sie beschäftigte sich nicht einmal mit diesem Gegenstande. Die Ausgaben nahmen täglich zu, und die Einnahme nahm täglich ab. Der König sah sich genöthigt eine große Menge Korn einzukaufen, und während der Hungersnoth dasselbe austheilen zu lassen. Er mußte 12,000 Müßiggängern Arbeit verschaffen, und sie bezahlen, damit sie keine Unordnungen anfangen möchten. Die Mauthen trugen nichts mehr ein, weil die Frechheit der Kontrebandiers so groß war, und sie auf Beschützung des Pöbels so sicher rechnen konnten, daß sie nun, mit Gewalt, am hellen Mittage, Kontrebande einführten. Accise und Zölle weigerte man sich überall zu bezahlen; die Mauthhäuser waren zerstört und geplündert; die Einnahmebücher weggenommen und verbrannt; alle anderen Abgaben, als Kopfsteuer, Salzsteuer u. s. w. blieben auch aus. Nach dieser Darstellung des traurigen Zustandes, in welchem sich die Finanzen befanden, bat er die Versammlung, daß sie ein Anlehen, von dreißig Millionen Livres, zu Bestreitung der dringendsten Ausgaben während den nächsten

sten zwei Monaten, bewilligen möchte. Neckers Rede war so schön; alles was er sagte, so wahr, und die Nothwendigkeit eines Anlehens so auffallend, daß Hr. Clermont Lodeve vorschlug, ohne Berathschlagung, durch Akklamation, es zu bewilligen. Viele stimmten ihm bei, und Niemand war dagegen, als Mirabeau aufstand, und behauptete, es sey nöthig über das Anlehen sich zu berathschlagen, die Minister müßten aber vorher abtreten. Sogleich war der größte Theil der Versammlung auf seiner Seite, die Minister giengen heraus, und nun rief Mirabeau, indem er auf Hrn. Clermont Lodeve deutete: „Ich werde die Proskrip„tion dieses feilen Sklaven verlangen!" Dann suchte er die Versammlung gegen das Anlehen und gegen den Minister einzunehmen, und obgleich jedermann die dringende Nothwendigkeit eines solchen Anlehens erkannte: so wollte doch niemand gerne dafür stimmen, weil man dadurch die Popularität zu verlieren fürchtete. Endlich, nach langen Debatten, gerieth die Versammlung abermals in den patriotischen Rausch, und nunmehr waren es, wie in der Nacht des vierten August, keine Berathschlagungen mehr, sondern es entstand ein allgemeines wildes Geschrei. Mirabeau (der selbst keinen Heller im Vermögen hat) schlug vor: das Vermögen aller Mitglieder der Nationalversammlung sollte, als Kaution des Anlehens, angeboten werden; alle waren es zufrieden. Hr. de la Cote verlangte, man solle die Güter der Geistlichen dafür zum Pfande geben; und die Geistlichen traten hervor, und nahmen den Vorschlag an. Beide Vorschläge wurden aber verworfen, und die Nationalversammlung, um an ihrem Enthusiasmus auch andere Theil nehmen zu lassen, schrieb am neunten August das

Anlehen aus und bot nur vier und ein halb vom Hundert Interesse an; ohne für diejenigen, welche das Geld leihen sollten, auch nur die geringste Sicherheit zu versprechen, und ohne zu bestimmen, wann der Staat das Geld zurückbezahlen würde. Dieser Beschluß wurde von dem Volke mit dem größten Beifalle aufgenommen. Man glaubte der Nationalversammlung Dank dafür schuldig zu seyn, daß sie von der Großmuth der Nation einen so hohen Begriff zu haben schien. Jedermann lobte das Dekret; aber niemand gab sein Geld her; und die Nationalversammlung sah sich endlich genöthigt, um sich vierzig Millionen, welche der Staat dringend brauchte, zu verschaffen, ein neues Anlehen von achtzig Millionen, zu fünf pro Cent Interesse, und in zehn Jahren zahlbar, auszuschreiben. Aber auch dieses neue Anlehen hatte keinen bessern Fortgang als das erste, und der Erfolg lehrte unwidersprechlich, daß die Nationalversammlung, oder wenigstens diejenigen, welche in derselben das Wort führten, vom Finanzwesen ganz und gar nichts verstünden. Zugleich war dieses, für ganz Europa, ein trauriger Beweis, wie tief der Kredit Frankreichs gesunken sey; ein Staatsgeheimniß, welches Necker wohl kannte, das er aber durch seinen Plan zu verbergen gesucht hatte. Wohl der Nationalversammlung, wenn sie, durch diesen ihren ersten großen Fehler in Finanzsachen klug gemacht, künftig alle Geschäffte dieser Art dem vortrefflichen Minister überlassen hätte, den sie selbst die Aufsicht über die Finanzen zu übernehmen dringend gebeten hatte: Wohl der Nationalversammlung, wenn sie, aus diesem Mißlingen ihres ersten Versuches, die goldene Regel sich abstrahiret hätte, daß in Staatssachen Erfahrung mehr werth ist als Raisonnement,

und

und daß ein richtiger, gesunder Verstand, besser als das Genie, die Folgen eines jeden Schrittes im voraus berechnet. „Der spekulative Gelehrte (sagt ein vortreffli„cher Schriftsteller) vermag auszumachen, was gut ist; „und es gehört oft nur ein gewöhnliches Maaß von Ein„sicht und beharrliche Aufmerksamkeit dazu, Plane zu „entwerfen, bei denen sich die Völker besser befinden „müßten. Der Staatsmann hingegen frägt, was „thunlich ist? Die Aufgabe für ihn ist diese: Die Men„schen, die neben, über oder unter ihm, seine Plane „ausführen, oder dazu mitwirken müssen, in Bewegung „zu setzen, und in der unendlichen Mannichfaltigkeit ih„rer Vorstellungen und ihres Willens, Einheit der Rich„tung auf gewisse Gegenstände hervorzubringen. Die „Plane mögen immerhin untadelhaft seyn: dieses ist noch „nicht genug." a) Die Nationalversammlung bewies durch dieses Verfahren deutlich, daß nicht die Verweisung Neckers die wahre Ursache der Revolution gewesen war. Sie bewies, daß sie in den Finanzminister und in seine Vorschläge kein Zutrauen setze; daß sie seiner Führung nicht zu folgen gedächte; und daß die Standhaftigkeit, mit welcher man auf Neckers Zurückberufung gedrungen hatte, nicht den Wunsch Neckern wiederum zu besitzen, sondern andere Absichten zum Grunde hatte.

Das Wort Deficit ist, seit einigen Jahren, in Frankreich ein Modewort geworden, und es verlohnt sich der Mühe zu untersuchen, auf welche Weise dieses Deficit, welches die eigentliche Ursache der Revolution ist, entstanden sey. Unter dem Deficit des Staates versteht man einen, mehr oder weniger großen, Ueberschuß der

a) Rehberg im Neuen Deutschen Museum. 8. St. 1790. S. 787.

Ausgabe über die Einnahme. Beinahe alle europäische Staaten leiden gegenwärtig an dem Schleichfieber des Deficit; am meisten aber Frankreich und England. In Frankreich entstand das Deficit durch einen Zusammenfluß allgemeiner und besonderer Ursachen, deren Geschichte ich hier, so kurz als möglich, auseinandersetzen werde. a)

Ludwig der Vierzehnte hatte von der Natur große Talente und einen thätigen Geist erhalten. Er hatte aber auch große Fehler, welche durch seine vernachlässigte Erziehung, seinen ehrgeizigen Minister, und durch die Legion von Schmeichlern, die ihn umgab, erzeugt worden waren. Ludwig that daher sehr große, aber auch sehr kleine Dinge. Bei allem was er that, war immer eine unbegreifliche Mischung von Größe und von Kleinheit: und alle seine Thaten waren mehr auf den Schein, als auf das Seyn berechnet. Er ließ einen neuen Kodex des Civil- und Kriminalrechts verfertigen: aber in diesem Kodex wurde die Tortur beibehalten, und dem Angeklagten ein Rathgeber und Vertheidiger verweigert. Er ließ im ganzen Königreiche prächtige Landstraßen machen: aber der arme Bauer mußte umsonst arbeiten, Frohndienste thun, Pferde, Wagen und Werkzeuge hergeben, und so wurden die prächtigen Straßen mit dem Schweiße und den Thränen der Armen benetzt. Die stärksten Männer seines Landes vertilgte er durch vierzigjährige Kriege, und die betriebsamsten und nützlichsten jagte er aus dem Lande, weil er den Schmeicheleien der Pfaffen nicht widerstehen konnte. Seine tapfern Dragoner dienten sowohl gegen die feindlichen Armeen, als auch gegen die hülf-

a) Considérations sur les affaires présentes. p. 4.

hülflosen, unbewaffneten Weiber und Kinder der Protestanten, welche Ludwig auf die unmenschlichste Weise ermorden ließ, weil sie den Ignatius Loyola nicht anbeten wollten, und die unbefleckte Empfängniß nicht begreifen konnten. Ludwig war der allerunumschränkteste Despot. Seine Regierung war für Frankreich gerade das, was die Regierung Heinrich des Achten und die seiner Tochter Elisabeth für England waren, und die Folgen für beide Reiche sind sich sehr ähnlich: in beiden Reichen wurde, durch diese Regierungen, die Revolution vorbereitet. Ludwigs Kriege, seine Günstlinge, seine Pracht, und seine Verschwendungen aller Art, erschöpften die Finanzen des Reiches, und es entstand ein Deficit, welches vorher nicht vorhanden gewesen war. Der stolze Louvois verschwendete größere Summen, als der unsterbliche Colbert, durch neu erfundene Erwerbmittel, anzuschaffen im Stande war. Doch aber wußte Colbert, so lange er lebte, das Gleichgewicht in den Finanzen, aller Verschwendung ungeachtet, zu erhalten, oder doch bald wieder herzustellen. Colbert starb, und nach seinem Tode bemächtigten sich die Mönche des frömmelnden Ludwigs ganz. Er widerrief das Edikt von Nantes, verfolgte die Protestanten, und verlor, durch diese Verfolgung, eine halbe Million der aufgeklärtesten, betriebsamsten und reichsten Unterthanen seines Staates. Die unpolitische Bekehrungssucht Ludwigs schadete den Finanzen mehr als alle seine Kriege: denn von dieser Zeit an verfiel der Handel und die Manufakturen; die Einnahme des königlichen Schatzes wurde geringer; die Fabriken, welche bisher Frankreich ausschließend besessen hatte, waren nunmehr, durch die Flüchtlinge, über ganz Europa verbreitet; fremde Nationen kauften nun

 nicht

nicht mehr von Frankreich was sie zu verfertigen selbst gelernt hatten; der Handel nahm daher ab; die Ausgaben des Staates übertrafen seine Einnahmen: es entstand ein Deficit: und an der Entstehung des Deficits waren ursprünglich Mönche und Pfaffen schuld. Doch dieses war noch nicht alles. Berühmte Generale, talentvolle Offiziere, und eine Menge der tapfersten Soldaten mußten ihre Regimenter verlassen, weil sie Protestanten waren. Sie giengen in feindliche Armeen über, und brachten dahin die vortreffliche französische Taktik mit sich. Die Mönche, hierdurch noch nicht befriedigt, überredeten Ludwig, aus seiner Armee die größten Generale zu entfernen, welche nicht fromm waren und eine zu große Seele hatten, um zu heucheln: daher blieben, während eines Theils des Successionskrieges, die **Vendome**, die **Catinat** und die **Villars** unthätig zu Hause. a)

Verlorne Schlachten und Unglück ohne Zahl war die Folge dieser Pfaffenregierung. Beinahe wären die Throne Ludwigs des Vierzehnten und Philipps des Fünften durch dieselbe umgestürzt worden. Ludwig sah sich endlich genöthigt, als sein Unglück am größten war, vernünftiger zu denken, und mehr seiner eigenen Einsicht als dem verfolgenden Rathe der unwissenden und einfältigen Pfaffen zu folgen; er berief **Vendome, Boufflers** und **Villars** wiederum zur Armee; und kaum waren sie berufen, so war die französische Armee auch wieder siegreich.

a) Catinat fait son métier, mais il ne connoit pas Dieu. Le Roi n'aime point à confier ses affaires à des gens sans dévotion.

Lettres de Maintenon. T. 2. p. 55. Anquêtil Louis quatorze. T. 3. p. 131.

reich. Ihr Heldenarm schlug die Feinde, welche vorher Gebete, Vigilien, Fasten, Kreuzerhöhungen, Processionen und andere ähnliche, lächerliche Ceremonien nicht hatten schlagen können. Ludwig sah sich genöthigt, um die verminderte Einnahme des Staates den Ausgaben gleich zu machen, drückende Auflagen und wiederholte Anlehen auszuschreiben, welcher Anlehen er sich durch einen Bankerott entledigte. Aber ungeachtet dieser drückenden und ungerechten Hülfsmittel, ließ dieser Monarch, bei seinem Tode, die Finanzen in der allergrößten Unordnung. Sein fünfjähriger Urenkel bestieg nunmehr den Thron, und der Herzog Regente von Orleans regierte im Namen dieses Kindes. Dieser übergab die Finanzen des Königreiches einem Charlatan Namens Law, welcher die Frankreicher erst einlud, und nachher ihnen befahl, alles ihr Gold und Silber nach dem königlichen Schatze zu bringen, wogegen er ihnen papierne Banknoten gab, und ihnen versprach, daß sie in kurzer Zeit zehnfach den Werth des gelieferten Goldes und Silbers erhalten sollten, denn er habe Mittel gefunden, eine ungeheure Menge Goldstangen aus den Bergwerken in Louisiana zu erhalten, — wo es keine Bergwerke giebt. Die leichtgläubigen Frankreicher drängten sich hinzu, um ihr Geld gegen Papier zu vertauschen, die ganze Straße Quincampoix zu Paris, wo die Auswechslung geschah, war, vom Morgen früh bis Abends spät, mit Leuten besetzt, welche ihres Goldes und Silbers los zu werden suchten, um dasselbe zehnfach wieder zu erhalten. Ein armer Bucklichter, der sich in die Straße hinstellte, und seinen Rücken zum Schreibpulte vermiethete, wurde ein reicher Mann. Aus Missisippi kam kein Gold, und Laws Banknoten blieben Papier;

 indeß-

indessen wurde durch diesen schändlichen Bankerott das Deficit getilgt, und die Einnahme des Staats kam mit der Ausgabe ohngefähr ins Gleichgewicht. Im September 1715, nach dem Tode Ludwigs des Vierzehnten, betrug die Staatsschuld 2,062,138,001 Livres. Der Herzog Regente bezahlte ab 1,722,249,229 Livres, und im Oktober 1720 betrug die Schuld des Staates nur noch 339,888,772 Livres. Ein länger Friede, und die sparsame Regierung des Kardinals Fleury, tilgten vollends die noch übrigen Schulden des königlichen Schatzes. Beiläufig muß ich hier bemerken, daß von dieser Zeit an die sogenannten Mißheirathen des Adels in Frankreich außerordentlich häufig wurden. Die Sparsamkeit des Kardinals war dem Staate mehr schädlich als nützlich: er sparte da, wo er hätte verschwenden sollen. Dieser rechtschaffene aber furchtsame Prälat ließ, aus Sparsamkeit, das ganze Seewesen verfallen, und gab dadurch die französischen Kolonien in Ost- und Westindien den Feinden Frankreichs Preis, wie es sich in dem Kriege wegen der deutschen Kaiserkrone gezeigt hat, in welchem Frankreich seine Kolonien verlor, und dieselben nur durch Aufopferung seiner in Flandern gemachten Eroberungen wieder zurückerhalten konnte. Durch diesen Krieg entstand aufs neue eine Unordnung in den Finanzen und ein Deficit. Im Jahr 1756 verlor Frankreich abermals seine Kolonien, und erhielt im Frieden nur diejenigen wiederum zurück, welche die Engländer nicht für sich zu behalten für gut fanden. Das Deficit hatte so sehr zugenommen, daß der Abbe Terray kein anderes Mittel finden konnte, oder wollte, um den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, als die Bezahlungen aufzuschieben und die Interessen der Staatsschulden herun-

terzu-

terzusetzen. Außer diesem Bankerotte erhöhte der Finanzminister, mitten im Frieden, alle Auflagen, und stellte, durch diese Operationen (wie er selbst versicherte) die Einnahme des Staats mit der Ausgabe ins Gleichgewicht. Dennoch entstand, unter eben diesem Finanzminister, schon gegen das Jahr 1774, ein neues Deficit von mehr als siebenundzwanzig Millionen.

So war der Zustand der Finanzen beschaffen, als Ludwig der Sechszehnte den Thron bestieg. Nicht nur fand er den Staat mit einer ungeheuern Schuldenlast beladen, die sein Vorfahr demselben aufgebürdet hatte: sondern eine Korntheurung, welche zu Anfang seiner Regierung entstand, verursachte dem königlichen Schatze beträchtliche Ausgaben; theils wegen des Beistandes, welcher den Armen geleistet werden mußte, theils wegen der Truppen, welche der König nach Paris marschiren ließ, um eine Rotte von Bösewichtern auseinander zu jagen, die, während der Theurung, auf dem Kornmarkte die Säcke mit Gewalt wegnahmen, und das Korn in den Straßen herumstreuten, oder dasselbe in den Fluß warfen. Kaum hatte sich diese Theurung etwas gelegt, als schon in den südlichen Provinzen eine Viehseuche ausbrach, welche so heftig wüthete, daß nicht einmal genug Ochsen übrig blieben, um den Pflug zu führen. Aus dem königlichen Schatze mußte auch diesen Provinzen aufgeholfen, und denselben alle Auflagen erlassen werden. Außerdem sah Ludwig der Sechszehnte ein, wie unentbehrlich nothwendig seinem Reiche eine große Seemacht sey, und die Errichtung derselben vermehrte das Deficit wenigstens um hundert Millionen. Dazu kam noch der amerikanische Krieg, durch welchen die Staatsschuld um 12,00 bis 15,00 Millionen Livres zunahm.

Von

Von 1776 bis 1781 hatte Necker die Verwaltung der Finanzen. Er brachte Ordnung in diese verwickelte und in Unordnung gerathene Maschine, und als er sich zurückzog, hinterließ er im königlichen Schatze eine Summe, welche groß genug war, um die Ausgaben des ganzen künftigen Jahres zu bestreiten, und mehr baares Geld als jemals vorher im Schatze vorhanden gewesen war. Als Necker, nach der Entfernung des Hrn. de Clugny, Finanzminister wurde, fand er ein Deficit von vier und zwanzig Millionen. a) In den fünf Jahren, während deren Necker die Finanzen verwaltete, nahm er, durch Anlehen, eine Summe von fünfhundert und dreißig Millionen Livres auf, und wegen des Interesse, welches den Gläubigern des Staats von dieser Summe bezahlt werden mußte, nahmen die jährlichen Staatsausgaben um fünf und vierzig Millionen zu. b) Diese 45 Millionen zu den 24 Millionen des schon unter Hrn. de Clugny vorhandenen Deficit addirt, geben ein Deficit von 69 Millionen. Aber während der fünfjährigen Administration des Hrn. Necker betrugen die Verbesserungen, welche er, theils durch Verminderung der Ausgaben, theils durch Vermehrung der Einnahme, in dem Finanzwesen anbrachte, eine Summe von wenigstens 69 Millionen: so daß, wenn Neckers eigener Versicherung zu trauen ist, im Jahr 1781 das Deficit getilgt, Einnahme und Ausgabe des Staates ins Gleichgewicht gebracht, die Ordnung in den Finanzen hergestellt, und noch auf ein ganzes Jahr

a) *Neker* Compte rendu au Roi 1781. Défense de M. *Neker* 1787. p. 26.

b) Défense de M. *Neker* 1787. p. 28.

Jahr Geld zu den Ausgaben des Staates vorräthig war. a) Von dem Jahr 1781, nach Neckers Entfernung, bis zum Jahre 1783, als Calonne Finanzminister wurde, (folglich in zwei Jahren) wurde, durch neue Anlehen, aufgenommen, eine Summe von 322 Millionen. Diese zu den 530 unter Neckern aufgenommenen Millionen addirt, geben 850 Millionen, als die Summe der Schuldenlast, welche damals den Staat drückte. Im Jahr 1783 wurde Calonne Finanzminister. Durch gehäufte Kabalen und Intriguen, und durch wiederholte Niederträchtigkeiten und Schmeicheleien, gelang es ihm endlich die Stelle zu erhalten, nach welcher er schon so lange getrachtet hatte. Als Calonne die Administration der Finanzen übernahm, betrug die Einnahme des Königlichen Schatzes 33 Millionen mehr als die Ausgaben desselben. b) Es war also nicht nur kein Defizit vorhanden, sondern vielmehr ein sehr starker Ueberschuß. Durch neue Auflagen, und durch andre Mittel, vermehrte Calonne die Einnahme des Staates noch um 22 Millionen; folglich war nunmehr ein jährlicher Ueberschuß von 55 Millionen Livres, welcher zu Bezahlung der Schulden des Staates hätte angewendet werden können und angewendet werden müssen. Aber so rechnete nicht Calonne: er dachte nicht an das Beste des Staates, sondern an sich selbst, und raisonnirte ohngefähr auf folgende Weise: „Die Einnahme übertrift die Ausgabe um 55 Millionen, nun laufe ich keine Gefahr, „wenn

a) Défense de M. *Necker* 1787 p. 27.

b) M. de *Calonne* tout entier par M. *Carra*. p. 170.

„wenn ich die Ausgabe der Einnahme gleich mache,
„und thue ich dieses: so erhalte ich mehr als tau=
„send Millionen für mich. Der Staat leidet nicht
„darunter; er wird immer noch so reich seyn als zu der
„Zeit da Herr Necker sein Amt niederlegte; und ich habe
„denn noch vor Neckern die Ehre voraus eine Menge
„magnifiker Dinge gethan zu haben, welche er nicht ge=
„than hat, und nicht thun konnte. Ich will unter die Höf=
„linge Geld mit vollen Händen austheilen, und mir
„sie alle eben so sehr zu Freunden machen, als Necker,
„durch seine Pedanterie, sie sich zu Feinden gemacht
„hat. Außerdem will ich mir die Zuneigung des Vol=
„kes durch meine Großmuth erwerben. Ich will alle
„Hände füllen die man leer gegen mich ausstreckt:
„und ganz Frankreich wird sagen: einen solchen Fi=
„nanzminister habe es noch nie gegeben, wie den gro=
„ßen Calonne.„ Um diesen Plan auszuführen, nahm
Calonne durch Anlehen 653 Millionen Livres auf.„
Das Interesse dieser Summe betrug 45 Millionen.
Das aufgenommene Geld verschwand unter seinen
Händen, und dennoch überstieg die Einnahme die Aus=
gabe noch um zehen Millionen. Dann verkaufte er
Ehrenstellen für 30 Millionen Livres; und auch diese
dreißig Millionen verschwanden. Nun machte er neue
Anlehen, und im Jahr 1786, als er sich genöthigt sahe
die Notabeln zusammen zu berufen, betrug das Defizit
93 Millionen; Calonne aber gab es auf 112 Millionen
an, und schob die Schuld auf Necker, welcher, wie er
behauptete, im Königlichen Schatze ein Dfizit von
80 Millionen zurückgelassen hätte. Calonne war Fi=
nanzminister von 1783 bis an das Ende des Jahrs
1786, in welchem Jahre er sich zu fliehen genöthigt
sahe,

sahe, um nicht, wegen seiner unerhörten Räubereien, sein Leben auf dem Schafote zu verlieren. In vier Jahren legte er dem Reiche eine Schuldenlast auf, deren es sich nicht wieder entledigen konnte; er brachte die von Neckern so weise eingerichteten Finanzen abermals in die größte Unordnung; durch seine Freigebigkeit nahm das Verderbniß der Sitten bis auf den höchsten Grad zu; er drückte die Armen durch neue Auflagen; und zerstörte Betriebsamkeit, Handlung und Ackerbau, indem er den Papierwucher unterstützte. Und doch ist der Mann, welcher alles dieses gethan hat, unverschämt genug, um öffentlich mit seiner Tugend und Rechtschaffenheit zu prahlen. Einige Anekdoten werden den Charakter dieses Finanzministers besser schildern, als allgemeine Bemerkungen. Calonne besoldete eine Menge hungriger Schriftsteller, welche ihn, unaufhörlich, in Prosa und in Versen loben mußten. Im Jahre 1786, als er sich in Gefahr sah gestürzt zu werden, schrieb sein Bruder an einen berühmten Dichter, welcher Paris verlassen hatte und in der Provinz lebte, folgende Worte: „Kommen Sie so „schnell als möglich nach Paris, und schreiben Sie „eine Ode zum Lobe des Calonne, um seine Widersacher zum Schweigen zu bringen. Wir befinden „uns in einer heftigen Krise, und nur allein Ihre Feder kan dem Finanzminister sein voriges Ansehen wiedergeben. Kommen sie so schnell als möglich, „und fordern Sie selbst, was für eine Pension Sie „haben wollen.„ Der Dichter war ein rechtschaffener Mann, und antwortete nicht auf diesen Brief, aber zeigte denselben allen seinen Freunden.

Im Januar des Jahres 1786, als ich zu Paris war, erzählte man sich, in den höhern Zirkeln folgende Anekdote. Eine von den Damen, mit welchen Calonne die Abende und zuweilen auch die Nächte hinzubringen pflegte (und solcher Damen waren sehr viele) erwartete von ihm begierig, am Neujahrstage, das versprochene Weihnachtsgeschenk. Endlich erscheint der Kammerdiener des Calonne, mit einer kleinen, versiegelten Schachtel, welche er der Dame übergiebt. Hastig zerreißt sie das Siegel, öfnet die Schachtel, und findet sie voll von, in Papier gewickelten, Bergamotttäfelchen (Diablotins). In heftiger Wuth liest sie nicht einmal den dabei liegenden Brief, sondern fährt den Bedienten an. „Ich glaube dein Herr hat mich zum besten; „aber da kommt er an die Unrechte: und so soll sich „noch kein Weib gerächt haben, wie ich mich an ihm „rächen will.„ — „Mäßigen Sie Sich, Madame, „antwortet der Bediente, und kosten Sie das Zucker„werk: mein Herr hat es gestern, in meiner Gegen„wart, selbst gemacht.„ — „Ha! Ha! sagt sie nun mit Lachen, wir wollen doch sehen, was der Zuckerbecker Calonne für Waare liefert.„ Sie öfnet eines von den Täfelchen, und findet, daß das Papier eine Banknote von tausend Livres ist, und so alle übrigen: so viele Diablotins, so viel mal tausend Livres.

Eine andere Dame dieser Art verlangt von Calonne, er solle den König zu überreden suchen, daß er die alte Zitadelle zu Bordeaux, das sogenannte Chateau Trompette verkaufe. Calonne trägt es dem Könige vor, und der König willigt ein. Nun überließ der Finanzminister dieser Dame den Kauf zu schließen. Sie that es, verkaufte die Zitadelle um die Hälfte

ihres

ihres Werthes, und erhielt von dem Käufer ein Geschenk (pot de vin) von 300,000 Livres.

Nachdem er sich, in seiner großen Verlegenheit, nicht mehr anders zu helfen wußte, berief er die Versammlung der Notabeln, und hielt dann vor dieser ehrwürdigen Versammlung eine Rede, welche ein Beweis ist, wie weit er seine Unverschämtheit zu treiben im Stande war. Er sagte: er habe sie nicht zusammen berufen, um von ihnen Rath zu erhalten; Rath brauche er nicht, er habe Verstand genug, um einzusehen was thunlich sey oder nicht; Ihnen Rechnung von seiner Verwaltung abzulegen sey gar nicht seine Absicht; sie möchten ihm nur Geld schaffen, denn daran gebreche es ihm jetzo; es sey ein kleines Defizit vorhanden, von 80, vielleicht von 90, vielleicht von 100, vielleicht von 115 Millionen: und nun, entweder neue Auflagen; oder sie möchten auseinander gehen, wie sie gekommen seyn.

Im Jahr 1785 ließ Calonne alles Gold des Königreichs einschmelzen und umprägen, wodurch der Königliche Schatz eine ungeheure Summe verlor, und der Französische Handel sehr viel litt. Niemand gewann als Calonne, und die Münzmeister, und die Kreaturen des Ministers. Dennoch hat er die Frechheit zu sagen: „Wenn man mit edeln und großmüthigen Empfindungen geboren ist; wenn man die von seinen Voreltern „schon seit vier Jahrhunderten angestammte Ehre für „sein kostbarstes Erbtheil hält: so begreift man gar „nicht, wie man in den Verdacht eines so niedrigen Eigennutzes, eines infamen Gelddiebstahls kommen könne. „Schon der entfernteste Verdacht einer solchen Beschuldigung erweckt ein Schaudern in einer zarten und stolzen

 „See-

„Seele. Man stelle sich daher vor, wie die meinige, „ich will nicht sagen gebeugt, denn Nichts kann sie „niederdrücken, aber gekränkt, durchbohrt seyn muß, „jetzo, da ich mich in die Nothwendigkeit versetzt sehe, „mich wegen des Vorwurfes eines heimlichen Vor„theils bei der Umschmelzung des Goldes zu vertheidi„gen.„ a) Welch eine Unverschämtheit in dieser Vertheidigung! und auf seinen seit vierhundert Jahren angestammten Adel thut sich Calonne so viel zu gute; Calonne, dessen Urgroßvater ein Bierbrauer, und dessen Ururgroßvater ein Bauer war. b)

Unter Calonne stieg der Papierwucher (Agiotage) aufs höchste; dieses schändliche Spiel, welches die Sitten der Nation verdarb, und Handlung und Manufakturen zu Grunde richtete. Ich will versuchen, so deutlich als möglich zu erklären, was man unter dem Papierwucher versteht, um auch Personen, welche vom Finanzwesen und von den Spekulationen in den öffentlichen Fonds noch keine richtigen Begriffe haben, verständlich zu machen, was man unter Papierwucher versteht.

Ueber den Papierwucher kann überhaupt wohl Niemand besser schreiben als ein Schweizer; denn in meinem Vaterlande wurde dieses große Spiel am höchsten gespielt, und die Schweiz hat durch den Papierhandel mehr verloren als irgend ein anderes Land in Europa, mehr als selbst Frankreich. Der Papierwucher entstand auf folgende Weise. Calonne als Finanzminister theil-

a) *Calonne* requête au Roi 1787. p. 31.

b) Calonne tout entièr par *Carra*. Pieces justificatives, p. 34.

theilte, wie ich schon gesagt habe, das Geld mit vollen Händen aus. Nun fand er aber doch zuweilen nöthig, bei Austheilung der Schätze unter seine Freunde, etwas vorsichtig zu seyn, damit nicht seine Verschwendung der Gelder des Königlichen Schatzes zu auffallend werde. Das bequemste Mittel zu diesem Zwecke war nun der Papierwucher. Calonne errichtete eine Kompagnie für das Pariser Trinkwasser; eine Kompagnie für die Feuerung; und eine Ostindische Kompagnie. Diese Kompagnien, die durch Aktien bestanden, machten eine Art von Banknoten, welche ihren zukünftigen Gewinn vorstellten. Diesen Banknoten legten sie einen eingebildeten Werth bei, welcher bald größer, bald geringer war, je nachdem die Leichtgläubigkeit des Publikums zunahm oder abgenommen hatte. Diese Banknoten brachten sie in Zirkulation, und negozirten dieselben auf der Börse zu Paris. Der Kredit dieser Banknoten wurde durch einige Bankiers erhalten, welche selbst an der Feuer, an der Wasser, oder an der Ostindischen Kompagnie Antheil hatten, und denen daher daran gelegen war, die Aktien dieser Kompagnien im Kredit zu erhalten. Die Bankiers nahmen die Aktien ohne Schwierigkeit an Geldes statt an, und dadurch behielten diese ihren Kredit, zirkulirten, wurden verwechselt, und allmählich gegen Königliche Effekten, gegen Banknoten des Königlichen Schatzes, umgetauscht. Das Papier welches nur einen eingebildeten Werth hatte, wurde gegen Papier umgetauscht, das einen reellen Werth hatte; beide wurden zuletzt am Werthe einander gleich. So wie nun die Königlichen Effekten am Werthe stiegen, und, wegen des Zutrauens, das man in den bekannten Charakter des Monarchen setzte,

 stei=

steigen mußten: so stiegen auch, in gleichem Verhältnisse, die Aktien jener Kompagnien. Doch geschah es zuweilen, daß aller Kunstgriffe ungeachtet, das Gleichgewicht zwischen den reellen und den eingebildeten Papieren aufgehoben war, und dies mußte geschehen, sobald der Banquier Zeit hatte sich zu besinnen; er fand dann bald genug, daß es weit sicherer für ihn sey ein Papier zu nehmen, welches einen reellen Werth habe und auf der Stelle gegen Gold könne umgewechselt werden, als ein Papier welches nur einen eingebildeten Werth habe, und erst in der Zukunft gegen Geld umgewechselt werden könnte. Sobald die Aktien der Kompagnien mit den Königlichen Effekten nicht mehr gleichen Werth hatten, half Calonne nach, und machte daß die Aktien dieser Kompagnien auch Geldeswerth bekamen. Die Wasserkompagnie, die Feuerkompagnie und die Ostindische Kompagnie hatten weder einen Schatz, noch einen Schatzmeister, noch Geld; aber Calonne hatte Geld. Er nahm Millionen heimlich aus dem Königlichen Schatze, vertheilte diese Summen unter einige Bankiers, und nun nahmen diese die Aktien, welche man ihnen brachte, ohne Schwierigkeit an, und gaben Geld dafür hin. Nun stiegen die Aktien wiederum, und der Kredit der Kompagnien war hergestellt. So wurden, durch die Kunstgriffe des Finanzministers, die Aktien der Feuer, Wasser und Ostindischen Kompagnie, welche doch in der That anfänglich nicht mehr als bloßes Papier gewesen waren, dem baaren Gelde endlich gleich; und das baare Geld im Königlichen Schatze und in den Taschen des Volkes verwandelte sich in Papier; denn Calonne mochte spekuliren so viel er wollte, so konnte er doch nicht aus einem Louisd'or zwei

ma-

machen. Es entstand hieraus ein ungeheurer Verlust für den Königlichen Schatz, und dieser Verlust macht einen großen Theil des neuen Defizit von 93 Millionen aus. Der Papierwucher zerstörte überdies den Kredit des Staats. Wenn z. B. eine Aktie der Wasserkompagnie von 1000 Livres, durch die Kunstgriffe der Papierjuden, so weit herauf getrieben ward, daß sie 1500 Livres bezahlt wurde: so waren hier 500 Livres nicht reel, sondern auf Hofnung gebaut, und derjenige, welcher zuletzt die Aktie in den Händen behielt verlor daran 500 Livres, und hatte mit baarem Gelde, oder mit Königlichen Effekten (auf alle Fälle mit reellem Werthe) einen eingebildeten Werth bezahlt. Derjenige, welcher die Aktie zuerst verkauft hatte, war demzufolge um nichts besser als ein Betrüger. Verlieren diese Aktien ihren Kredit: so verliert auch der Königliche Schatz seinen Kredit, dessen Effekten nun mit den Aktien vermischt zirkuliren. Die Wuth zu spielen nahm immer mehr und mehr zu, und die Spieler, welche zwischen der Begierde zu gewinnen und der Furcht zu verlieren beständig schwebend erhalten wurden, entzogen dem Handel, den Manufakturen und dem Ackerbaue das Geld, ohne welches diese nicht bestehen können. Die Banquiers, welche nur ihr eignes Interesse suchen, und dem Interesse des Staates, wenn es dem ihrigen zuwider ist, entgegen arbeiten, hatten, schon vor Calonne, den Staat mit der ganzen Gewalt ihrer Fonds und ihres Kredits gedrückt. Aber Calonne war unbesonnen genug, ihnen, zu Vergrößerung ihrer Spekulationen gegen den König, das Geld des Königs selbst zu borgen, und ihnen dadurch desto größere Kraft zu geben gegen den Königlichen Schatz zu ar-

N 5 bei-

beiten. In England ist der Kredit des Staates durch den Kredit aller Kaufleute und aller Banquiers unterstützt, oder vielmehr dieser Kredit ist einer und derselbe. In Frankreich hingegen beruht der Kredit des Staates auf dem Kredite des Königlichen Schatzes. Diesem Kredite arbeitete, seit den Zeiten des Papierwuchers, das Privatinteresse beständig entgegen, und als durch diese heimlichen Kunstgriffe der Kredit ganz vernichtet war, und der Staat nicht mehr bezahlen konnte: da schrie Niemand lauter als die Personen selbst, welche an der Vernichtung des Kredits Schuld waren. Erst bestahlen sie den König, auf alle mögliche Weise, so lange bis nichts mehr zu stehlen übrig blieb; und dann stellten sie ihn zur Rede, und verlangten von ihm zu wissen, wo sein Geld hingekommen sey.

Die Nationalversammlung fieng nunmehr an kaltblütig dasjenige zu untersuchen, was sie in der Nacht des vierten August im Enthusiasmus des Freiheitsrausches gethan hatte. Die Debatten über die Zehenten der Geistlichen dauerten sehr lange und waren sehr lärmend. Die Ungerechtigkeit, welche damit verbunden war, die Landgeistlichen dieser Zehenten, die beinahe ihre ganze Einnahme ausmachten, zu berauben, und mit ihrem Ertrag nicht dem gedrückten Bauer, sondern dem Landeigenthümer ein unverdientes Geschenk zu machen, wurde deutlich bewiesen. Die Geistlichen vertheidigten ihr Eigenthum mit sehr erheblichen Gründen, und sogar der Abbe Sieyes, dieser bekannte Demokrate, nahm diesmal die Parthei des Standes dem er zugehörte. Er stieg auf den Rednerstuhl. Man schrie und lärm-

lärmte, und wollte ihn, eben so wenig als die Uebrigen hören. Er aber, ohne aus der Fassung zu kommen, rief den Schreiern und Lärmern zu verschiedenen malen zu: „Ist es dann nicht erlaubt, meine Herren, Ihnen unangenehme Wahrheiten zu sagen?„ Endlich hörte das Geschrei allmählich auf; dann sagte er: „Wird der Zehente ohne Entschädigung abgeschaft: so bleibt er denen die ihn schuldig sind, und wird denen genommen, denen er rechtmäßig zugehört. Kann aber ein solcher Raub das Recht der Letztern vernichten? Oder geschieht es etwa zum Besten des Staats, zum gemeinen Nutzen, daß man eine solche Aufopferung fordert? Nein! Niemand als der Gutsbesitzer gewinnt dadurch; er, der eigentliche Schuldner, weigert sich seine Schuld zu bezahlen. Diese Weigerung ist ein wahrer Diebstahl, und der vorgebliche Patriotismus, der ihn für rechtmäßig erkennt, ist ein versteckter Geiz. Zu sagen: der Zehente sey kein Eigenthum, ist weiter nichts als ein Leoninischer Scherz. a) Bemerken Sie, meine Herren, daß die gegenwärtigen Gutsbesitzer ihre Güter nach dem Anschlage des Ertrags gekauft haben; von diesem Ertrage war aber der Zehente schon abgezogen; folglich machen Sie den Gutsbesitzern, auf eine ungerechte Weise, ein beträchtliches Geschenk. Debatten wie die gegenwärtigen, und der Lärm, welcher seit einigen Tagen in der Versammlung herrscht, sind höchst unanständig, und werden, wie man leicht bemerken kann, vorsätzlich unterhalten.„ b)

Mi-

a) Une plaisanterie Léonine.

b) Der Abbe Sieyes hat bald nachher seine Gründe gegen die Aufhebung des Zehenten, in einer vortreflichen Schrift, wel-

Mirabeau behauptete: die Geistlichen ständen in öffentlichen Aemtern, und müßten, wie andere Staatsbeamte, salarirt werden. Ueber diesen Ausdruck gab der geistliche Stand seinen Unwillen zu erkennen. Darauf fuhr Mirabeau fort: „Ja, meine Herren „es giebt nur drei Wege wie man in der Welt existirt; „entweder man bettelt, oder man stiehlt, oder man ist „salarirt.„ Nun entstand aufs neue ein großer Lärm. Einige riefen ihm zu: ob er die Eigenthümer und Rentiers für nichts rechne? Andere nannten seinen Gedanken ein vortrefliches Bonmot; noch andere sagten: Dieses sey sehr präcis gesprochen. Einer, endlich, fragte ihn: zu welcher Klasse er sich selbst rechne; da er weder bettle, noch salarirt sey? Der Abbe du Plaquet sagte: „Ungeachtet der ordnenden Beredsamkeit des Herrn Mirabeau, bin ich zu alt um in einem Amte mein Brodt zu verdienen; zu rechtschaffen um zu stehlen; und zu reich um betteln zu gehen.„ Die Debatten endigten sich damit, daß die Geistlichen die Zehenten freiwillig aufgaben. Unter den abgeschaften Zehenten wurden auch diejenigen, welche den Hospitälern und dem Maltheserorden gehören, mit eingeschlossen. Der Beschluß der Abschaffung wurde (den Abbe Sieyes allein ausgenommen) einstimmig gefaßt.

Am 12ten August beschloß die Versammlung die gefaßten Schlüsse dem Könige zur Genehmigung vorlegen zu lassen. In der zu diesem Ende aufgesetzten Addresse kam folgende Periode vor. „Die vor Freude „trunkne Versammlung legt diese Beschlüsse Seiner

„Ma-

welche unter dem Titel: Observations sommaires sur les biens éclesiastiques herausgekommen ist, bekannt gemacht.

„Majestät zur Genehmigung zu Füßen.„ Als die Adresse in der Versammlung abgelesen wurde, schrie man von einer Seite „keine Füße!„ keine Füße!„ und auf der andern Seite rief man dem Vorleser zu: „Die Nationalversammlung sei weder trunken, noch betrunken.„

Nach diesem Tage wurden die metaphysischen Diskussionen über die Rechte des Menschen weiter fortgesetzt. Man sprach, und stritt, und beschloß nichts. Am 19 August sagte endlich **Lally-Tolendal**: „die Nationalversammlung hat beschlossen, daß eine Bekanntmachung der Rechte des Menschen der neuen Konstitution vorgesetzt werden soll. Die Schwierigkeiten, die wir hiebei finden, sind sehr beunruhigend; denn wenn über diesen Gegenstand zwölf hundert Menschen, welche diese Versammlung ausmachen, nicht überein kommen können: wie dürften wir dann hoffen, daß sich vier und zwanzig Millionen Menschen darüber verstehen werden? Lassen Sie alle die metaphysischen Spitzfündigkeiten, und setzen Sie Erfahrungswahrheiten an deren Stelle. Ueber die Bekanntmachung, welche Sie annehmen werden, muß weder Raisonniren noch Streiten möglich seyn. Sie muß auf den ersten Blick gefaßt und beurtheilt werden können. Wählen Sie daher die einfachste, die kürzeste, und die deutlichste Bekanntmachung. Haben Sie bisher den Menschen in der Wildniß betrachtet: so eilen Sie nunmehr, ihn aus diesem Zustande heraus zu reissen, und ihn nach Frankreich zu versetzen. Die Engländer, denen die Staatswissenschaft so viel Aufklärung, und die Gesellschaft eine so weise Regierung verdankt, haben von jeher aus ihren Gesetzen alle Metaphysik verbannt.„ Der **Vikomte von Mirabeau** (der Bruder des Grafen) schlug im Scherze vor, statt der Bekanntmachung

machung der Rechte die zehen Gebote anzunehmen. Herr **Lally-Tolendal** und Herr **Mounier** verlangten, daß man in der Einleitung zu dieser Bekanntmachung des höchsten Wesens erwähnen, und die Staatsverfassung auf Religion gründen solle, zu Folge der Bemerkung **Plutarchs**, welcher sagt: es sey eher möglich, eine Stadt in die Luft zu bauen, als einen Staat ohne Religion zu gründen. Herr **Monguis de Roquefort** führte das Beispiel der Römer an, welche im Eingange aller ihrer Gesetze die Götter anriefen. Einige verwarfen die Idee mit Heftigkeit, und andere vertheidigten dieselbe, bis endlich der **Abbe Gregoire** aufstand, und ausrief: „Was wird man von uns denken, wenn man „erfährt, daß wir lange debattirt haben, ob wir im „Eingange unserer Gesetze dasjenige höchste Wesen an„rufen sollen, von welchem allein sie her kommen, und „welches allein uns die nöthige Erleuchtung geben kann, „um sie richtig zu bestimmen.„ **Mirabeau** antwortete hierauf: „Ich verwerfe den Ausdruck, in **Gegenwart Gottes**, denn hieraus würde ja folgen, daß irgend etwas ausser der Gegenwart Gottes geschehen könne.„

Die **Sonntags** Sitzung des 23. August war abermals sehr lärmend und tumultuarisch, und die Art wie gestritten wurde einer so erhabnen Versammlung von Gesetzgebern sehr unwürdig. Der Streit betraf die Toleranz religiöser Meinungen. **Mirabeau** verlangte, in einer schönen Rede, daß jeder Mensch unumschränkte Freiheit haben solle, Gott nach Gefallen dienen zu können. „Religionen, sagte er, sind ja weiter nichts als „besondre Meinungen, eigene Arten zu denken, sie ver„dienen daher gar nicht, daß sich der Staat um sie be„kümmere.„ **Der Graf von Virieux** behauptete:

Je-

Jeder müsse unumschränkte Freiheit haben, über religiöse Gegenstände zu denken was er wolle, aber die Mittheilung dieser Gedanken dürfe nicht anders erlaubt werden, als in so ferne sie nicht die öffentliche Ruhe störe. Nun stand Herr Rabaud de Saint Etienne, ein protestantischer Geistlicher, auf, und hielt folgende, vortrefliche Rede, die ich mich nicht enthalten kann, ganz hier einzurücken.

Meine Herren!

Ich verlange von der Versammlung Erlaubniß, die Meinung meines Vorgängers zu widerlegen, und zu beweisen, wie gefährlich die Grundsätze sind, welche er so eben vorgetragen hat. Er gesteht, daß man kein Recht habe, in die geheimsten Gedanken der Menschen einzudringen. Dieses ist aber weder eine neue, noch eine tiefgedachte Wahrheit. Noch niemals hat es einem Tyrannen einfallen können, das Geheimniß der Gedanken erforschen zu wollen, und der allersklavischste Sklave behält, ganz unstreitig, noch immer die Freiheit übrig, welche mein Vorgänger freien Menschen einräumen will. Er setzt hinzu, die Mittheilung der Gedanken könne äusserst gefährlich werden; es sey daher nöthig, darüber zu wachen; und das Gesetz müsse die allzufreie Mittheilung der Gedanken zu verhindern suchen: denn gerade auf diese Weise entständen neue Religionen. Es fehlte nur noch, daß er vorgeschlagen hätte, auf der Stelle ein Tribunal zu ernennen, welchem man eine solche Oberaufsicht übertragen könnte. Nun aber sage hingegen ich, daß die so eben vorgetragene Meinung uns geradezu unter den Despotismus der Inquisition führen würde, wenn nicht die Meinung

des

des Publikums, auf die mein Vorgänger sich beruft, überlaut seiner Meinung entgegen wäre. Seine Sprache ist diejenige, deren sich die Intoleranten von jeher bedienten; die Inquisition sogar hat keine andere Maximen gehabt. Von jeher sagte sie, in ihrer sanftscheinenden und abgemessenen Sprache: unstreitig dürfe man die Gedanken nicht angreifen; jeder sey frei zu glauben was er wolle, so lange er es nicht ausbreite. Da aber Ausbreitung die öffentliche Ruhe stören könnte, so müsse das Gesetz mit sorgfältiger Aufmerksamkeit über dieselbe wachen. Vermöge dieser Grundsätze haben sich die Intoleranten die Macht der Oberaufsicht übergeben lassen, und durch so viele Jahrhunderte die Gedanken gefesselt und sich unterworfen gehalten. Aber, meine Herren, bei dieser Maxime würde es gar keine Christen haben geben können. Das Christenthum wäre gar nicht vorhanden, wenn die Heiden, diesen Maximen welche ihnen in der That nicht unbekannt waren, immer treu geblieben wären, sorgfältig über die Ausbreitung neuer Meinungen gewacht, und fortgefahren hätten bekannt zu machen, daß diese Meinungen die öffentliche Ruhe störten. Ich stütze mich, meine Herren, auf Ihre eigenen Grundsätze, wenn ich von Ihnen verlange, daß Sie in einem besondern Artikel bekannt machen sollen: jeder Staatsbürger sey frei in seinen Meinungen; er habe das Recht ungestört seinen Gottesdienst abzuwarten, und er dürfe, um seiner Religion willen, nicht beunruhigt werden. Ihre Grundsätze sind: daß die Freiheit ein allgemeines Gut sey, an welchem alle Bürger des Staats gleichen Antheil haben. Freiheit gehört dem zu Folge allen Frankreichern gleich und auf dieselbe Weise zu. Alle haben

ben ein Recht daran; oder Niemand hat es. Wer sie ungleich vertheilt, der kennt sie nicht. Wer, in was es auch seyn mag, die Freiheit der übrigen angreift, greift seine eigene an, und verdient auch seinerseits sie zu verlieren, weil er des Besitzes eines Gutes dessen wahren Werth er nicht kennt, unwürdig ist. Ihre Grundsätze sind: daß die Freiheit der Gedanken und Meinungen ein unvergebliches und unverletzbares Recht sey. Diese Freiheit, meine Herren, ist die heiligste von allen. Sie entwischt der Herrschaft der Menschen; sie zieht sich in das Innere des Gewissens zurück, als in ein unverletzliches Heiligthum, wohin kein Sterblicher das Recht hat einzudringen. Sie allein haben die Menschen noch nicht den Gesetzen des gesellschaftlichen Vertrags unterworfen. Sie einschränken ist ungerecht; sie angreifen wollen, ist ein Verbrechen. Die Nichtkatholiken haben in Frankreich, durch das im November 1787 gegebene Edikt weiter nichts erhalten, als **was man ihnen nicht verweigern konnte**. Ja! nichts als was man ihnen nicht verweigern konnte. Ich wiederhole dieses nicht ohne Unwillen; aber es ist keine grundlose Beschuldigung; ich schäme mich zu sagen, daß es die eigentlichen Worte des Edikts selbst sind. Dieses mehr berühmte als gerechte Gesetz bestimmt die Art wie ihre Geburten, ihre Heurathen und ihre Todesfälle eingeschrieben werden sollen. Es erlaubt ihnen demzufolge einen bürgerlichen Stand und Ausübung ihrer Professionen — aber das ist auch alles. So hat man, meine Herren, im achtzehnten Jahrhunderte, in Frankreich, den Grundsatz barbarischer Zeiten beibehalten, und die Nation in eine begünstigte und in eine verworfene Kaste getheilt. Man hat es sogar als einen Fortschritt in der Gesetzge-

bung angesehen, daß es Frankreichern, die schon seit hundert Jahren proskribirt waren, endlich erlaubt worden ist, ihre Professionen auszuüben, das heißt, zu leben; und daß ihre Kinder nicht länger als unehelich angesehen wurden. Noch sind die Formen, denen sie das Gesetz unterworfen hat, mit so vielen Einschränkungen versehen, und so sehr abgemessen, daß die Ausübung dieses Gnadengesetzes Unordnung und Betrübniß in alle Provinzen gebracht hat, wo es Protestanten giebt. Ueber diesen Gegenstand behalte ich mir vor, ausführlich zu sprechen, wenn Sie sich einst mit den Gesetzen selbst beschäftigen werden. Indessen, meine Herren, (so groß ist der Unterschied zwischen Frankreichern und Frankreichern) indessen bleiben die Protestanten noch immer vieler gesellschaftlicher Rechte beraubt; das Kreuz a), welches eine ehrenvolle Belohnung der Tapferkeit und der dem Vaterlande geleisteten Dienste ist, können sie nicht erhalten. Endlich, meine Herren, sind sie des Rechtes frei zu denken beraubt; ihre Meinungen werden für strafbar gehalten, und die Freiheit ihren Gottesdienst zu feiern, ist ihnen versagt. Die Kriminalgesetze (und was für Gesetze die auf dem Grundsatze beruhen, daß Irrthum ein Verbrechen sey) die Kriminalgesetze gegen ihren Gottesdienst sind noch nicht aufgehoben. In vielen Provinzen müssen sie denselben in der Wüste feiren, allen Veränderungen der Witterung ausgesetzt. Wie Verbrecher sind sie genöthigt, sich der Tirannei des Gesetzes zu entziehen, oder vielmehr, wegen der Ungerechtigkeit des Gesetzes, dasselbe lächerlich zu machen, indem sie ihm ausweichen, und es täglich verletzen. Auf diese Weise, meine Herren, thun die Protestanten Alles für das Vaterland, und das Vaterland behandelt sie mit

Un=

a) Das Ludwigskreuz.

Undankbarkeit. Sie dienen ihm als Bürger; und es behandelt sie wie in die Acht Erklärte. Sie dienen ihm, als Menschen, welche von Ihnen frei gemacht worden sind; und es behandelt sie wie Sklaven. Aber nun giebt es endlich eine französische Nation, und diese rufe ich jetzo an, zu Gunsten zweier Millionen nützlicher Staatsbürger, welche heute in ihre Rechte als Frankreicher eingesetzt zu werden verlangen. Ich bin nicht so ungerecht zu denken, daß sie das Wort **Intoleranz** sollten aussprechen können. Dieses Wort ist aus unserer Sprache verbannt, oder bleibt wenigstens in derselben, nur noch wie eines von den barbarischen, veralteten Wörtern, deren man sich nicht mehr bedient, weil der durch sie bezeichnete Begriff vernichtet ist. Aber, meine Herren!, ich verlange auch nicht Toleranz, sondern **Freiheit**. Toleranz! Duldung! Verzeihung! Gnade!, höchst ungerechte Ideen gegen die Dissidenten, so lange es wahr bleibt, daß Verschiedenheit der Meinungen kein Verbrechen ist! Toleranz! Ich verlange die Verbannung auch dieses Worts. Es wird, es muß verbannt werden, dieses ungerechte Wort, welches uns diejenigen, die, durch Zufall oder Erziehung, von uns verschieden denken, als bedaurungswürdige Staatsbürger, als Verbrecher, denen man vergiebt, darstellt. Irthum, meine Herren, ist kein Verbrechen. Wer dem Irthume folgt, der hält ihn für Wahrheit. Für ihn ist er Wahrheit. Er findet sich gezwungen ihn anzunehmen, und kein Mensch, keine Gesellschaft, hat das Recht ihm dieses zu verbieten. Ach! meine Herren, wo ist derjenige, der unter dieser Mischung von Wahrheiten und Irthümern, welche die Menschen unter sich vertheilen, voneinander erben, oder sich bestreiten, wo ist der-

 jeni-

jenige, welcher es wagen dürfte, zu versichern, daß er nie geirrt habe, daß die Wahrheit beständig auf seiner Seite, und der Irthum bei den andern sey? Ich verlange also, für die französischen Protestanten, für alle Nichtkatholiken des Königreiches, was Sie, meine Herren, für sich selbst verlangen; Freiheit und Gleichheit der Rechte. Ich verlange diese für jenes Asien entrissene Volk, welches beinahe seit achtzehn Jahrhunderten, überall herumirrt, überall verbannt und überall verfolgt wird; das Volk, welches unsere Sitten und unsere Gewohnheiten annehmen würde, wenn es, durch unsere Gesetze, mit uns vereinigt wäre; und dem wir seine Moral nicht vorwerfen dürfen, weil sie die Folge unserer Barbarei und der Erniedrigung ist, zu welcher wir es ungerechter Weise verdammt haben. Ich verlange, meine Herren, Alles was Sie für sich selbst verlangen; daß alle nichtkatholische Frankreicher ganz und ohne Rückhalt den andern Bürgern des Staats gleich seyn, weil auch sie Bürger des Staats sind, und weil das Gesetz und die Freiheit, immer unpartheiisch, die Strenge ihrer genauen Gerechtigkeit nicht ungleich austheilen dürfen. Wer, unter Ihnen, meine Herren, (erlauben Sie mir Sie zu fragen) wer unter Ihnen könnte, wer wollte, wer verdiente der Freiheit zu geniessen, so lange er zwei Millionen seiner Mitbürger, durch ihre Knechtschaft, mit dem trügerischen Stolz einer Freiheit kontrastiren sähe, die keine Freiheit mehr seyn würde, weil sie ungleich vertheilt wäre? und warum, ich bitte Sie, warum eine solche Aristokratie der Meinungen; ein solches Feudalsystem der Gedanken, wodurch zwei Millionen Staatsbürger zu einer verächtlichen Knechtschaft verdammt würden, weil sie Eueren Gott auf eine andere

Weise

Weise anbeten als Ihr? Ich verlange für alle Nichtkatholische was Sie für sich selbst verlangen; Gleichheit der Rechte, Freiheit. Freiheit ihrer Religion, Freiheit ihres Gottesdienstes, Freiheit denselben in dazu geheiligten Häusern feiren zu dürfen, Gewißheit, in ihrer Religion nicht mehr gestört zu werden, als Sie in der Ihrigen, und völlige Versicherung, so wie Sie, eben so gut als Sie, und auf eben die Weise wie Sie, durch das Allen gemeine Gesetz, geschützt zu werden. Erlauben Sie nicht, meine Herren .... Großmüthiges und freies Volk, gieb nicht zu, daß man Dir das Beispiel anderer noch intoleranter Völker anführe, welche Deinen Gottesdienst bei sich nicht dulden. Sie, meine Herren, müssen nicht Beispielen folgen, Sie müssen Beispiele geben: und daraus, daß es ungerechte Völker giebt, folgt nicht, daß Sie es seyn dürfen. Europa, das nach Freiheit schmachtet, erwartet von Ihnen große Lehren, und Sie sind würdig ihm dieselben zu geben. Möge der Kodex, an dem Sie jetzo arbeiten, das Vorbild aller übrigen seyn, und möge gar kein Fleck darin bleiben! Sollen aber Beispiele angeführt werden: so ahmen Sie, meine Herren, das Beispiel jener großmüthigen Amerikaner nach, deren Zivilkodex mit dem geheiligten Grundsatze der allgemeinen Freiheit aller Religionen anfängt. Ahmen Sie die Pensylvanier nach, welche bekannt machen, daß alle die einen Gott anbeten, auf welche Weise sie ihn auch anbeten mögen, die Rechte der Bürger geniessen sollen. Ahmen Sie die sanften und weisen Einwohner von Philadelphia nach, die um sich her alle Arten von Gottesdienst, und zwanzig verschiedene Tempel sehen, und die vielleicht einer so genauen Kenntniß der Freiheit, die von ihnen eroberte

Frei-

Freiheit zu verdanken haben. Endlich, meine Herren, komme ich auf meine, oder vielmehr auf Ihre Grundsätze zurück. Ihnen gehören diese Grundsätze. Sie haben dieselben durch Ihren Muth erobert, und, im Angesichte der Welt, geheiligt, indem Sie bekannt gemacht haben: **daß alle Menschen frei und gleich geboren werden, und auch so bleiben müssen.** Die Rechte aller Frankreicher sind dieselben; alle Frankreicher sind an Rechten gleich. Daher sehe ich keinen Grund, warum einige Bürger des Staates zu den andern sollen sagen dürfen: Wir werden frei seyn, ihr aber nicht. Ich sehe keinen Grund, warum einem Frankreicher erlaubt seyn solle, zu dem andern zu sagen: Deine Rechte und die meinigen sind ungleich; ich habe Gewissensfreiheit, aber Du kannst sie nicht haben, weil ich es nicht will. Ich sehe keinen Grund, warum nicht der gedrückte Theil dem andern antworte: vielleicht würdet ihr so nicht sprechen, wenn ihr die kleinere Anzahl wäret; euer ausschliessender Wille ist weiter nichts als das Gesetz des Stärkern, und diesem mich zu unterwerfen bin ich nicht verbunden. Das Gesetz des Stärkern konnte wohl zur Zeit der despotischen Herrschaft eines Einzigen, dessen Wille Gesetz war, Statt finden; aber bei einem freien Volke, das die Rechte jedes Einzelnen achtet, findet es nicht Statt. Eben so wenig als Sie, meine Herren, kann ich begreifen, was ein ausschliessendes Recht ist, kann ich ein ausschliessendes Privilegium zugeben; es bestehe nun worin es wolle: aber das ausschliessende Privilegium, das Monopol der Meinungen und des Gottesdienstes scheint mir die höchste Ungerechtigkeit zu seyn. Sie können nicht ein einziges Recht haben das nicht auch mir zugehört; wenn Sie es ausüben, so muß auch ich es ausüben; sind Sie frei,

so

so muß auch ich frei seyn; dürfen Sie ihren Gottes-dienst feiern, so muß auch ich den meinigen feiren dürfen; wollen Sie nicht beunruhigt seyn, so darf auch ich nicht beunruhiget werden: und wenn, ungeachtet der Evidenz dieser Grundsätze, Sie uns verböten unsern Gottesdienst gemeinschaftlich zu feiern, unter dem Vorwande, daß Sie viele, und wir nur wenige seyn: so wäre dieses weiter nichts als das Gesetz des Stärkern; es wäre die allergröste Ungerechtigkeit, und Sie würden gegen Ihre eigenen Grundsätze handeln. Sie werden sich also nicht, meine Herren, dem Vorwurfe aussetzen, gleich in dem ersten Anfange Ihrer geheiligten Gesetzgebung mit sich selbst im Widerspruche zu stehen; vor einigen Tagen bekannt gemacht zu haben, daß alle Menschen an Rechten gleich seyn, und heute bekannt zu machen, daß sie an Rechten ungleich seyn; bekannt gemacht zu haben, Jeder sey frei das zu thun, was dem Andern nicht schade, und heute bekannt zu machen, zwei Millionen unsrer Mitbürger seyn nicht frei, einen Gottesdienst zu feiren, der Niemand auch nur im geringsten schadet oder Unrecht thut. Sie sind zu weise, meine Herren, um aus der Religion einen Gegenstand der Eigenliebe zu machen, und an die Stelle der Intoleranz des Hochmuthes und der Herrschsucht, welche, beinahe durch funfzehn Jahrhunderte, Ströme von Blut fliessen gemacht hat, eine Intoleranz der Eitelkeit zu setzen. Sie werden sich nicht darüber wundern, daß es Menschen giebt, die anders denken als Sie, die Gott auf eine andere Weise anbeten als Sie; und Sie werden nicht Verschiedenheit der Denkungsart als ein Unrecht ansehen, das man Ihnen anthun will. Belehrt durch die lange und blutige Erfahrung mehrerer

rerer Jahrhunderte; belehrt durch die Fehler Ihrer Väter, und durch die auf dieselben erfolgte verdiente Strafe, werden Sie ohne Zweifel sagen: Endlich ist es Zeit das wüthende Schwerdt, das noch von dem Blute unserer Mitbürger trieft, aus den Händen zu legen; endlich ist es Zeit denselben zu lang verkannte Rechte wieder einzuräumen; endlich ist es Zeit die ungerechte Scheidewand, welche sie von uns trennt, über den Haufen zu werfen, und sie dahin zu bringen, ein Vaterland zu lieben, welches sie verbannte und aus seinem Schoosse verstieß. Sie sind zu weise, meine Herren, um sich einzubilden, daß Ihnen aufbehalten sey, zu thun, was die Menschen seit sechs tausend Jahren nicht haben thun können; alle Menschen zu einem und demselben Gottesdienste zurück zu bringen. Sie können nicht glauben, daß der Nationalversammlung aufbehalten sey, eine Verschiedenheit, welche von jeher vorhanden gewesen ist, verschwinden zu machen, noch daß Sie ein Recht haben, dessen sich Gott selbst nicht bedienen will. Ich unterdrücke, meine Herren, eine Menge von Beweggründen, die Ihnen zwei Millionen unglücklicher Nebenmenschen interessant und theuer machen müsten. Noch besprützt von dem Blute ihrer Väter würden sie sich Ihnen darstellen; die von den Fesseln, welche sie getragen haben, noch übrigen Eindrücke würden sie Ihnen weisen. Mein Vaterland ist jetzo frei, und ich will, gleich ihm, sowohl das Uebel das wir mit ihm gemeinschaftlich gelitten haben, als das noch größere Uebel, dessen Schlachtopfer wir allein waren, vergessen. Nur verlange ich, daß es sich der Freiheit würdig zeige, und dieselbe an alle Staatsbürger, ohne Unterschied von Rang, Geburt und Religion, gleich austheile, und daß Sie den Dissidenten

alles

alles das geben, was Sie für sich selbst nehmen. Ich verlange demzufolge, meine Herren, daß, in Erwartung der Abschaffung der die Nichtkatholiken betreffenden Gesetze, und ihrer völligen Gleichstellung mit allen übrigen Frankreichern, Sie folgenden Artikel in die Bekanntmachung der Rechte einrücken; **Jeder Mensch ist in seinen Meinungen frei; jeder Staatsbürger hat das Recht ungestört seinen Gottesdienst zu feiern, und Niemand darf, seiner Religion wegen, beunruhigt werden.**

Die Bischöffe von **Clermont** und von **Lydda** widerlegten diese schöne Rede des Herrn **Rabaud de Saint Etienne**, oder brachten wenigstens Gründe dagegen vor; **Mirabeau**, und andere, vertheidigten dagegen die Grundsätze, welche dieselbe enthielt, und nach einem großen Tumult, zwischen anhaltendem Lärm und Geschrei, beschloß endlich die Versammlung, daß der Artikel folgendermaßen abgefaßt werden solle: **Kein Mensch darf seiner Meinungen wegen, auch nicht der Religionsmeinungen wegen, beunruhigt werden; jedoch vorausgesetzt, daß ihre Mittheilung nicht die öffentliche, durch das Gesetz festgesetzte, Ruhe störe.** Dieser gefaßte Beschluß sagt, wie man leicht einsieht, eigentlich gar nichts, denn der Nachsatz steht mit dem Vordersatze im Widerspruch, und hebt denselben auf.

Am 27 August schlug Hr. **Bouche** vor, ohne ferneren Verzug über die Einrichtung der Bürgerräthe in allen Theilen des Reichs sich zu berathschlagen. Herr **Bureau de Puzy** unterstützte diesen Vorschlag, und schilderte sehr lebhaft den traurigen Zustand, in welchem sich Frankreich befinde. „Die Nationalversammlung,

„sagte

„sagte er, hat feierlich die geheiligten Rechte, welche
„jeder Mensch in die Gesellschaft bringt, und welche er
„nie verlieren kann, anerkannt, folglich hat sie sich gegen
„Frankreich, gegen die ganze Welt, verbindlich gemacht,
„die Staatsverfassung, welche das Reich von ihr erwar-
„tet, auf die unveränderlichen Grundlagen der Weisheit,
„der Gerechtigkeit und der Wahrheit aufzuführen. Zwar
„schätze ich mich glücklich, meine Herren, der Erste zu
„seyn, welcher Ihnen zu einem so schönen Anfange
„Glück wünscht: aber dennoch gestehe ich, daß ein Ge-
„fühl von Unruhe und von Furcht, die süßen Hoffnun-
„gen, welche, seit diesem Eingange in die Laufbahn,
„jeder rechtschaffene Frankreicher gefaßt hat, in mir et-
„was dämpft und schwächer macht. Ich betrachte bei
„mir selbst, daß, ehe Sie anfangen konnten das maje-
„stätische Gebäude einer fehlerlosen Staatsverfassung
„aufzuführen, es vorher nöthig war, den gothischen,
„barbarischen, unzusammenhängenden Koloß unserer
„vorigen Einrichtung von Grund aus umzustürzen. Ei-
„nige Theile dieses alten Denkmaals hätten, um des all-
„gemeinen Nutzens willen, noch auf kurze Zeit erhalten
„werden können und sollen: sie sind aber bei dem Stoße,
„der die ganze Masse erschütterte, mit gewichen; der
„Einsturz benachbarter Theile hat sie nachgezogen, und
„so war dann die gänzliche Zerstörung des Gebäudes
„vollendet. Auch sehen wir jetzo die Gesetze vergessen,
„oder verachtet; das öffentliche Ansehen und die Ge-
„richtshöfe verkannt, oder unvermögend; die Quellen,
„welche den Schatz der Nation füllten, abgeleitet, oder
„versiegt; das Volk allen Excessen der Ausgelassenheit,
„die es Freiheit nennt, sich überlassen; wir hören die
„Truppen, ohne Gehorsam und ohne Disciplin, ihre

„Un-

„Unordnung Patriotismus nennen, und die Nation mit
„einer gänzlichen Auseinandergehung der Armee bedro-
„hen. Alle Bande, welche den Staat mit dem Für-
„sten, die Stadt mit der Regierung, die Staatsbürger
„mit ihren Mitbürgern verbanden, sind auseinanderge-
„zogen, aufgelöst, oder zerrissen. Indessen haben die
„Stellvertreter des französischen Volks, mitten unter
„den Ruinen unserer politischen Verfassung, deren
„Menge und Unordnung wir mit Erstaunen betrachten,
„die Materialien des Gebäudes, welches auf diesem
„Schutthaufen aufgeführt werden soll, nicht nur nicht
„zubereitet, sondern sogar nicht einmal herbeigeschafft,
„und der, kaum noch der Wuth des Despotismus ent-
„ronnenen Nation, droht in den Konvulsionen der Ge-
„setzlosigkeit ein schrecklicher Untergang. Bei der
„Schilderung dieses Gemäldes, habe ich, meine Her-
„ren, nicht die sträfliche Absicht, ein falsches oder trü-
„gerisches Licht auf die Weisheit der von Ihnen genom-
„menen Maaßregeln zu werfen. Unstreitig mußte das
„was sie gethan haben geschehen. Es giebt Vorfälle,
„welche die menschliche Klugheit nicht voraussehen kann,
„aber welche sie ergreifen muß, wenn sie sich ihr darbie-
„ten. Als alte und beklagungswürdige Vorurtheile,
„die, zur Schande und zum Unglück Frankreichs, nur
„zu lange geherrscht haben, sich der Zerstörung, welche
„Sie denselben schon zugedacht hatten, freiwillig selbst
„darboten, durften Sie nicht zugeben, daß dieselben
„durchwischten, wenn Sie Sich nicht selbst strafbar zu
„machen Gefahr laufen wollten. Neues Unglück war die
„Folge dieser ewigmerkwürdigen Revolution. Das Volk
„setzt nunmehr seinen Ansprüchen gar keine Gränzen
„mehr. Durch die Erinnerung an seine vorige Sklave-
„rei

„rei war es wild und grausam geworden, und kaum ist es
„noch besänftigt, als schon die schnelle Gerechtigkeit,
„welche es von Ihnen erhalten hat, und welche es zu
„erwarten nicht berechtigt war, es erhitzt und ungerecht
„macht; vielleicht wird das zu stark gewordene Gefühl
„seiner eigenen Kräfte es sogar anfrührisch machen.“
Die Berathschlagung wurde durch einen Brief des Herrn
Necker unterbrochen, der an die Versammlung kam und
sogleich vorgelesen wurde. Hr. Necker schrieb: „Das
„neue, von der Nationalversammlung ausgeschriebene
„Anlehen habe gar keinen Fortgang. Er habe es gleich
„vorausgesehen, daß es so gehen würde, und damit die
„Nationalversammlung diese gemachte Erfahrung nützen
„könne: so wolle er jetzt die Gründe angeben, welche an
„diesem schlechten Fortgange ihres Projekts Schuld seyen.
„Sie hätten das Interesse des Anlehens nicht noch tie-
„fer heruntersetzen, und auch die Zeit der Wiederbezah-
„lung genau angeben, und nicht unbestimmt lassen sol-
„len.“ Nun fällt Hr. Necker abermals in den ihm eige-
nen Ton der unausstehlichsten Ruhmredigkeit, sagt aber
der Versammlung sehr viel Wahres. Er fängt an zu
fühlen, wie mißlich es um die Popularität ist, und wie
leicht dasselbe Volk, bald denselben Mann anbetet und
bald ihn verwünscht. Man höre ihn selbst: „Ich sehe
„mein Ministerleben, so lange es dauert, als eine wahre
„Aufopferung an, und in dieser Aufopferung begreife
„ich Gesundheit, Ruhe, guten Ruf, ja sogar das öf-
„fentliche Wohlwollen, für mich das Theuerste von allen
„Gütern. In unruhigen Zeiten lassen sich die Gesin-
„nungen der Menschen nicht mehr im Voraus berechnen:
„oft halten sie sich an denjenigen, welcher zuletzt gehan-
„delt, zuletzt gesprochen hat; unwiderstehlich reißt der
„Ein-

„Eindruck des gegenwärtigen Augenblicks sie mit sich „fort, und die Schutzwehr des Vergangenen dient Nie„mand mehr." Nach kurzen Debatten über diesen Brief, und Einwilligung in das neue von Necker vorgeschlagene Anlehen, fuhr die Versammlung in ihren Arbeiten fort. Wie undankbar, wie ungroßmüthig handelte die Nationalversammlung gegen Necker, dem sie doch ihre Zusammenberufung, ihr Daseyn schuldig war! Zur Belohnung für das Gute, welches er die Versammlung in den Stand gesetzt hatte auszuführen, wurden seine Talente unnütze gemacht, seine Gesinnungen verleumdet, und sein Einfluß vernichtet. Immer standen die gezwungenen Lobsprüche der Versammlung im Widerspruche mit ihren Handlungen gegen ihn. Er hatte, wie Raynal sehr schön sagt, a) die Nationalversammlung in das Schiff gerufen, das im Begriffe stand unterzugehen, um ihm dasselbe retten zu helfen. Sie hätte den Leck ausbessern und das Schiff regieren, ihn aber am Steuerruder lassen sollen. Statt dessen machte sie aus ihm einen unthätigen Passagier, und das Schiffsvolk, immer aufrührisch, oder unter sich selbst uneinig, hörte nur dann auf ihn, wenn auf einen Augenblick der Schrecken größer ward als der böse Wille, oder wenn die Abgründe des Meeres sich öffneten und das Schiff zu verschlingen drohten.

Die Hauptstadt war indessen ziemlich ruhig, und während dieser Ruhe zeigte sich, in einigen auffallenden Zügen, der sich immer gleiche Charakter der Frankreicher, und vorzüglich der Pariser. Der Patriotismus artete in Spielerei aus. Mädchen schulterten Flinten und

a) *Raynal.* lettre à l'assemblée nationale p. 16. Raynal hat geleugnet, daß dieser Brief von ihm sey.

und zogen mit auf die Wache, zum grossen Vergnügen der Wachtstuben, aber nicht zur Sicherheit von Paris. Hin und wieder sah man, an den Ecken der Strassen, Papiere angeschlagen, die diesen Patriotismus der Parisermädchen bekannt machten. Folgendes ist eine getreue Kopie eines solchen Anschlages:

District de l'Abbaye St. Germain des Prés.

Madémoiselle Dubief, marchande lingere, rue Dauphine, N. 31. montera la garde au corps-de-garde, rue Dauphine, au Musée, ou elle montera, à dix heures précises du matin. Le 3. Août 1789.

Vu bon et montée par le Sieur Fontenay.

Signé *Oudet* capitaine.

Aber nicht nur die Weiber hatte der Patriotismus ergriffen, auch die Kinder nahmen Theil daran. Sie versammelten sich haufenweise, mit kleinen Trommeln, mit hölzernen Säbeln, und mit hölzernen Flinten, ahmten ihre Väter nach, und errichteten eine Bürgermiliz unter sich. Leider aber ahmten sie ihre Väter auch darin nach, daß sie sich um die Officiersstellen stritten; und dieser Streit gieng so weit, daß sie sich bis auf das Blut verwundeten, so daß ernsthafte Folgen daraus entstanden, und sich die Polizei genöthigt sah diese Kinderspiele zu untersagen. Unter den Aerzten zeichnete sich Hr. Laudry, Leibarzt des Königs, aus, welcher von der Nationalversammlung den Titel eines Leibarztes der Versammlung verlangte und erhielt; demzufolge ist er jetzt Leibarzt der gesetzgebenden und der ausübenden Gewalt. Unter den geistlichen Rednern machte sich vorzüglich Einer berühmt, der auch zugleich im Bürgerrathe der

Haupt-

Hauptstadt eine ansehnliche Stelle bekleidete: ich meine den Abbe Fauchet. Durch seine übertriebenen Deklamationen und durch seine geschraubte Beredsamkeit, machte er als Kanzelredner viel Glück, und wurde der Liebling des Volkes. Den 5 August 1789 hielt er eine Predigt, worin, unter andern, auch folgende Stelle vorkam: „Die falschen Ausleger der göttlichen Orakel „haben, im Namen des Himmels, die Völker unter den „willkürlichen Befehlen ihrer Oberhäupter kriechen ma„chen wollen! Sie haben den Despotismus geheiligt, „und Gott zum Mitschuldigen der Tyrannen gemacht! „Diese falschen Lehrer triumphirten, weil geschrieben „steht: **Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist.** Aber „was nicht des Kaisers ist, muß man ihm das auch ge„ben? Nein! Nun ist aber die Freiheit nicht des Kai„sers, sie ist der menschlichen Natur, folglich . . . .“ In einer andern, gedruckten Predigt sagt er: „die Gott„heit sey eine Mitbürgerinn des Menschengeschlechts,“ a) und gleich nachher hebt er folgende Tirade an: „Unter „den Kleidern der Schäfer verbergen sich und laufen „herum viele wüthende Löwen. Die Hyder der Aristo„kratie, welche ihre sechshundert stolze Köpfe bis in die „Wolken erhob, und mit ihren ehernen Füßen alle Kin„der des Vaterlandes wie Koth zertrat, hat, in Einem „Tage, durch Eine That, alle ihre Köpfe und alle ihre „Füße verloren!“ Ein andermal sagte er, in einer Predigt: „Es seyen die Aristokraten gewesen, welche Chri„stum gekreuzigt hätten.“ Redner standen auf Stühlen an den Ecken der Straßen, auf öffentlichen Plätzen und im Palais Royal, die dem Volke schmeichelten, seine Tapfer-

a) La Divinité est Concitoyenne de genre humain.

Tapferkeit und seine Großmuth lobten, die Größe seines moralischen Charakters erhoben, und wiederholt erklärten, daß die Frankreicher nunmehr sowohl Griechen als Römer weit hinter sich zurückließen. a)

Den 18ten August versammelten sich gegen dreitausend Schneiderbursche, und hielten auf einem freien Platze geheime Konferenzen. Damit sich kein falscher Bruder unter sie mische, wurde an den Eingang eine Wache gestellt, die Niemand hineinließ, der nicht einen von Nadeln durchstochenen Zeigefinger vorweisen konnte. Nach geendigter Berathschlagung schickte diese ehrwürdige Versammlung Gesandte an den Bürgerrath von Paris, die verlangen sollten: erstens, daß man ihren Lohn auf vierzig Sous des Tages erhöhe; zweitens, daß den Kleiderhändlern das Recht genommen werde neue Kleider zu verkaufen. Zu eben der Zeit versammelten sich auch die Friseurs in den Elisäischen Feldern. Sie wurden aber auseinander gejagt, und ein Officier der Marechaussee kam dabei um das Leben.

Das Trauerspiel **Karl der Neunte** von **Chenier** war kurz vor der Revolution, von der Censur, aus sehr auffallenden Gründen (die man leicht einsieht, und billigen muß, wenn man das Stück selbst gelesen hat) aufzuführen verboten worden. Im August aber verlangte das Parterre die Aufführung dieses Stückes, mit lärmendem Geschrei. Hr. **Fleury**, der Direktor der Truppe, erschien und sagte: „seine Truppe mache es sich zur „Pflicht erst die Erlaubniß zur Aufführung abzuwarten.“ Sogleich rief eine Stimme aus dem Parterre: „Keine „Erlaubniß! Wir geben sie euch, weiter braucht es kei„ner!

b) Révolutions de Paris N. 8.

„ner! Wir haben die Freiheit aufführen zu lassen, was „wir wollen, so wie zu denken, was wir wollen." Ein lange fortgesetztes und allgemeines Beifallklatschen unterstützte den Redner. Nun kam Hr. Fleury aufs neue hervor, und sagte zu dem Sprecher: „Mein Herr! ich „nehme die Freiheit Sie zu fragen, ob Sie uns Erlaubniß geben können gegen Gesetze zu handeln, denen wir „seit hundert Jahren gehorcht haben." Das Parterre appellirte an den Bürgerrath der Hauptstadt, und erhielt was es verlangte.

Man werfe mir nicht vor: solche Züge seyen unter der Würde der Geschichte, und diese dürfe sich in das Detail nicht einlassen. Diese Züge sind für den Geschichtforscher von großem Werthe, indem sie den Geist des Volkes zu erkennen geben, und uns lehren, was sich dasselbe für Begriffe von der neuerworbenen Freiheit machte. Je genauer man die Geschichte der französischen Revolution kennen lernt: desto mehr wird man überzeugt, daß sich von den Frankreichern eben das sagen läßt, was ein großer, politischer Schriftsteller von den Römern während ihres Verfalls sagte: „Sie beweisen, „daß sie weder die Sklaverei, noch die Freiheit ertragen „können!" Wem der vorige Zustand von Frankreich, der Nationalcharakter der Frankreicher, und ihre auf das höchste getriebene Sucht durch Kleinigkeiten zu glänzen und der Mode zu folgen, nicht ganz unbekannt ist: der wird auch wohl nichts anders von ihnen erwarten. Welcher Menschenkenner könnte Tugenden, welche Seelengröße und erhabene Denkungsart voraussetzen, von Stutzern erwarten, für die bisher die Farbe ihres Rockes, oder die Frisur ihrer Haare, die wichtigste Angelegenheit gewesen war? Nosti complures iuvenes, barba et coma

nitidos, de capsula totos: nihil ab illis speraveris forte, nihil solidum. *Seneca* ad Lucil.

Am 29 August fieng die Nationalversammlung an über die wichtige Frage sich zu berathschlagen: **in wie ferne die königliche Genehmigung nothwendig sey, um den Beschlüssen der Nationalversammlung Gültigkeit zu geben, und dieselben zu Reichsgesetzen zu erheben?** Der Graf **Lameth** schlug vor, „zuerst die Natur der gesetzgebenden Gewalt zu bestimmen, „ehe man von der ausübenden Gewalt handele, die aus „der ersten entspringe." Gut wäre es gewesen, wenn der junge Graf Lameth sich vorher hätte in den Anfangsgründen der Staatswissenschaft unterrichten lassen, ehe er es wagte, über eine so äußerst wichtige Frage zu sprechen. Die ausübende Gewalt entspringt keinesweges aus der gesetzgebenden; beide sind von einander durchaus verschieden; auf ihrer sorgfältigsten Trennung beruht alle Freiheit, und beide entspringen gemeinschaftlich aus dem Volke, als aus welchem überhaupt alle Gewalt entspringt. Um dem Volke zu verbergen, wovon eigentlich die Rede sey, erfand man das Wort **Veto**. Man sprach von dem Veto des Königs, und ob dem Könige ein vernichtendes, oder nur ein aufschiebendes, oder gar kein Veto zugestanden werden solle. Die Debatten in der Nationalversammlung waren sehr lärmend. Alle Vernünftigen und Gemäßigten verlangten, daß der König, so wie in England, das Recht haben solle, einem Beschlusse der Nationalversammlung seine Genehmigung zu versagen, wenn er denselben dem Besten des Staates nicht für zuträglich halten sollte. Die Demokraten hingegen, oder die sogenannten **Wüthenden** (enragés) behaupteten, daß die Genehmigung des Königs

um

um den Schlüssen Kraft und Gültigkeit zu geben, gar nicht nothwendig sey. Die gemäßigte Parthei schien die Oberhand zu gewinnen. „Was ist ein aufschiebendes „Veto? fragte Hr. Mounier. Was heißt das; ein „Recht zu verhindern, das dennoch nicht verhindert? „Eine Genehmigung die nur bedingt ausgeübt wird ist „gar keine Genehmigung. Beide Ideen widersprechen „sich. Nehmen wir sie an, so eilen wir mit schnellen „Schritten einer Demokratie zu. Und außerdem sagen „die Befehle unserer Kommittenten nichts von einem „solchen aufschiebenden Veto; vielmehr verlangen sie „ausdrücklich, daß wir mit Beistimmung, mit Einwilli- „gung des Königs, unsere Gesetze machen sollen. Wie „dürften wir es dann wagen gegen ihren so deutlich aus- „gedrückten Willen zu handeln?“

Indessen entstanden große Unruhen in Paris. Die wüthende Parthei der Nationalversammlung wiegelte das Volk gegen diejenigen Mitglieder auf, welche die Nothwendigkeit der königlichen Genehmigung vertheidig- ten. Dem Pöbel sagte man, das Veto sey eine neue Auflage, und daher wurde er sehr gegen diejenigen auf- gebracht, welche dafür stimmten. In allen Straßen von Paris versammelten sich Haufen von Handwerkern und Tagelöhnern, die sich unter einander berathschlag- ten, was mit dem Veto anzufangen sey. Einige glaub- ten es wäre ein Mann, der Herr le Veto hieße, und schlugen ganz ernsthaft vor: diesen bösen Aristokraten an den Laternenpfahl aufzuhängen. Das Palais royal war ganz angefüllt, die Gemüther wurden von einigen, ge- dungenen Werkzeugen der Bosheit erhitzt; Proskrip- tionslisten giengen von Hand zu Hand, auf welchen der Name Mounier oben an stand. Es wurde unter diesem

gährenden Haufen vorgeschlagen und beschlossen, nach Versailles zu ziehen, dort bekannt zu machen, daß man alle Mitglieder der Nationalversammlung, welche für die königliche Genehmigung stimmen würden, für Aristokraten und Verräther des Vaterlandes erklären, und auf die Proskriptionsliste setzen werde, und daß der König, die Königin und der Dauphin, mit bewaffneter Hand von Versailles nach Paris gebracht werden sollten. Also wurde schon am 30 August ein Versuch gemacht den Plan auszuführen, welchen man nachher am 6. Oktober wirklich in Ausführung gebracht hat! Um zehn Uhr des Nachts gieng eine Gesandtschaft aus dem Kaffeehause im Palais royal, worin alle diese Beschlüsse gefaßt worden waren, an die Stellvertreter der französischen Nation nach Versailles ab, und nur durch Gewalt konnte la Fayette, an der Spitze der Pariser Bürgermiliz, diese Gesandtschaft noch zurückhalten. Dieß geschah Sonntags den 30 August. Auffallend ist die Bemerkung, daß, während der ganzen Revolution, alle großen Auftritte am Montage vorfielen, und am Sonntage vorbereitet wurden!

Montags, den 31 August, wurden die Debatten über das **Veto** durch das Vorlesen zweier Briefe unterbrochen, welche der President der Nationalversammlung von Paris erhalten hatte. Der erste kündigte an, daß 15,000 bewaffnete Pariser im Begriffe stünden nach Versailles zu kommen, um den **wiederaufkeimenden Aristokratismus** auszurotten. a) Der zweite Brief war von Hrn. la Fayette, des Morgens um zwei Uhr geschrieben, und kündigte an, daß die Ruhe wiederhergestellt

a) Pour faire justice de l'Aristocratie renaissante.

gestellt sey. Auch Hr. Lally Tolendal hatte von Paris drohende Briefe erhalten, und mit denselben eine Abschrift der sehr langen Proskriptionsliste, auf welcher er auch seinen Namen gefunden hatte. „Dessen ungeachtet, sagte er, werde ich die Nothwendigkeit der königlichen Genehmigung bis an den letzten Hauch meines „Lebens vertheidigen.“ Der **Vicomte von Mirabeau** verlangte, daß die Briefe und die Proskriptionslisten gedruckt werden sollten, aber indem er noch sprach kam ein neuer Brief, von der sogenannten **patriotischen Gesellschaft im Palais royal**, an den Präsidenten. Der Brief wurde vorgelesen. Er enthielt heftige Deklamationen gegen das **unbedingte Veto**, wodurch man einem **einzigen Menschen** die Macht einräumen wolle sich dem Wohl einer **ganzen Nation** zu widersetzen. Ferner wurde gedroht, daß 15,000 Mann und ein Artilleriezug bereit seyen nach Versailles zu kommen, um die aristokratische Koalition auszurotten, worunter man die Geistlichkeit, den größten Theil des Adels, und 120 unwissende oder verrätherische Mitglieder des Bürgerstandes rechne In einem zweiten Briefe, welcher an die Sekretairs der Nationalversammlung gerichtet war, beschuldigte man diese, daß sie bestochen seyen, drohte die **alten Lehren** zu wiederholen, a) die Schlösser zu erleuchten, b) und endigte mit folgenden Worten: entweder ändert euch oder flieht. c)

Während dem Vorlesen dieser Briefe war der größte Theil der Nationalversammlung mit Schrecken und Unwil-

a) De renouveller les *anciennes leçons*.

b) *D'éclairer* les chateaux.

c) Changez, ou sauvez-vous!

willen erfüllt worden. Der Despotismus hatte es nicht gewagt die Freiheit der Stimmen in der Versammlung einzuschränken, aber die neu erworbene sogenannte Freiheit fieng gleich damit an, die Freiheit der Berathschlagungen zu vernichten. Vor den Abgesandten einer verächtlichen Kaffeehausgesellschaft der Hauptstadt, mußten die Stellvertreter einer großen Nation zittern! Durch diese Drohungen erreichten die Demokraten ihren Zweck. Aus Furcht von dem Pöbel ermordet zu werden, stimmten nun die meisten Mitglieder gegen die königliche Genehmigung. Das Resultat der Berathschlagung war nicht die Folge einer kaltblütigen Ueberlegung, sondern die Wirkung des Schreckens und der Furcht, obgleich sehr viele Mitglieder standhaft blieben, und die Drohungen des Pöbels verachteten.

Hr. von Clermont-Tonnerre sagte: „Die uns „von Paris mitgetheilten Nachrichten sind freilich ab„schreckend, aber wir haben uns schon in noch gefährli„chern Lagen befunden. Durch Klugheit und Ueberle„gung fanden wir damals Mittel uns herauszuziehen, „und diese werden wir auch jetzo finden. Entweder wird „es uns gelingen das Gute zu thun; oder wir werden „umkommen, indem wir es thun: ich weiß nicht, wel„ches von beiden ehrenvoller ist.“

„Wir sind, sagte Hr. Dupont, in den allerstür„mischsten Zeiten ganz ruhig geblieben. Wie könnten „uns denn jetzo 15,000 Mann beunruhigen, die von ei„nigen Partheigängern aufgewiegelt werden, welche in „der von ihnen zu stiftenden, neuen Republik, Einfluß „zu haben wünschen. Lassen Sie uns ein ewiges Bei„spiel des Muthes geben, mit welchem man die Freiheit „und das Wohl der Gesellschaft vertheidigen muß.“

Hr. Mou-

Hr. Mounier verlangte, daß man den Schuldigen, wenn sie ihre Mitschuldigen anklagen würden, Vergebung und Gnade, und denjenigen, welche die Urheber oder die Mitglieder der Verschwörung gegen den Staat entdecken würden, eine Belohnung von 500,000 Livres versprechen sollte. Bei diesem Vorschlage entstand in der Versammlung ein großer Lärm, und derselbe wurde, durch Mehrheit der Stimmen, verworfen. Es war einer gewissen Parthei sehr daran gelegen, daß ein solcher Vorschlag nicht angenommen würde; denn sonst wäre das Geheimniß, welches sie so sorgfältig verbargen, bald entdeckt worden. Nachher wurden die Debatten über die königliche Genehmigung fortgesetzt.

Hr. Rabaud de St. Etienne sagte: „Ich kann „unmöglich glauben, daß irgend jemand in dieser Ver„sammlung auf den ungereimten Gedanken fallen könne, „das Reich in eine Republik verwandeln zu wollen. Je„dermann weiß, daß die republikanische Regierungsform „kaum für kleine Staaten taugt, und die Erfahrung „hat gelehrt, daß jede Republik in eine Aristokratie oder „in den Despotismus übergeht. Ausserdem haben die „Frankreicher von jeher die heilige und ehrwürdige, alte „Monarchie geliebt; sie haben das auguste Geblüt ihrer „Könige geliebt, und für dieselben selbst ihr Blut ver„gossen. Sie verehren den wohlthätigen Fürsten, den „sie als Wiederhersteller der französischen Freiheit „ausgerufen haben. Die französische Regierungsform „ist demzufolge monarchisch .... Ich verabscheue „den Despotismus, und schon die bloße Idee des mini„steriellen Despotismus macht mich zittern; aber der „Despotismus der Aristokratie, von welcher Art sie auch

„sey

„sey, und wo sie sich auch befinde, scheint mir der uner„träglichste von allen. Einem Despoten kann man durch „Entfernung entgehen. Man sieht wenigstens die „Hand nicht, welche die Ketten schmiedet, und den er„sten Ring derselben hält: aber der aristokratische Des„potismus drückt an allen Orten und auf alle Menschen „gleich stark, und seine beständige, gehässige Gegenwart „erweckt Bitterkeit und reizt die Rachsucht. Daher „glaube ich, daß wir sogar dem Despotismus der Na„tionalversammlungen zuvorkommen, und die künftigen „Generationen vor einem Uebel verwahren sollten, das „leicht eben so groß werden könnte als dasjenige war, „dessen Schlachtopfer wir geworden sind. Die Freiheit „steht zwischen zweien Abgründen, und hat zur Rechten „und zur Linken den Despotismus. Unsere Pflicht ist „es, beiden auszuweichen."

Nach Hrn. **Rabaud** hielt Hr. **Pethion de Villeneuve** eine lange Rede, die sehr beklatscht ward. Das unbedingte **Veto** hält er für die allergefährlichste politische Erfindung. **Montesquieu**, behauptet er, habe von Politik nichts verstanden. Die engländische Konstitution, mit ihrem Veto, ihrem Oberhause, ihren Parlamentswahlen, sey ein wahres Ungeheuer, und jeder vernünftige **Engländer** führe bittere **Klagen** darüber. „Ueberall in Europa sieht man, fuhr er fort, „daß die ausübende Gewalt sich Alles anmaßet. Ist sie „erblich und bei der Gesetzgebung mitwirkend: so wird sie „zu mächtig. Kann der König das Gesetz aufhalten: so „ist er mächtiger als die Nation, welche ihn geschaffen „hat. Alle Gewalt muß bei dem Volke bleiben, und „dieses wird seine Stellvertreter schon im Zaume zu hal„ten wissen. An das Volk muß der König appelliren,

„wenn

„wenn er mit der gesetzgebenden Gewalt uneinig ist; und „dieses Recht zu appelliren ist das einzige aufschiebende Veto, das man ihm zugestehen darf.“ Die ausübende Gewalt soll an das Volk appelliren! O! der tiefen, tiefen Politik des Hrn. Pethion de Villeneuve!

Der Graf Mirabeau hielt eine schöne Rede zu Gunsten des unbedingten Veto.

Auch der Graf d'Antraigues hielt eine vortreffliche Rede, zu Vertheidigung des unbedingten Veto. Er endigte seine Rede mit folgender Bemerkung: „Keiner von Ihnen, meine Herren, darf vergessen, vermöge welches Rechtes er in dieser augusten Versammlung sitzt. Sie müssen das Beispiel einer vollkommenen Unterwürfigkeit unter den allgemeinen Willen der Nation geben. Sie hat gesprochen. Sie „verlangt die königliche Genehmigung; und Sie dürfen „sich daher nicht bedenken dieselbe anzunehmen. Und „wenn sogar der König, durch ein Uebermaaß der Güte, „von welcher er uns schon so viele Beweise gegeben hat, „dieses Recht, dieses so wesentliche Vorrecht seiner „Würde, aufgeben könnte: so könnte doch das Volk es „nicht verlieren und würde vielleicht in einem solchen „Falle dem Könige mehr Ansehen wieder zurückgeben, „als er eigentlich haben sollte.“

Hr. von Landine sagte dagegen: „Ferne sey von „mir der Gedanke, daß der Wille eines Einzigen den Willen Aller unterdrücken, verhindern, oder auch nur aufhalten könne. Die Könige haben gar nie das Recht „gehabt ihre Einwilligung zu versagen! Glauben Sie „nicht, meine Herren, daß England für das Glück „des Menschen schon Alles gethan habe, und daß uns „weiter nichts übrig bleibe als es nachzuahmen. Wa-

„gen

„gen Wir es, bessere Gesetze zu machen! Haben Wir die
„edle Frechheit, die Bildsäule der Freiheit auf einen noch
„unerschütterlichern Grund zu setzen!“

Hr. Treilhard sagte: „Wollen Sie dem Könige
„die Genehmigung verweigern: so wird das gesetzge-
„bende Korps sich in kurzer Zeit der ausübenden Gewalt
„bemächtigen, und dann haben wir, statt einer Monar-
„chie, eine absolute, aristokratische Regierungsform.
„Oder wollen Sie aus dem Könige etwa einen bloßen
„Presidenten der Nationalversammlung machen? Frei-
„lich bedarf die Konstitution der Genehmigung des Kö-
„nigs nicht. Sie schafft und vertheilt die Gewalt;
„aber eben diese Konstitution muß dem Könige das Recht
„geben die Gesetze zu genehmigen. Und um so viel mehr
„muß er dieses Recht haben, wenn die Gesetzgebung in
„einer einzigen Versammlung ruht, und bei einer Na-
„tion, welche mehr lebhaft als nachdenkend, mehr en-
„thusiastisch als kalt in ihren Berathschlagungen ist.“

Sehr viele und lange Reden wurden noch, von ver-
schiedenen Mitgliedern vorgelesen: da aber diese Ab-
handlungen größtentheils nur Wiederholungen des schon
Gesagten enthalten: so scheint es mir unnöthig, einen
ausführlichern Auszug aus denselben zu geben. Am 3
September standen auf der Liste des Presidenten noch
sechzig Mitglieder, die sich hatten aufschreiben lassen,
um, der Reihe nach, ihre Aufsätze über das Veto der
Nationalversammlung vorzulesen. Hr. Mounier las
einen langen und vortrefflichen Aufsatz vor, den er mit
folgenden Worten endigte: „Wäre es möglich, daß be-
„trogene Menschen ihre Verirrung so weit treiben könn-
„ten, daß sie sogar in die Freiheit unserer Stimmen
„Eingriffe zu thun wagen sollten, und die Nation zu be-
„lei-

„leidigen, indem sie ihre Stellvertreter angriffen: so „müßten wir dennoch, auch dann wenn das Mord„schwerdt über unserm Haupte schweben sollte, um des „Wohls unsers Vaterlandes willen, entscheiden, daß „die königliche Genehmigung schlechterdings noth„wendig sey.“

Am 7 September war die Nationalversammlung abermals im Enthusiasmus. Man hatte nun schon dreizehn Tage lang über die königliche Genehmigung sich gestritten. An diesem Tage aber wollte man, ohne Untersuchung, ohne Berathschlagung, auf einmal, über die drei wichtigsten, konstitutionellen Fragen beschließen.

1) Soll die Nationalversammlung periodisch oder ununterbrochen seyn?

2) Soll in Frankreich künftig das gesezgebende Korps nur einfach seyn: oder soll es aus einem Ober- und einem Unterhause bestehen?

3) Soll die Genehmigung des Königs nothwendig seyn, um die Beschlüsse der Versammlung zu Gesetzen zu erheben, oder nicht?

Die Hauptfrage wurde auf diese Weise zur letzten, zur unbedeutenden Nebenfrage gemacht! Die erste Frage ward, ohne alle Debatten, ohne zu erklären, was man unter dem Worte ununterbrochen verstehe, für die beständige Fortdauer der Versammlung entschieden. Bei der Diskussion über die zweite, so unendlich wichtige Frage, war, am 9 September, der Lärm so groß, und der President, der Bischoff von Langres, welcher die

Ruhe

Ruhe herzustellen suchte, wurde auf eine so grobe Weise beleidigt, daß er mitten in der Sitzung seine Stelle niederzulegen sich genöthigt sahe. „Er ließ sogleich eine „Versammlung sich selbst über, welche sich solcher Auf„tritte, in Gegenwart der Zuhörer, nicht schämte, der „Ehre ihrer eigenen Mitglieder nicht schonte, ihren Cha„rakter, als Stellvertreter der ganzen Nation, nicht zu „behaupten, und das Oberhaupt, das sie sich selbst ge„geben hatte, nicht zu vertheidigen verstand."

Am folgenden Tage beschloß die Nationalversammlung, unter einem eben so großen Lärm, und zwischen den Drohungen der Versailler Bürgermiliz, daß nur Ein Parlamentshaus, und zwar mit dem Namen Nationalversammlung, künftig in Frankreich existiren sollte. Endlich wurde, am 11 September, beschlossen: daß der König eine aufschiebende Genehmigung haben sollte: so daß er die Ausübung eines Gesetzes, welches er nicht für gut halte, zwar nicht auf immer, aber doch auf eine bestimmte Zeit, solle verhindern können. Der König erhielt also, in dieser merkwürdigen Sitzung, die Erlaubniß seine Genehmigung aufzuschieben; aber zugleich den Befehl dieselbe nicht ganz zu versagen. Auf solche Grundlagen ist die neue französische Staatsverfassung gebaut!

Am 12 September wurde beschlossen: daß jede Nationalversammlung zwei Jahre dauern sollte.

Am 14 September wurde die Frage aufgeworfen: wie lange der König das Recht haben solle seine Genehmigung zu versagen? Diese Frage hätte nun gleich entschieden werden müssen, aber Barnave schlug vor, dieselbe noch nicht zu entscheiden, sondern erst abzuwarten, wie der König die Beschlüsse des vierten August aufnehmen würde, und, zufolge dieser Aufnahme, die Zeit des

Auf-

Aufschubes zu verlängern, oder zu verkürzen. Mirabeau stimmte ihm bei. „Ich weiß nicht, sagt der vor„treffliche Lally Tolendal, ob es ein Beispiel eines un„politischern, und mehr gegen alle Grundsätze streitenden „Vorschlages geben kann, als diesen. Unpolitisch war „er, indem man dadurch ankündigte, daß die Genehmi„gung des Königs über die Beschlüsse des vierten August „nicht frei seyn würde. Gegen alle Grundsätze war „er; denn die Dauer des Rechtes aufzuschieben sollte „nun für alle künftigen Könige, und für alle künftigen „Zeiten, bestimmt werden: und doch wollte man diese „Dauer von einer augenblicklichen, individuellen Hand„lung des gegenwärtigen Königs abhängig machen. „Eines von den möglichen Resultaten dieses Vorschla„ges war, daß der König sowohl als die Stellvertreter „der Nation, nunmehr gegenseitig das Interesse des „Volkes aufopfern würden: jener indem er schädliche „Gesetze genehmigte; diese, indem sie eine nothwen„dige Einschränkung von sich entfernten."

Am 15 September beschloß die Versammlung: daß die Person des Königs unverletzlich, der Thron unzertheilbar, und die Krone, in der herrschenden Familie, „aber nur auf dem männlichen Stamme, erblich seyn sollte.

Um diese Zeit fieng in Paris abermals eine unbegreifliche, künstliche Hungersnoth an. Man schlug sich bei den Beckern um das Brodt, und die Theurung nahm, in den folgenden Tagen, immer mehr und mehr zu.

Am 15, 16 und 17 September waren, in der Versammlung, lange und lärmende Debatten, über das Recht, welches Spanien zu der französischen Thronfolge habe, im Falle die herrschende Familie in Frankreich aussterben sollte. Aber, warum, wird man fragen,

beschäftigte sich die Nationalversammlung, die so viele dringendere und wichtigere Geschäffte hatte, mit einer so unnützen, und in einem kritischen Zeitpunkte so unpolitischen Frage, zu einer Zeit, wo noch außer dem Könige, drei männliche Thronerben vorhanden sind, und wo also der Fall einer bestrittenen Thronfolge gar nicht wahrscheinlich eintreffen kann? Darum, muß man auf diese Frage antworten, darum beschäftigte sich die Versammlung damit, weil die Verschwornen die Absicht hatten, die Rechte des Herzogs von Orleans auf die Thronfolge zu bestimmen, und zu erklären, daß Sein Recht dem Rechte der spanischen Linie vorgehe: obgleich diese der ältere Zweig ist. Man bereitete die Auftritte des 5 und 6 Oktobers vor, wo die noch übrigen, männlilichen Thronerben aus dem Wege geschafft, und *alles*, was die Thronbesteigung des Herzogs von Orleans verhinderte, entfernt werden sollte! Aus eben dieser Ursache endigt sich auch der, am 17 September, über die Thronfolge gefaßte Beschluß der Nationalversammlung mit folgenden, merkwürdigen Worten: „wobei die Nationalversammlung sich vorbehält, über die Wirkungen des „Verzichtthuns auf die Krone in der Folge zu „urtheilen.“ a)

Die Diskussion dieses Gegenstandes war ein Versuch des Herzogs von Orleans, um zu erfahren, wie stark seine Parthei in der Nationalversammlung sey. Er fand, zu seinem großen Mißvergnügen, daß diese Parthei lange nicht so stark war, als er erwartet hatte.

Am 18 September gab der König dem größten Theile der Beschlüsse des 4 August seine Genehmigung, machte aber, gegen einige derselben, sehr gegründete Vor-

a) Sans entendre rien préjuger sur l'effet des rénonciations.

Vorstellungen und Bemerkungen, ohne denselben jedoch seine Genehmigung zu versagen, falls die Nationalversammlung, seiner Vorstellungen ungeachtet, darauf bestehen sollte. „Wir wollen gegenseitig, sagte er, un„sere Ideen erläutern, und dann ist es unmöglich, daß „wir uns nicht vereinigen sollten. Ich will gerne, fuhr „er fort, meine Meinung aufgeben, wenn die Antwort „der Nationalversammlung auf meine Vorstellungen be„friedigend seyn wird.“ So weise, so gerechte, so gütige Vorstellungen, von dem Könige in einem solchen Tone vorgetragen, wurden von den Demokraten als eine Handlung, welche den höchsten Grad des Despotismus anzeigte, ausgeschrieen, und die Nationalversammlung beschloß: daß der König ihre Beschlüsse sogleich, noch ehe die Sitzung geendigt sey, genehmigen müsse, und daß man über seine Bemerkungen nachher sich berathschlagen wolle. Der König nahm nun, gezwungen, die Beschlüsse an, und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß, statt des ihm zugestandenen Rechtes seine Genehmigung aufzuschieben, man ihm nicht einmal das Recht lassen wolle, Vorstellungen zu machen.

Am 21 September wurde beschlossen, daß das aufschiebende Veto des Königs während zwei Gesetzgebungen (législatures) das heißt, während zwei Sitzungen der Nationalversammlung, folglich vier Jahre solle dauern können.

Ludwig der XIV. und Ludwig der XV. hatten sich genöthigt gesehen, in bedrängten Zeiten, zum Besten des Staates ihr Silbergeschirr in die Münze zu schicken, um es in Thaler zu verwandeln. Am 22 September traf dieses Loos auch Ludwig den Sechszehnten. Das Silbergeschirr des Königs, der Königin, und der Minister wurde

nach

nach der Münze gebracht. Diese freiwillige Aufopferung ist ein Zug, der dem Könige Ehre macht, aber dem Staat war dadurch wenig geholfen. Das Silbergeschirr des Königs und der Königin betrug an Werth ohngefähr 1,200,000 Livres.

Am 24 September erschien Necker in der Versammlung, und stellte mit Wärme und Beredsamkeit den traurigen Zustand der Finanzen vor. Er verlangte, daß jeder Bürger des Staats den vierten Theil seiner Einkünfte zu Tilgung der Staatsschulden abgeben sollte; und er selbst fieng damit an dem Staate 100,000 Livres, als den vierten Theil seiner jährlichen Einkünfte, zu schenken. Neckers Rede war, wie gewöhnlich, sehr lang, sie enthielt viele lange und zum Theil auch langweilige Tiraden, und, mehr oder weniger versteckte, Lobsprüche auf sich selbst. Er, der an der Zusammenberufung der Reichsstände Schuld war; er, der die doppelte Stellvertretung des Bürgerstandes mit so vielem Eifer betrieben, und gegen so viele und so gegründete Einwendungen dennoch durchgesetzt hatte; er stellte sich jetzo, oder vielmehr er glaubte wirklich, daß er an der Umwerfung des Staates gar keine Schuld habe. Wäre er ein erfahrner Staatsmann: so hätte er das, was geschehen ist, wenigstens zum Theil, voraussehen müssen. Hundert andere haben es vorausgesehen und vorausgesagt: aber Necker sah nichts, als die Neuheit des Schauspiels; hörte nichts, als das Beifallklatschen des freiheittrunkenen Volkes, welches er, durch schöne Versprechungen (von denen er im voraus wußte, daß er sie nicht würde in Erfüllung bringen können) noch eine Zeit lang hinzuhalten, und dann Abschied zu nehmen, und Alles seinem Nachfolger zur Last zu legen gedachte. Nun aber ist er

aus

aus dem süßen Traume erwacht, nun kommt er vor die Nationalversammlung, und klagt, und jammert über alles was geschehen ist, und was noch geschehen wird. „Die Zeit, sagte er, wo mitten in einem geldfressenden „Kriege ich, ohne große Sorgen, 150 Millionen ausser„ordentlicher Ausgaben anschaffte; die Zeit, wo ich, bei „Annäherung der Vereinigung der Stellvertreter der Na„tion, mir schon ein Vorbild des Wohlstandes des „Reichs, und der Wiederherstellung aller seiner Kräfte „machte; diese Zeiten sind noch zu frisch in meinem Ge„dächtnisse, um nicht, mit den gegenwärtigen Zeitum„ständen, in meinen Gedanken, den traurigsten Kon„trast zu bilden. Ach! was ist die menschliche Klugheit „für ein schwacher Schild! wie täuschend ist menschliche „Vorsicht! Der Lauf der Begebenheiten reißt sie mit sich „fort, und vergebens erinnert sich der ans Ufer gewor„fene Schiffer, mit Betrübniß, an das Schiff, das ihn, „lange und sicher, mitten durch stürmische Meere ge„führt hat, und von welchem er jetzo nur noch unglück„liche, von Wind und Wellen hin und her geworfene „Trümmer erblickt."

Hr. Dupont glaubte, der Vorschlag des Ministers werde nicht hinreichend seyn. „Wie sollte, sagte er, „das Volk, das die gewöhnlichen Auflagen jetzt nur „schwer oder gar nicht bezahlt, eine so beträchtliche, auſ„serordentliche Auflage bezahlen können oder wollen? „Nur die Reichen werden sich diese Aufopferung gefal„len lassen. Nun betragen aber die jährlichen Einkünfte „überhaupt zwölf bis funfzehnhundert Millionen Livres. „Der öffentliche Schatz erhält davon 500 Millionen, und „von den überbleibenden 900 Millionen besitzen die Rei„chen ohngefähr den dritten Theil, oder 300 Millionen;

„nun macht aber der vierte Theil dieser Summe bei wei-
„tem nicht so viel aus als nöthig ist, um dem Staate
„aufzuhelfen. Außerdem sind in dem gegenwärtigen Zeit-
„punkte alle Reiche arm; keiner zieht seine Einkünfte:
„Niemand wird also bezahlen."

Hr. Bureau de Puzy hielt eine vortreffliche Rede, worin er der Nationalversammlung sehr viele, treffende Wahrheiten sagte: „Uebereinstimmung in Meinungen,
„Eintracht, Harmonie, erfordert Ruhe, erfordert von
„allen, welche dazu beitragen sollen, tiefes und stilles
„Nachdenken. Ach! meine Herren, haben wir wohl Ur-
„sache in der gegenwärtigen Versammlung dieses zu er-
„warten? Sehen wir nicht täglich, daß die kleinen Lei-
„denschaften, denen gemeine Menschen unterworfen sind,
„mitten unter uns, auf den Bänken der Nationalver-
„sammlung sitzen, und Frankreichs Gesetzgeber beherr-
„schen? Sehen wir nicht täglich, daß Privatinteresse
„zwischen schätzenswürdigen Männern, die sich lie-
„ben sollten, Feindschaft und Zwietracht erweckt?
„Gleicht nicht die Nationalversammlung beinahe täglich
„einem weitläuftigen Circus, wo man nicht großmü-
„thige Nacheiferer, die ihre Talente und ihre Kräfte
„prüfen, sondern hartnäckige Fechter erblickt, welche
„sich unter einander aufzureiben suchen? Streut nicht
„die Verläumdung ihren Gift aus? vermehrt sie nicht
„die Erbitterung beider Partheien? verewigt sie nicht
„das Mißtrauen? vergiftet sie nicht den Haß? Und ha-
„ben wir nicht, mitten in der Gährung der Köpfe, im
„Tumulte der Debatten, mehr als einmal die Majestät
„des Nationalsenats durch Skandal oder Lächerlichkeiten
„beleidigt gesehen?"

Um diese Zeit war der Geldmangel in ganz Frank-
reich,

reich, vorzüglich aber in Paris, außerordentlich groß. Die Diskontokasse bezahlte täglich 300 Billette, zu 1000 Livres jedes, und um diese, für die Cirkulation einer so großen Stadt wie Paris so geringe Summe, von 300,000 Livres, drängte und schlug man sich bei den Komptoirs der Kasse. Die Straße Vivienne wurde täglich belagert. Vor Aufgang der Sonne standen schon fünf bis sechshundert Gläubiger vor den Thoren des Hotels der Diskontokasse. Man gab ihnen kein Geld, sondern erst jedem eine Nummer, und nach diesen Nummern wurden dann ihre Billette in Geld umgewechselt. Gemeiniglich mußten einige bis den andern Tag warten. Die Direktoren der Kasse schickten ihre Leute mit Bankzetteln selbst hin, und so kam das, was des Morgens ausbezahlt wurde, des Abends wiederum in die Kasse zurück. Wie stark die Ausfuhr des französischen Geldes, vorzüglich nach England damals war, beweist der hohe Stand der engländischen Fonds. Die drei per cent consol standen auf 80½, und so hoch waren sie sogar vor dem letzten Kriege nicht gewesen.

Während dieser Geldtheurung geschahen sehr viele Vorschläge, um dem dringenden Mangel abzuhelfen. Einer bat alle Frankreicher, dem Staate ihre silbernen Schnallen zu schenken, und berechnete, daß, wenn man in Frankreich auch nur zwei Millionen Paare silberner Schnallen, zu zwanzig Livres das Paar, annehme: dieses eine Hülfe von 40 Millionen für den Staat seyn werde. Ein anderer verlangte Ringe, Ohrgehänge, Diamanten, Juwelen. Die Baronesse de Messcy, eine gute, einfältige, patriotische Dame, verlangte in vollem Ernste, zehn Millionen Menschen sollten, jeder ein freiwilliges Geschenk von 860 Livres an den Staat machen,

 da-

dadurch würde dieser ein Geschenk von 8,600 Millionen erhalten, welche zu Bezahlung der Nationalschuld angewendet werden könnten. Die gute Dame bedachte nicht, daß dieser freiwillige Tribut ohngefähr den dritten Theil des Werths des ganzen Königreichs betragen haben würde! Ein anderer Projektmacher verlangte, man solle, während eines ganzen Jahres, in jeder Woche einen allgemeinen Fasttag ausschreiben, und jeder sollte das Geld, was er, wenn er nicht gefastet hätte, verzehrt haben würde, dem Staate schenken. So ohngefähr wie jener Geizhals, der, um seine Pferde wohlfeil zu unterhalten, denselben das Fasten angewöhnen wollte! Wer erkennt nicht in allen diesen Zügen immer wieder die Pariser!

Am 28 September wurde Mounier zum Presidenten der Nationalversammlung gewählt. Ueber diese Wahl waren die Verschwornen so erbittert, daß sie abermals Aufruhr in Paris zu erwecken suchten. Dieser vortreffliche Mann war den Verschwornen verhaßt, weil er vorgeschlagen hatte, daß man eine Belohnung von 500,000 Livres demjenigen versprechen sollte, der die Personen, welche das Volk aufwiegelten und zu Gewaltthätigkeiten verleiteten, entdecken würde. Diesen Vorschlag hatten sie verworfen, weil sie selbst diejenigen waren, auf deren Entdeckung Hr. Mounier den Preis setzen wollte. Seit dieser Zeit schworen sie ihm unversöhnliche Rache, und in den Proskriptionslisten, welche in Paris herumgegeben wurden, stand, von diesem Tage an, Mouniers Name oben an. Nur ein recht auffallender Schutz der Vorsehung rettete ihn von dem ihm bestimmten Tode, und entriß ihn den Händen der Meuchelmörder, denen er, mehr als einmal, kaum noch mit genauer

Noth

Noth entgieng. Sobald seine Presidentschaft anfieng, nahm in Paris alles wieder den traurigen, fürchterlichen Anstrich, den es nun, seit dem 14 Julius, so oft gehabt hatte. Die Hungersnoth (welche allemal zu gehöriger Zeit da war, und zu gehöriger Zeit wieder aufhörte) nahm zu, obgleich die Erndte nun eingesammlet war. Schon am ersten Oktober schrieb ein berühmter, patriotischer Schriftsteller, nachdem er sich erst über Hrn. Mounier lustig gemacht hatte, folgende merkwürdige Worte: „**Wir brauchen einen neuen Revolutions**„**paroxismus, und alle Anstalten sind dazu bereits**„**getroffen.**" a) Am Ende des Septembers wurden an den Thoren von Paris zwei große Kasten mit Dolchen konfiscirt, welche von Marseille kamen, und an einen vertrauten Freund des Hrn. von Mirabeau addressirt waren. Um eben diese Zeit wurde auch ein Gedicht gegen die Königin (Ode à la Reine) ausgestreut, das viel Aufsehen machte, die Gemüther sehr erhitzte, und sich mit folgender Strophe endigte:

Puisse une bienfaisante épée
Nous venger des crimes si grands,
Et de ton sang encore trempée
Exterminer tes partisans!
C'est le voeu qu'un François doit faire,
Et si pour ce coup nécessaire
Il n'en est pas d'assez hardi,
J'irai bientôt, nouveau Scévole,
De ce monstre, qui nous désole,
Délivrer enfin mon pays!

So

a) Il faut un second accés de révolution; tout s'y prépare. *Revol. de Paris.* N. 12. p. 31.

So bereiteten sich die Auftritte vor, welche ich jetzo, ohne alle Uebertreibung, aber ganz der Wahrheit gemäß, beschreiben werde. Uebertreibung ist hier unmöglich. Augenzeugen, von welcher Parthei sie auch seyn mögen, gestehen einstimmig, daß auch die feurigste Einbildungskraft ein so schreckliches Schauspiel sich nicht vorstellen kann, als die folgenden Tage in der That darboten. Die Nachrichten, welche ich darüber eingezogen, und mit vieler Mühe gesammelt habe, und welche ich hier zusammenstelle, machen ein Gemählde aus, das jeden Menschenfreund mit Schaudern und Entsetzen erfüllt. Mehr als einmal fiel mir, während der Erzählung, die Feder aus der Hand. Mehr als einmal fühlte ich die Versuchung, um der Ehre der Menschheit willen, gewisse, greuliche Geheimnisse, mit dem Schleier, der sie jetzo noch verhüllt, bedeckt zu lassen: dann aber erinnerte ich mich, daß, da ich es nun einmal unternommen habe, die Geschichte der französischen Staatsumwerfung zu beschreiben, es mir obliege, um der Wahrheit willen, Alles zu sagen. Den Geschichtschreiber bindet die heilige Pflicht: nichts Unwahres zu sagen; aber auch nichts Wahres zu verschweigen. Ne quid falsi dicere audeat; ne quid veri non audeat. Künftige Jahrhunderte werden, wenn sie die Greuel erfahren, welche am 5 und 6 Oktober vorgiengen, die unglaubliche Verdorbenheit unsers Zeitalters verabscheuen. Sie werden behaupten, daß der größte Schriftsteller dieses Jahrhunderts folgende Stelle im prophetischen Geiste geschrieben habe: „Ich „spotte über die gesunkenen Völker, welche sich durch „Verschworne aufwiegeln lassen, und es wagen von „Freiheit zu sprechen, ohne auch nur einen Begriff von „ihr zu haben; welche, das Herz voll von allen Dien-

„sten

„sten der Sklaven, sich einbilden, daß, um frei zu seyn,
„man nur aufrührisch zu seyn brauche. Stolze und hei-
„lige Freiheit! könnten diese armseligen Leute dich ken-
„nen; wüßten sie, was es kostet dich zu erlangen und
„dich zu erhalten; wären sie im Stande zu fühlen, um
„wieviel deine Gesetze strenger sind als das Joch der Ty-
„rannen drückend ist; so würden ihre schwachen Seelen,
„Sklavinnen aller der Leidenschaften, welche ausgerot-
„tet werden müßten, dich hundertmal mehr fürchten,
„als selbst die Knechtschaft; und mit Schrecken würden
„sie dich fliehen, wie eine Last die bereit liegt sie zu zer-
„malmen.“ a)

Außer den in Frankreich erhaltenen, mündlichen und schriftlichen Nachrichten, habe ich, über die Geschichte dieser greulichen Tage, von gedruckten Schriften benutzt:

Prudhomme révolutions de Paris.
Mallet du Pan Mercure de France; partie politique.
Procès verbal de l'Assemblee nationale.
Le forfaits du 6 Octobre. 2 voll. 1790.
Mounier exposé de sa conduite.

Lally

a) Je ris de ces peuples avilis, qui, se laissant ameuter par des ligueurs, osent parler de liberté, sans même en avoir l'idée, &, le coeur plein de tous les services des esclaves, s'imaginent que pour être libres il suffit d'être des mutins. Fiere & sainte liberté! si ces pauvres gens pouvoient te connoître, s'ils savoient à quel prix on t'acquiert & te conserve, s'ils sentoient combien tes loix sont plus austères que n'est dur le joug des tyrans, leurs foibles ames, esclaves des passions qu'il faudroit etouffer, te craindroient plus cent fois que la servitude. Ils te fuiroient avec effroi, comme un fardeau prêt à les écraser.

J. J. ROUSSEAU.

Lally Tolendal mémoires.

Desmoulins révolutions de France & de Brabant.

Journal politique national.

Türkheim Bericht an die Gemeine zu Strasburg.

Révolutions de Verſailles. N. 1. 2. 3.

Expoſé de la conduite du *Duc d'Orleans*, écrit par lui-même.

Hiſtoire de la révolution de 1789. T. 3.

Mercier annales patriotiques.

Mirabeau Courier de Provence.

Procédure criminelle du Chatelet de Paris. Edition de Lauſanne.

Expoſé des travaux de l'aſſemblée générale des Répréſantans de la Commune de Paris.

Rapport de M. *Chabroud*.

Plaidoyer du Comte *de Mirabeau*.

Conſultation pour M. *le Duc d'Orleans*.

Mounier appel au tribunal de l'opinion publique. 1791.

und, außer dieſen, noch viele andere, weniger wichtige Schriften. Da, bei der Erzählung ſo wichtiger Auftritte, der Leſer, von dem Geſchichtſchreiber Genauigkeit, Unpartheilichkeit, und ſtrenge Wahrheit zu fordern berechtigt iſt: ſo will ich bei jedem wichtigen Umſtande meine Quelle anführen. Die vor dem Kriminalgerichte zu Paris eidlich verhörten dreihundert und drei und neunzig Augenzeugen, zitire ich, um der Kürze willen, auf folgende Weiſe: temoin 1. 2. 3. u. ſ. w.

Folgende Stelle aus der neueſten Schrift des Preſidenten Mounier, kann als Einleitung zu meiner Erzählung dienen. a)

„Seit-

a) *Mounier* appel au tribunal de l'opinion publique. p. 274.

„Seitdem die falschen Maaßregeln, welche der Hof
„im Monat Julius 1789 nahm, die Plane der Feinde
„des Throns begünstigt, und dem Ausreißen der Trup-
„pen zum Vorwande gedient hatten: waren die Ver-
„schwornen, vereinigt mit dem Pöbel, dahin gelangt,
„daß sie die Versammlung beherrschten. Der größte
„Theil der Mitglieder war immer gerecht und gemäßigt,
„aber so oft die sogenannte **Volksparthei** einen Beschluß
„erhalten wollte, so oft warf sie alles über den Haufen
„was ihr im Wege stand. Sie ließ dem größern Theile
„nur dann die Oberhand, wenn sie glaubte, der Gegen-
„stand sey nicht wichtig genug, um schon im voraus ei-
„nen Entschluß zu fassen, oder wenn die Anführer unter
„sich selbst uneinig waren. Lärm, Geschrei, Auszischen,
„Beifallklatschen der Gallerien, Proskriptionslisten,
„Drohungen, Verläumdungen, Pasquille, Mißhand-
„lungen von dem Pöbel; alle diese Waffen, deren man
„sich seither zu Paris so oft bedient hat, waren auch
„schon zu Versailles gebraucht worden. Der **Jakobi-
„nerklub** existirte schon, nur war seine Existenz noch
„nicht öffentlich bekannt. Die Anführer der herrschen-
„den Parthei bereiteten in ihren Versammlungen alle
„Mittel vor, um ihre Zwecke zu erreichen, und nahmen
„damals schon, so wie sie noch jetzo thun, die Maaß-
„regeln, welche sie die **Taktik der Versammlung**
„nennen."

„Ich selbst sah mich, mehr als einmal, genöthigt,
„und sah auch andere genöthigt, Certifikate für unglück-
„liche Mitglieder der Versammlung zu unterschreiben,
„welche es gewagt hatten, zu bedenklich zu seyn, und
„welche nachher, als sie erfuhren, daß man sie da-
„für, durch Verwüstung ihres Eigenthums, bestrafen

„wolle,

„wolle, dringend baten, daß man von ihrem Patri„otismus Zeugniß geben möchte.“

„Unstreitig hätten sich diejenigen Abgesandten, „welche dem Throne treu geblieben waren, untereinan„der verbinden sollen, um so schändlichen Kabalen ent„gegen zu arbeiten; aber diejenigen, welche sich verbun„den hatten, machten die traurige Erfahrung, daß we„nige Menschen eben so thätig sind Gutes zu thun, als „die Bösen es sind, um Uebels zu thun. Wie oft habe „ich nicht, nachdem ich den Angriffen eines, von den „Verschwornen abhängenden Pöbels, den Pasquillen, „den anonymen Briefen, und dem Auszischen eines „Theils der Versammlung Troz geboten hatte, (denn „ich darf wohl sagen, daß ich einer von denjenigen war, „welchen man vorzüglich diese auszeichnende Ehre bewies) „wie oft habe ich nicht gesehen, daß dieselben Personen, „welche zu der Zeit wenn ich vom Rednerstuhle herab„stieg, mich ihres Beifalls und ihrer Theilnahme ver„sicherten, einen Augenblick nachher, gegen die Grund„sätze votirten, welche ich vertheidigt, und welche sie „angenommen hatten. Hr. Thouret, welcher in den „fünf ersten Monaten eine ganz andere Lehre verthei„digte, als diejenige ist, die er seither vertheidigt hat, „wurde zum Presidenten gewählt, und da sah ich einen „Theil der Parthei, welche nunmehr die Oberhand hat, „sich die schrecklichsten Drohungen gegen ihn und gegen „seine Anhänger erlauben; ihn zwingen die Presidenten„stelle auszuschlagen; und ich sah einen andern Theil dieser „Parthei die Versammlung zwingen, entweder Herrn „Chapelier oder Hrn. Sieyes zu wählen. Wie oft sah „ich nicht diese Parthei, wenn sie, nach der gewöhnli„chen Form der Berathschlagungen, überwunden war,

„mit

„mit großem Geschrei verlangen, daß jeder über=
„laut seine Stimme geben solle, und dann ihren Zweck
„erreichen, weil sich viele Mitglieder der Versammlung
„fürchteten, ihren Namen auf der Todesliste zu erbli=
„cken. Ich sah, wie man die Geistlichen mißhandelte,
„damit sie sich nicht ferner dem Aufheben der Zehenten
„widersetzen möchten; ich hörte die Drohungen des Pa=
„lais royal, und bemerkte die schändlichen Intriguen,
„welche man anwandte, um die Minister und die Ver=
„sammlung in Schrecken zu setzen, als von dem Veto
„des Königs, und von seinem negativen Rechte der Ge=
„setzgebung die Rede war. Man hatte über die Einrich=
„tung der gesetzgebenden Versammlung keine Diskussion
„zugeben wollen. Man hatte nur Ein Parlamentshaus
„zugegeben; man hatte sich aller Theile der Regierung
„bemächtigt. Die Grundsätze des größten Theils der
„Versammlung waren monarchisch; die der herrschenden
„Parthei republikanisch, und Hr. Bergasse, Lally
„Tolendal und ich, die wir auf keine republikanischen
„Grundsätze unsere Arbeiten bauen wollten, wir sahen
„uns genöthigt den Konstitutionsausschuß der Versamm=
„lung zu verlassen."

Fünf=

Fünfte Abtheilung.

Geschichte der Gefangennehmung des Königs und der königlichen Familie.

Verschwörung um den Herzog von Orleans auf den Thron zu setzen. Mirabeaus unvorsichtige Reden und seine Schwatzhaftigkeit. Hr. Coroller entdeckt das Komplott dem Hrn. Malouet. Man will den Herzog von Orleans zu einem Generallieutenant von Frankreich ernennen. Was ein Generallieutenant von Frankreich sey? Geheimer Plan der Verschwörung, und Anstalten zur Ausführung desselben. Ein gedungener Königsmörder wird entdeckt. Die französischen Gardisten werden aufrührisch gegen la Fayette. Ankunft des Regiments Flandern zu Versailles. Verführung der Soldaten. Gastmahl der Gardes du Korps. Künstliche Hungersnoth zu Paris. Geld wird ausgetheilt. Unruhen zu Paris am vierten Oktober. Die fünf Partheien der Nationalversammlung. Bekanntmachung der Rechte des Menschen und des Bürgers. Antwort des Königs. Die Weiber stürmen das Rathhaus zu Paris. Sie ziehen nach Versailles. Ankunft zu Versailles. Maillard, der Anführer der Weiber, in der Nationalversammlung. Hr. Mounier mit den Weibern beim Könige. Schändliches Betragen der Bürgermiliz von Versailles. Destaing. Weiber in der Nationalversammlung. Einrichtung der Pariser Bürgermiliz. Baillys geheimer Plan. Hundert und Achtziger, Dreihunderter. Zug der Pariser Miliz nach Versailles. Greuelthaten am Morgen des sechsten Oktobers. Gefangennehmung des Königs und der königlichen Familie. Zug nach Paris.

But since the condition of the greatest men upon earth is subject tho such fatal catastrophes, as that was, which this day brings to mind,' I cannot but lament the unhappy fate of those Princes, who are born in purple, and bred in luxury, incompassed with flatterers, and so intoxicated with the gaudy ornaments of power, as tho forget the end for which they were elevated, and made gods upon earth.

STEPHENS'S Sermon before the Commons, Jan. 30. 1699.

Die Begebenheiten, welche an den traurigen Tagen vorfielen, deren Geschichte ich nunmehr beschreiben werde,

werde, waren nicht, wie einige Schriftsteller behauptet haben, das Werk des Augenblicks oder der Ausbruch einer plötzlichen Wuth des Volkes: sie waren vielmehr schon seit langer Zeit vorbereitet; es war der, seit langer Zeit, durch Kabalen, Intriguen, Bestechungen und demagogische Künste, vorbereitete Ausbruch eines Komplotts, einer Verschwörung. Und wahrlich! es gehörte unglaubliche Mühe und lange Zeit dazu, ein Volk, dessen Anhänglichkeit an seine Monarchen, dessen Liebe, Treue und Ergebenheit zu denselben, Nationalkarakter war, dahin zu bringen dieselben ermorden zu wollen. Es gehörte viel dazu, eine Rotte von Mördern, den Abschaum der Nation, zu bewaffnen; gegen den Thron zu bewaffnen; gegen einen guten, gerechten, liebenswürdigen Fürsten, gegen seine Gemahlinn, gegen seine Kinder, und gegen seinen Bruder zu bewaffnen: und nur Menschen wie **Mirabeau** und **Orleans**, waren fähig eine so unerhörte Greuelthat zu unternehmen. Aber das allsehende Auge der Vorsehung wachte, und der Streich mißlang.

Schon seit langer Zeit hatte der Herzog von Orleans den sträflichen Plan, sich des Throns mit Gewalt zu bemächtigen. Mirabeau war sein Werkzeug, und seine Mitverschwornen, welche, mehr oder weniger, um seine Absichten wußten, waren: der Herzog von Biron; der Vicomte de **Noailles**; der Herzog von **Liancourt**, welcher den Grafen von Artois in Schrecken gesetzt, und ihn gezwungen hatte, Frankreich zu verlassen; Hr. de **la Clos**, der Verfasser des berüchtigten Romans: les liaisons dangereuses; Hr. de **la Touche**, der Kanzler des Herzogs von Orleans; der **Marquis de Sillery** und seine, als Schriftstellerin bekannte Gemahlin,

lin, die **Gräfin von Genlis**, welche die Kinder des Herzogs erzieht: zwei verbannte Genfer, vertraute Freunde Mirabeaus, welche die Reden aufsetzen, die dieser, von Zeit zu Zeit, in der Nationalversammlung abliest, und welche auch das Journal: le Courier de Provence in seinem Namen schreiben: sie heißen **Claviere** und **du Roveray**, und sind beide unversöhnliche Feinde Neckers; **Hr. Duport**; **Hr. Barnave**; die beiden Grafen **Lameth**; der **Herzog von Aiguillon**, und noch einige andere. Diese Männer waren die heimlichen Werkzeuge der Greuelthaten, welche ich jetzo beschreiben werde.

Die Verschwörung blieb nicht lange ein Geheimniß: durch Mirabeaus unglaubliche Schwatzhaftigkeit, und durch Orleans Furchtsamkeit und Feigheit, wurde dieselbe sehr bald verrathen. Ich habe schon in dem ersten Bande die Geschichte der vielen Westen erzählt, welche der Herzog im Junius trug, und welche die Furcht verriethen, die er an jenem Tage hatte, a) wodurch sein geheimer Plan verrathen wurde. Was hiebei noch dunkel und verborgen blieb, das schwatzte Mirabeau aus; Mirabeau der kein Geheimniß verbergen kann.

Zu Anfange des Julius 1789, noch vor der Revolution, befand sich Mirabeau zu Versailles, in Gesellschaft der Herren **du Roveray**, **Duport** **Mounier** und **Bergasse**. Er wollte Mounier und Bergasse, zwei vortreffliche Männer, für seine Parthei gewinnen, oder sie wenigstens ausforschen. Er sagte daher: „Meine Her„ren! gestern traf ich den Herzog von Orleans an, und „da

a) Man sehe was Mounier hierüber sagt: Appel au tribunal de l'opinion publique, p. 263.

„da sagte ich zu ihm: Monseigneur, Sie können nicht leug„nen, daß es möglich ist, daß wir bald Ludwig den „Siebzehnten statt Ludwig den Sechszehnten haben wer„den, oder, wenn auch dieses nicht geschehen sollte: so „würden Sie doch wenigstens Generallieutenant des Kö„nigreichs werden. Der Herzog von Orleans, meine „Herren, hat mir hierauf recht artige Dinge geantwor„tet." a) Mounier und Bergasse antworteten auf diese Rede nicht, aber als, einige Zeit nachher, die Antwort des Königs, auf die heftige Addresse, in welcher die Versammlung den König um Entfernung der Truppen gebeten, und welche Mirabeau aufgesetzt hatte, in der Versammlung abgelesen wurde, suchte Mirabeau die Mitglieder gegen den König aufzuhetzen: Mounier hingegen, jener schrecklichen Worte eingedenk, wandte alles an um die Gemüther zu besänftigen. Mounier gieng aus der Versammlung heraus, Mirabeau folgte ihm nach, und suchte ihn zu bewegen auf seine Seite zu treten. Mounier blieb fest, und stellte die Gefahr vor, welche dem Staate drohe, da ein ehrgeiziger Prinz vom Geblüte Pasquille und Geld unter die Soldaten austheilen lasse, um die Truppen zum Abfall zu bewegen, und er vielleicht die Absicht habe, sich an die Spitze der Armee zu stellen und den Thron zu usurpiren. Mirabeau antwortete: „Wie können Sie doch so einfältig seyn! ich habe

a) Messieurs, j'ai rencontré hier M. le Duc d'Orleans, à qui j'ai dit: Monseigneur, vous ne pouvez pas nier que nous ne puissions avoir bientôt Louis XVII, au lieu de Louis XVI; & si cela n'étoit pas ainsi, vous seriez au moins Lieutenant Général du Royaume. Le Duc d'Orleans m'a repondu, Messieurs, de choses fort aimables.

Mounier appel p. 12. Témoin 4.

„habe eben soviel Anhänglichkeit an den Königstitel als „Sie; aber was liegt uns daran, ob es Ludwig der „Siebzehnte oder Ludwig der Sechszehnte sey, und wo „zu brauchen wir denn, daß uns ein Kind regiere!" a) Mounier stellte ihm vor, wie groß das Verbrechen seyn würde, irgend einen Schritt zu thun, der dahin abzwecken könnte die Thronfolge zu verändern. Er stellte ihm ferner vor, daß eine solche Veränderung der Linie die schrecklichsten Folgen und unfehlbar einen bürgerlichen Krieg nach sich ziehen würde. Mirabeau erwiederte: „Aber wissen Sie, daß die Art, wie man die Mitglieder „des Bürgerstandes, vor der Sitzung des 23 Junius, „von ihrem Versammlungshause weggetrieben hat, eine „sehr sträfliche Handlung ist, und daß dieses ein schöner „Vorwand zu einem Manifest seyn würde." b) Mounier versetzte: Jene Handlung sey allerdings sehr unüberlegt gewesen, aber daß, wenn er einen Menschen kennte, von welchem er vermuthen könnte, daß er die Absicht habe, sich der Zeitumstände zu bedienen, um sich des Thrones zu bemächtigen: so würde er, so bald nur der geringste Anschein vorhanden wäre, daß dieser Plan gelingen könnte, es für Pflicht halten, einem solchen Menschen selbst den Dolch ins Herz zu stossen.

a) Mais, bon homme que vous êtes, je suis aussi attaché que vous à la Royauté: mais qu'importe que nous ayons Louis XVII au lieu de Louis XVI, & qu'avons nous besoin d'un bambin pour nous gouverner?

b) Mais savez vous, que la maniére, dont les membres des Communes ont été repoussées du lieu de leurs séances, avant la déclaration du 23 Juin, étoit un acte bien coupable; & qu'il y auroit là un beau prétexte pour un Manifeste.

Mounier appel. p. 13.

sen. a) Mirabeau ward todtenblaß und änderte das Gespräch, und von diesem Tage an stand Mouniers Name auf der Proskriptionsliste.

Der Graf Virieu, ein Mitglied der Nationalversammlung, erzählt: er habe zu der Zeit, als in der Versammlung über das Recht der spanischen Linie zur Thronfolge, im Falle die jetzt in Frankreich herrschende Linie aussterben sollte, debattirt wurde, eine Unterredung mit Mirabeau gehabt. Mirabeau behauptete, das Haus Orleans habe das Recht zur Thronfolge vor der spanischen Linie, und diese müßte ganz ausgeschlossen werden. Der Graf Virieu hingegen behauptete, man müßte von drei Vorschlägen Einen annehmen: entweder die Decision der Frage bis auf die Zeit verschieben, da sich der Fall ereignen sollte: oder die Frage zu Gunsten Spaniens entscheiden, weil man dieses Reich, in einem so kritischen Zeitpunkte, durch Ausschließung von der Thronfolge, nothwendig gegen Frankreich aufbringen, und sich so, ohne alle dringende Ursache, des einzigen Freundes und Verbündeten berauben würde; oder endlich, die Frage müßte ganz ausgestrichen werden, als wenn dieselbe niemals vorgekommen wäre. Zudem, fuhr der Graf fort, sey ja gar keine Ursache vorhanden, warum man sich über eine solche Frage berathschlagen sollte, da die Menge männlicher Personen in der königlichen Familie, und ihr Alter, glücklicher Weise voraussehen lasse, daß ein sol-

cher

a) Enfin, que si je connoissois un homme, qui eut le dessein de profiter des circonstances, pour s'emparer du Trône, & que je pisse entrevoir une probabilité de succès, je me ferois un devoir de le poignarder.

Mounier appel. p. 14.

cher Fall noch lange nicht eintreten könne. Mirabeau antwortete: „der Fall sey doch wohl näher, als „er zu seyn schiene; der König und der Graf von „Provence seyen beide vollblütig, und können bald sterben, der Dauphin sey ein Kind.“ — „Aber Sie „vergessen den Grafen von Artois und seine Kinder?“ — „Wenn der Fall in kurzer Zeit eintreten sollte: so kann „der Graf von Artois nicht anders als ein Flüchtling angesehen werden, Er und seine Kinder; nicht anders als „ein ex lex (Mirabeaus eigener Ausdruck) und dieses „wenigstens noch zehn Jahre lang.“ Viele Mitglieder der Versammlung waren Zeugen dieses Gesprächs. a) Einige Tage nachher unterhielt sich der Graf Virieu abermals mit Mirabeau. Sie sprachen vom Herzog von Orleans, und Virieu warf dem Mirabeau vor, daß er denselben unterstütze. „Nein, antwortete Mirabeau, „der Herzog hat zu wenig Karakter, und zu wenig Muth, „als daß man den Anführer einer Parthei aus ihm machen, und mit ihm, oder durch ihn, etwas Großes „unternehmen könnte. Durch seine Furchtsamkeit hat „er große Dinge vereitelt. Man wollte ihn zum Generallieutenant des Königreiches machen. Es hieng nur „von ihm ab; seine Lektion hatte man ihm vorgesagt, und ihm alles in den Mund gelegt, was „er hätte sagen sollen.“ b) Der Plan war folgender. Im Monat Julius 1789, als die Einnahme der Bastille den Hof in Schrecken und Furcht gesetzt hatte, sollte der Herzog in den versammelten Staatsrath des Königs

ein.

a) Témoin. 140. T. I. p. 265.

b) Témoin 140. T. I. p. 266.

eintreten, sich zum Vermittler zwischen dem Könige und dem Volke vorschlagen, unter der Bedingung, daß man ihn zum Generallieutenant des Königreiches ernenne. Der Herzog kam vor die Thür des Zimmers, in welchem der königliche Staatsrath versammelt war, aber er wagte es nicht hineinzutreten, sondern blieb vor der Thüre stehen, und als, nach geendigter Sitzung, der König herausstrat, so bat er sich Erlaubniß aus, nach England reisen zu dürfen, im Falle die Sachen eine unangenehme Wendung nehmen sollten. a)

Im Monat Julius 1789 befand sich Mirabeau in einer Gesellschaft. Eine Dame verglich die von ihm, im Namen der Nationalversammlung, aufgesetzte Addresse an den König, worin der Monarch um Entfernung der Truppen gebeten wurde, mit der Addresse ähnlichen Inhalts, welche das Haus der Gemeinen in England Karl dem Ersten überreicht hatte. „Wohlan! rief Mirabeau „aus, wohlan! Madame, hat nicht Cromwell den Na„men seiner Familie unsterblich gemacht!" b)

Einer Frau zu Paris, welcher Mirabeau, schon seit neunzehn Jahren, 5000 Livres schuldig war, sagte er: sie möchte sich nur ruhig verhalten, er würde bald Minister werden, darauf könne sie sich ganz zuverlässig verlassen. c)

Gegen das Ende des Septembers 1789 sagte Mirabeau zu dem Buchhändler Blaisot zu Versailles: „Es „scheint mir, als ob in kurzer Zeit zu Versailles traurige

a) Témoin 140. T. I. p. 267.

b) *Mounier* appel. p. 291.

c) Témoin 54. T. I. p. 111.

„Vorfälle, vergossenes Blut, mit Einem Worte Greuel-
„thaten sich ereignen werden: aber rechtschaffene Leute
„wie Sie sind, haben nichts zu befürchten. a)

Sogar auf dem Rednerstuhle, in der Nationalver-
sammlung, hat Mirabeau, durch seine unzeitige Schwatz-
haftigkeit, zuweilen seine geheimen Plane verrathen. Ge-
gen das Ende des Monats September 1789 machten einige
Mitglieder der Versammlung öftere Reisen nach Paris, um
das Volk aufzuwiegeln. Am ersten August schlug daher Hr.
Reinaud in der Versammlung vor, es sollte jedem Mit-
gliede verboten seyn, in den Versammlungen der Distrikte
von Paris zu erscheinen, wenn er nicht den Auftrag dazu
hätte, oder von der Nationalversammlung dahin abge-
sandt wäre. Sogleich stand Mirabeau auf, behauptete
dieser Vorschlag sey eine Anspielung auf ihn, er gehe
aber nur nach den Versammlungen der Distrikte, um
ihnen Plane zu Einrichtung des Bürgerrathes vorzu-
legen. b)

Hiezu kommen nun noch viele andere Umstände,
welche unwiderleglich beweisen, daß ein Komplott, oder
eine Verschwörung gegen den Thron, wirklich vorhanden,
daß die Revolution eine Folge dieser Verschwörung war,
und daß Orleans und Mirabeau an der Spitze derselben
standen. Einige dieser Umstände will ich hier anführen,
um den Leser in den Stand zu setzen selbst urtheilen
zu können.

Als der König am 17 Julius nach Paris reiste, blieb
der Herzog von Orleans zu Versailles. Es gieng da-
mals

a) Témoin. 24. 22.

b) *Mounier* appel. p. 291.

mals das Gerücht, der König würde zu Paris gefangen zurückbehalten werden. Mounier hörte dieses, und gieng zum Herzoge, um ihm seine Besorgnisse wegen der Sicherheit des Königs mitzutheilen, und ihn zu bitten, daß er, im Falle der König nicht nach Versailles zurückkommen sollte, als erster Prinz vom Geblüte, und um sich von dem Verdacht zu reinigen, welchen man gegen ihn hege, sich entschließen möchte, an der Spitze derjenigen Mitglieder der Nationalversammlung, welche dem Throne ergeben seyen, von dem Volke die Auslieferung des Monarchen zu verlangen. Orleans antwortete: „Diese Furcht scheint mir ungegründet; vielleicht wird „man ihn zwingen etwas zu unterschreiben, aber zurück„behalten wird man ihn nicht. Sollte man ihn zurück„behalten, so würde mich ein solcher Schritt in große „Verlegenheit setzen: denn wenn ich thue, was Sie von „mir verlangen, so wird das Volk glauben, daß ich an „ihm zum Verräther werde." — „Wie! Monseigneur, „Sie könnten noch anstehen, und um dem Volke zu ge„fallen!" — „Nun dann, meinetwegen, wir würden „den König zurückfordern." a)

Zu Anfang des Julius 1789, ehe noch die Revolution ausbrach, hielten Desmoulins, und andere, im Palais royal Anreden an das Volk, und verlangten, man solle alle Prinzen vom Geblüte, die Condes, die Contis, und die Bourbons, als gefährliche Rathgeber aus dem Königreiche verweisen, und die Polignacs, wegen ihrer genauen Verbindung mit der Königin, solle man wegjagen; die Bürger sollen sich eidlich verbinden, die Nationalversammlung, Hrn. Necker und den Herzog von

a) *Mounier* appel. p. 260.

von Orleans zu unterstützen. Den Namen des letztern sprach der Redner mit auszeichnendem Nachdrucke aus. Nach geendigter Rede lud er alle Umstehende ein, ihre Namen zu unterzeichnen, und an diesem Komplotte Theil zu nehmen. a) Um eben diese Zeit wurde im Palais royal sehr viel Geld ausgetheilt, welches in Papier gewickelt war, in welchem das Volk zum Aufruhr aufgemuntert wurde. b)

Am 17 Julius 1789 befand sich Hr. Malouet (eines der rechtschaffensten Mitglieder der Nationalversammlung, und ein Mann von dem unbescholtensten Karakter) in Gesellschaft mit einigen andern Mitgliedern der Versammlung, mit Hrn. Taillardat, Dufraisse, le Brun und Coroller. Hr. Coroller war als ein Theilnehmer der Verschwörung bekannt. Daher fragte ihn Hr. Malouet: „Aber sagen Sie mir doch, warum haben Sie und die übrigen sich so viele Mühe gegeben „mich in der Versammlung zu verläumden?“ — „Wir „kennen Sie, antwortete Coroller, wir wissen, daß Sie „ein rechtschaffener Mann sind, aber sie sind zu gemäßigt, und Mäßigung taugt nichts bei einer Revolution.“ — „Aber, fuhr Malouet fort, die Revolution „wäre doch nicht zu Stande gekommen, wenn nicht die „Fischweiber und das übrige Gesindel den Hrn. Erzbischof von Paris mit Steinwürfen verfolgt hätten.“ — „Das haben wir gethan; wir haben diese Leute in Bewegung gesetzt, antwortete Hr. Coroller.“ — „Doch „wäre es euch nicht gelungen, versetzte Hr. Malouet, „wenn

a) Témoin 48.

b) Témoin 48. 248.

„wenn nicht die französischen Gardisten und die übrigen „Truppen ihre Fahnen verlassen hätten." — „Die „Truppen hatten wir schon gewonnen; schon seit lan„ger Zeit unterhielten wir eine Korrespondenz mit allen „Regimentern." — „Aber ungeachtet aller dieser Hülfs„mittel, würden Sie dennoch Ihren Zweck nicht haben „erreichen können, wenn der Hof nicht den ungeschickten „Fehler begangen hätte, Hrn: Necker zu verweisen." — „Diese Begebenheit hat uns weiter nichts geholfen, als „daß sie die Ausführung unsers Plans um zwei Tage be„schleunigt hat. Wir kannten die Mittel Paris in Be„wegung zu setzen, und daher sollte an den Palais Bour„bon Feuer gelegt werden." — „Nun so haben Sie „wohl gethan, sagte Hr. Malouet, daß Sie mir ihr Ge„heimniß nicht mitgetheilt haben; denn solchen Mitteln „hätte ich niemals meinen Beifall geben können. a)

Der Advokat Hr. Perin hörte am 9 Julius 1789 im Palais royal folgende Rede eines Volksredners: „Hieher „Mitbürger! Wir haben uns hier versammelt, um zu „erklären, daß wir nicht nur jeden, der es wagen „würde an das physische Leben des Hrn. Necker, oder „an seine ministerielle Existenz Hand an zu legen, für „infam und für einen Verräther des Vaterlandes halten: „denn es ist unsere Absicht ihn als den unabsetzbaren (mi„nistre inamovible) Minister der Nation auszurufen, „und da unser König zwar gut und zutraulich, aber nicht „im Stande ist sein Reich zu regieren: so ernennen wir „Seine Durchlaucht den Herzog von Orleans zum Gene„rallieutenant des Königreiches. Wir wollen nunmehr „nach dem Invalidenhause hingehen, dort die Waffen „weg-

a) Témoin. 120. 126.

„wegnehmen und uns bewaffnen.“ Diese Rede hatte der Redner geschrieben in Händen, und las dieselbe zweimal nach einander, wörtlich ab. a)

Zu Anfang des Julius 1789 ließ der Herzog von Orleans sehr viele eiserne Platten von der Größe eines Quartblatts gießen, worauf sein Wappen stand, mit den Worten: Vive Orleans. b) Um eben diese Zeit kamen eine große Menge Briefe aus England, unter der Addresse des Herzogs von Orleans, der **Madame de Genlis**, und anderer Personen. Einige waren sogar mit der eigenen Hand des Herzogs überschrieben und mit seinem Wappen versiegelt. c) Diese Briefe wurden zum Theil aufgefangen, und obgleich alle übrigen aufgefangenen Briefe geöffnet wurden: so hatte man doch für diese, die an das Haus Orleans addressirt waren, besondere Achtung. Der Inquisitionsausschuß der Stadt Paris wandte sich an den König und bat sich Erlaubniß aus diese Briefe öffnen zu dürfen. Der Monarch antwortete: er könne nicht erlauben, daß das Geheimniß der Briefe verletzt werde; sollten aber diese Briefe von verdächtigen Personen geschrieben, oder an verdächtige Personen addressirt seyn: so habe das Tribunal, welches den Angeklagten richte, das Recht das Siegel dieser Briefe zu erbrechen. Die Briefe wurden dennoch uneröffnet an ihre Addressen abgegeben. d)

Aus

a) Témoin. 243.

b) Témoin 180. 155. 126.

c) Témoin 126. 155. 162.

d) Témoin 155.

Aus allen den erzählten Umständen erhellt deutlich genug, daß die Revolution die Würkung einer Verschwörung war, durch welche der Herzog von Orleans zu der Stelle eines Generallieutenants des Königreiches erhoben werden sollte, welches eben so viel hieß, als den Herzog auf den Thron zu setzen. „Die Stelle eines General-„lieutenants des Königreiches giebt eben so viel Gewalt „als die Regentschaft. Sie hat das Königliche Ansehen „in den Händen; über Armee und Finanzen, über „Alles hat ein Generallieutenant zu befehlen: er „kann alle die Befehle geben, welche ein König selbst „geben könnte. Wenn man den Dauphin Karl aus-„nimmt, welcher, während der Gefangenschaft seines „Vaters, des Königs Johann, Generallieutenant war: „so hat es niemals einen Generallieutenant gegeben, „als in Zeiten der Unruhe und während den Unordnun-„gen der bürgerlichen Kriege. Heinrich der Fünfte, „König von England, beherrschte Frankreich unter die-„sem Titel, nachdem er sich mit der burgundischen Parthei „verbunden, sich die Verstandesverrückung Karls des „Sechsten zu Nutzen gemacht, und sich für den rechtmäßi-„gen Thronerben, mit Ausschliessung dessen dem der Thron „gehörte, hatte erklären lassen. Nach seinem Tode be-„kleidete sein Bruder, der Herzog von Befort, eine „Zeitlang dieselbe Stelle. Ein Herzog von Guise „übte, unter diesem Namen, während den letzten Mo-„naten der Regierung Heinrich des Zweiten, und wäh-„rend der Regierung Franz des Zweiten, den allerun-„umschränktesten Despotismus aus. Der Herzog von „Anjou war Generallieutenant unter Karl dem Neun-„ten, der Herzog von Mayenne wurde zu dieser „Stelle, unter Heinrich dem Dritten, von den Rebellen „erho-

„erhoben, welche in der Geschichte unter dem Namen
„der Ligueurs bekannt sind. Endlich wurde auch,
„während der Minderjährigkeit Ludwigs des Vierzehn-
„ten, im Jahr 1652, durch eine Akte des Pariser Par-
„laments, Gaston Herzog von Orleans, welchen das
„Parlament an die Spitze der Aufrührer stellen, und
„welchem dasselbe die Führung des lächerlichen Kriegs
„der Fronde übertragen wollte, zum Generallieute-
„nant ernannt."

„Ein Monarch, welcher sein Königreich verlassen
„hat, oder welchen Kränklichkeit nöthigt sich den Ge-
„schäften zu entziehen, könnte einen Generallieutenant,
„oder einen Regenten, statt seiner selbst ernennen;
„aber wenn seine Wahl nicht auf den nächsten Throner-
„ben fallen sollte: so müste er große Vorsicht gebrauchen,
„um seinem rechtmäßigen Thronfolger die Krone zu erhal-
„ten. Anders aber, als durch den eignen, freien Wil-
„len eines Königs von Frankreich, kann es keinen recht-
„mäßigen Generallieutenant geben, ausgenommen,
„wenn der König minderjährig, ein Kriegsgefangener,
„oder am Verstande verrückt ist. Sollte er durch Re-
„bellen gezwungen werden, einen Lieutenant zu ernen-
„nen: so würde er verbunden seyn, demselben die Re-
„gierung abzutreten, und ihm selbst würde nur ein lee-
„rer Titel übrig bleiben, ein Gegenstand der Eifer-
„sucht des Generallieutenants, und fähig, ihm die sträf-
„lichsten Plane einzugeben. Sollte dieser, so wie vor-
„mals die Maires du Palais, zu der Macht die er schon
„besitzt, auch noch die Würde zu besitzen wünschen:
„dann würde es auch in seiner Gewalt stehen, sich der-
„selben zu bemächtigen, vorzüglich dann, wenn der
„König und dessen Familie unter seiner Aufsicht stün-
„den, und Ehrgeiz in ihm den Wunsch erregen sollte,
„seine

„ seine eigene Familie auf den Thron zu setzen. Diejeni„gen, welche im Begriffe waren, den Herzog von Or„leans zum Generallieutenant des Königreiches auszu„rufen, oder den König zu zwingen, demselben diese „Stelle zu übertragen, hatten demzufolge die Absicht, „Ludwig den Sechszehnten der Regierung des Staa„tes zu berauben, und die Rechte der Thronfolge in „Gefahr zu setzen verletzt zu werden: sie sind folglich „des Hochverrathes schuldig.“ a)

Da der Herzog von Orleans, alles Bittens, Zuredens, und aller Vorstellungen seiner Mitverschwornen ungeachtet, wegen der Feigherzigkeit und Furchtsamkeit seines Karakters, zu keinem dezisifen Schritte zu bewegen war: so schlug ihm Mirabeau vor, wenigstens sein Geld aufzuopfern, wenn er seine Person keiner Gefahr aussetzen wolle: ein Königreich, sagte Mirabeau, sey doch wohl einiger Millionen Livres werth, und wenn er erst auf dem Throne sitze, so könne er sich dann ohnehin selbst wieder bezahlt machen. Seines Geizes ungeachtet willigte Orleans ein, und nun eröfnete ihm Mirabeau seinen abscheulichen Plan, welcher darin bestand, zwei bis dreihundert Meuchelmörder zu dingen, die, während eines künstlichen Volksaufruhrs, den man erregen wollte, den König, die Königin, den Dauphin, und den Grafen von Provenze ermorden sollten; dann würde die Nationalversammlung den Grafen von Artois für einen Flüchtling und Verbrecher erklären, denselben mit seinen Kindern aus Frankreich verbannen, und ihn, den Orleans, mit dem Titel: **Ludwig der Siebzehnte, Wiederhersteller der Freiheit**, auf den französischen Thron

a) *Mounier* appel.

Thron setzen. Für sich verlangte Mirabeau, zur Belohnung für seine Dienste, die Stelle eines Principalministers. Orleans gab dem Plane seinen ganzen Beifall. Nun wurde derselbe den übrigen Mitverschwornen vorgelegt, und auch diese billigten denselben; sie setzten sogar noch hinzu, durch die Ausführung dieses Plans würde die Revolution auf immer bevestigt seyn: denn nach einem solchen Schritte würde es selbst der Nation unmöglich werden, wiederum zurück zu treten.

Nun wurden also die Anstalten getroffen, um einen Plan auszuführen, der in den Jahrbüchern der Menschheit Einzig ist und bleiben wird, und der an Abscheulichkeit Alles übertrift was sich denken oder vorstellen läßt. Der Herzog machte in Holland ein Anlehen von sechs bis sieben Millionen Livres, a) Mirabeau verschrieb Dolche von Marseille, b) und ließ durch gedungene Schriftsteller, in Prose und in Versen, eine Menge der abscheulichsten Pasquille gegen die Königin und die Königliche Familie schreiben, und unter das Volk austheilen. c) Der Herzog miethete ein eigenes Haus, zwischen Versailles und Paris, wo die Verschwornen ihre

a) Des membres du Comité de Police ont dit, que le jeudi 1. Octobre il étoit arrivé de Hollande une somme de six à sept Millions, lesquels étoient déstinés à payer le peuple, pour l'exciter au soulevement. *Témoin* 35.

b) Témoin. 1. 8.

c) *Témoin* 1 Dépose, que le Comte de Mirabeau est intimément lié avec une prodigieuse quantité d'individus, dont plusieurs taris & flétris, & d'autres étrangers fugitifs de leur patrie; qu'il est surtout enveloppé d'une société nombreuse de Genevois, qui lui font la plupart de ses addresses, motions & discours à l'Assemblée nationale.

ihre Zusammenkünfte hielten, a) Mirabeaus vertrauter Freund, der Schwärmer Desmoulins, muste auf seinen Befehl das Volk aufwiegeln. b) Dieser Desmoulins hielt, im September 1789, im Palais royal, von einem Tische auf welchen er sich gestellt hatte, folgende Anrede an das versammelte Volk: „Meine Herren! eben habe ich einen Brief von Versailles erhalten, worin man mir schreibt, daß der Graf Mirabeau „seines Lebens nicht sicher sey. Weil er unsre Freiheit „vertheidigt, darum ist er in so großer Gefahr, und „die Gerechtigkeit fordert von uns, daß wir seine Vertheidigung übernehmen. Der Kaiser hat Friede mit „den Türken gemacht, damit er seine Armee gegen uns „gebrauchen könne. Die Königin wird ihm wahrscheinlich entgegen gehen wollen, um sich mit ihm zu vereinigen, und der König, welcher seine Gemahlin liebt, wird „sie nicht verlassen wollen. Wenn wir ihm erlauben, das „Königreich zu verlassen: so müssen wir wenigstens den „Dauphin als Geisel zurück behalten. Aber, ich glaube „wir würden besser thun, um uns nicht der Gefahr aus-

„zu-

a) *Témoin*. 1. Dépose, que le Duc d'Orleans avoit loué la maison de Boulainvilliers à Passy, & que depuis un mois cette maison étoit le rendez-vous de différents députés, qui y venoient tous les soirs concerter des opérations qu'ils méditoient. *Témoin* 93. 146.

b) *Témoin*. 1. Dépose, que parmi les gens, qu'employa le Sieur de Mirabeau pour soulever le peuple, est un M. Desmoulins, Avocat, auteur de deux ouvrages plus que démocratiques; que le Sieur de Mirabeau appelle ce sieur Desmoulins son Séide; qu'on a dit à lui Déposant, que c'étoit Monsieur le Comte de Mirabeau, qui avoit fourni au dit Sieur Desmoulins les matériaux & notes, qui lui ont servis à faire contre M. M. Lellu & Necker un mémoire, dont tous les honnêtes gens ont été révoltés.

„zusetzen, diesen guten König zu verlieren, eine Ge-
„sandschaft an ihn abzusenden, um ihn zu bitten, die
„Königin in das Kloster St. Cyr einsperren zu lassen,
„und dann den König nach Paris zu bringen, um uns
„seiner Person zu versichern. Alle die gegenwärtigen
„Unruhen werden durch ohngefähr zwanzig Prälaten er-
„regt, deren Köpfe wir haben sollten.„ a) Er verlangte,
daß die Gesandschaft aus 15,000 Mann bestehen sollte,
und der Marquis de St. Huruge stellte sich sogleich an
die Spitze des versammelten Volkes, um die Gesand-
schaft zu übernehmen; aber la Fayette erhielt Nach-
richt davon, und gab der Miliz Befehl diese Gesand-
schaft an den Thoren anzuhalten und zurückzuschicken,
welches auch geschah. Den treulosen französischen
Gardisten, welche nunmehr unter der besoldeten Pariser
Bürgermiliz dienten, gab man Geld, unter der Bedin-
gung, daß, abwechselnd, eine gewisse Anzahl von ihnen
ohne Uniform, in bürgerlicher Kleidung, aber bewafnet,
nach Versailles kommen, sich daselbst auf der Gallerie
unter die Zuhörer mischen, den sogenannten Patrioten
lauten Beifall zurufen und zuklatschen, aber die übri-
gen Mitglieder der Versammlung während dem sie
sprechen, auspfeifen, und, auf ein gegebenes Zeichen,
in den Saal herunter springen, sich der Widerspenstigen
bemächtigen, auch wohl einige derselben ermorden soll-
ten. b) Im Palais royal wurde, aus den Zimmern
des Herzogs von Orleans, und aus denen, welche seine
Kinder bewohnen, zum Fenster hinaus Geld unter das
Volk

a) Témoin 317.

b) Témoin 148. 126. 120.

Volk geworfen. a) Alle Leute des Herzogs waren abermals geschäftig, das Volk aufzuwiegeln, b) so wie sie schon zu Anfange der Revolution gewesen waren; denn am 14 Julius 1789, am Tage der Einnahme der Bastille, hatte der Schlosser des Herzogs, auf dessen Befehl, in aller Eile 600 Spiesse verfertigen müssen, um das Volk zu bewafnen. c) An eben diesem Tage führten die Bediente des Herzogs, in ihrer rothen, mit Silber verbrämten Livree, selbst den bewafneten Pöbel an, d) und am 12 Julius sagte der Herzog von Orleans, zu dem Volke welches seinen Wagen umgab, und ihn um Beistand anflehte, als er im Palais royal ausstieg: „Es giebt nur Ein Mittel, meine Kinder! „bewafnet Euch! e) Die Mitglieder der Nationalversammlung welche als wahre Patrioten bekannt waren, erhielten anonyme Briefe, worin man ihnen drohte sie zu ermorden, f) und in Paris gingen Proskriptionslisten von Hand zu Hand, denn die Verschwornen hatten den abscheulichen Plan, alle Mitglieder der Versammlung, von denen sie nicht hoffen konnten, sie, durch Furcht oder Ueberredung, zu ihrer Parthei überzubringen, ohne Barmherzigkeit zu ermorden. Ich habe die Namen der Verschwornen angeführt, und nunmehro will ich auch die Namen der vortreflichen Männer an-

a) Témoin 49.

b) Témoin 1.

c) Témoin 104. 48.

d) Témoin 79.

e) Il n'y a qu'un moyen mes enfans, c'est de prendre les armes. *Témoin* 5.

f) Témoin 111.

anführen, welche die Ehre hatten ihre Namen auf den Proskriptionslisten zu sehen. Bischöffe, Erzbischöffe und Kardinäle, den einzigen Bischoff von Autun ausgenommen, waren Alle proskribirt, und ausser diesen folgende Männer: **Mounier**, **Virieux**, **Bergasse**, **Redon**, **Deschamps**, **Lally Tolendal**, **Madier**, **Clermont Tonnerre**, **de Marmezia**, **Henri de Longueve**, **Dufraisse**, **Faydel**, **Maisonneuve**, **la Chaise**, **Pacquart**, **Labbe Mathias**, **Durjet**, **Dupont**, und viele andere. Alle diese sollten, zugleich mit der königlichen Familie, mit den hohen Prälaten, und mit den Gardes du Korps, auf Einen Tag ermordet werden. Auch die Provinzen waren schon, durch Briefe und Eilbothen, auf diese Auftritte von den Verschwornen vorbereitet worden. a) Einige Mitglieder der Verschwörung sagten vorher, daß der Hauptauftritt vorbereitet und seiner Ausführung nahe sey. Mirabeau sprach laut davon, b) und als die **Comtesse de Tesse** Hrn. **Barnave** seine Undankbarkeit gegen Mounier vorwarf, den er auf alle Weise anzuschwärzen suche, da dieser doch sein Wohlthäter gewesen war, antwortete er: „Was soll ich machen? ich „bin engagirt.„ c)

Paris, Versailles und auch die Provinzen waren also schon auf eine große, außerordentliche Begebenheit vorbereitet, aber nur die Verschwornen wusten von welcher Art diese Begebenheit seyn sollte. Indessen ereignete sich

a) Témoin 24. 58. 23.

b) Témoin 24. 22.

c) Témoin 1. Que voulez vous Madame? je suis engagé!

sich, im Monat September 1789, zu Versailles ein Vorfall, durch welchen beinahe das ganze Geheimniß der Verschwornen vor der Zeit wäre verrathen worden. Gegen die Mitte des Septembers gieng ein Bedienter, Namens Blangez, zu Versailles mit einigen Freunden in ein Wirthshaus und trank sich lustig. Als er singend, bei anbrechender Nacht, wieder auf dem Wege nach Hause begriffen war, redete ihn ein junger, sehr gut gekleideter Mann an, und wünschte ihm Glück dazu, daß er so vergnügt sey. „Ich singe zwar, antwortete der „Bediente, aber deswegen bin ich doch nicht vergnügt; „es geht mir nahe, daß mein Vaterland so sehr leidet, „und ich habe gehört die Königin sey Schuld daran.“ Hierauf bat ihn der Fremde zu sagen, was er denn eigentlich über die Königin zu klagen hätte? Der Bediente, vom Weine erhitzt, sprach sehr heftig gegen die Monarchin, und sagte endlich, er würde sich glücklich schätzen, wenn er sein Vaterland von ihr befreien könnte. Der Fremde wünschte ihm Glück wegen seiner edeln Gesinnungen, und wegen seines großen Patriotismus, nahm ihn beiseite in eine Ecke der Straße, bot ihm einen großen, mit Gold und Silber gefüllten Beutel an, und versprach ihm eine ansehnliche Belohnung, wenn er sein Vorhaben werde ausgeführt haben. Der Unbekannte sagte ihm auch zugleich: er sey nicht der einzige, welcher solche Gesinnungen hege; mehr als sechzig Personen hätten sich in eben der Absicht unter einander verbunden, und würden nach der Ausführung des Plans bezahlt werden; wenn er am folgenden Tage sich nach Paris begeben wolle: so würde er auf dem Platze Ludwigs des Funfzehnten mit seinen Mitverbündeten zu Nacht speisen können, und diese würden sich freuen seine Bekanntschaft zu machen.

Blangez antwortete: er brauche kein Geld, er fühle sich Muth genug, uninteressirt zu handeln, und was die Reise nach Paris betreffe: so danke er für den gütigen Antrag, dürfe aber seinen Herrn ohne Erlaubniß nicht verlassen: übrigens könne man sicher auf ihn zählen, und man sollte ihm nur die Mittel angeben, wie er denjenigen mit welchem er jetzo spreche wiederum ausfinden könne. Der Unbekannte nahm nunmehr Abschied von Blangez, und sagte diesem, er würde in einigen Tagen wieder von ihm hören. Blangez, durch den Wein erhitzt, und von diesen Mordgedanken ganz außer sich, gerieth in Wuth, er paßte der Königin auf, um sein Vorhaben auszuführen; aber er verfehlte sie. Dann gieng er rasend nach Hause, prügelte einen Mann, welcher ihm auf der Straße begegnete, und wagte nicht sich vor seinem Herrn zu zeigen, sondern versteckte sich, durch sein böses Gewissen in Angst gesetzt, in einem Hühnerstalle. Nach langem Suchen fand man ihn am andern Morgen, halb nackt, mit feurigen Augen, und rasend vor Wuth. Nachdem Blangez entdeckt war, schrie er: er sey ein unglücklicher Mensch, und ihm bleibe kein anderes Mittel übrig, als sich zu erschießen, oder sich in das Wasser zu stürzen. Daran liege ihm übrigens nichts; er sey dennoch gesonnen die Königin zu ermorden, und zwar nicht für Geld, sondern umsonst; er fühle sich dazu Muth genug; Damiens habe einen unglücklichen Versuch gemacht, er aber hoffe glücklicher zu seyn. Endlich schrie er, wüthend und rasend: „Ja! nur um eine Stunde habe „ich gestern Abend die Königin, diese .... verfehlt; nur „eine Stunde früher war sie vor dem Fenster der Fasanerei vorbei geritten; sonst hätte ich mein Vorhaben „glücklich ausgeführt.“ Blangez wurde nach dieser Aussage

sage strenge bewacht, und dieser Vorfall machte bei Hofe sehr viel Aussehens. a)

Nachdem alle diese Anstalten getroffen waren, wurde nunmehr an die Ausführung gedacht. Diese fieng man damit an, daß man unter die treulosen französischen Gardisten (welche von Anfang an das Hauptwerkzeug der Verschwornen gewesen waren) aufs neue große Summen Geld austheilte, sie aufwiegelte, und von ihnen verlangte: daß sie sich gegen la Fayette, ihren gegenwärtigen Kommendanten empören, ihm den Gehorsam aufsagen und ihm erklären sollten, sie wären gesonnen nach Versailles zurückzukehren, um ihre vormaligen Posten im königlichen Schlosse wiederum einzunehmen. Die Verschwornen sahen nehmlich wohl ein, daß so lange die königliche Familie von den getreuen Gardes du Korps und von den Schweizern bewacht seyn würde, es unmöglich bleibe bewaffnete Meuchelmörder in das Schloß zu bringen, und ihren sträflichen Plan auszuführen. Sie sahen wohl ein, daß sich die tapfern Gardes du Korps, lauter geborne Edelleute, zu Vertheidigung der königlichen Familie bis auf den letzten Blutstropfen wehren würden. Sollte der Plan gelingen: so mußten die Gardes du Korps entfernt, und der König und seine Familie von Verräthern bewacht werden, welche bereit wären die Meuchelmörder zu unterstützen, und ihnen nicht nur keinen Einhalt zu thun, sondern sich sogar mit denselben zu vereinigen. Die treulosen Gardisten waren sogleich bereit dazu. Sie wurden gegen la Fayette aufrührisch; gehorchten ihm nicht, verlangten nach Versailles zurückzukehren; und brachen nunmehr den Eid, welchen sie

 la

a) Témoin 330. 351. 352.

la Fayette geschworen hatten, eben so leicht, als sie vorher den Eid brachen, welchen sie dem Könige geschworen hatten. Sie waren bereit nach Versailles zurück zu kehren, und dem Könige einen neuen Eid zu schwören, in der Absicht auch diesen Eid nicht zu halten. a) Dem Verbrecher kostet nur der erste Schritt; alle übrigen werden ihm leicht. La Fayette befand sich in einer großen Verlegenheit. Die Armee, welche er kommandirte, wenigstens der vorzüglichste Theil derselben, wurde rebellisch: die Armee, mit welcher er die Ruhe in Paris erhalten sollte, wurde selbst unruhig. In dieser Verlegenheit schrieb er heimlich einen Brief nach Versailles, an den Kommendanten der dortigen Bürgermiliz, den Grafen Destaing. Er stellte dem Grafen die dringende Gefahr vor, in welcher die Hauptstadt sich befinde, and bat ihn, den König zu bewegen, daß er Befehl geben möge, ein Regiment, von tausend oder eilfhundert Mann stark, nach Versailles kommen zu lassen, damit sich dieses den Gardisten widersetzen könnte, wenn sie es wagen sollten nach Versailles zu ziehen, und ihre vorigen Posten mit Gewalt wieder einzunehmen. Destaing begab sich zum Könige, und bat ihn darum. Aber der König befand sich in einer doppelten Verlegenheit: denn erstens war in seiner ganzen Armee kein Regiment auf welches er sich verlassen konnte, und zweitens war dem Könige die Macht genommen Soldaten nach Versailles marschiren zu lassen. Er durfte einen solchen Befehl nicht eher geben, als bis er dazu die Einwilligung und Erlaubniß des Bürgerrathes von Versailles erhalten hatte. b) Destaing schlug vor, das Regiment Flandern

a) Témoin 22. 148.

b) *Mounier* appel. p. 68.

dern zu berufen, als das Einzige, welches sich bisher noch treu bewiesen hätte. Die Erlaubniß des Bürgerrathes, der Nationalmiliz, und der Nationalversammlung (denn alle diese mußten erst Erlaubniß geben) übernahm er selbst auszuwirken.

Am 17 September versammelte Destaing, als Kommendant der Bürgermiliz, alle Oberofficiere dieser Miliz, ließ sie den Eid der Verschwiegenheit schwören, und las ihnen den Brief des Hrn. la Fayette vor, in welchem dieser meldete: er könne die vormalige französische Leibgarde, welche jetzo, unter seinen Befehlen, zu Paris die besoldete Bürgermiliz ausmache, nicht länger zurückhalten: sie verlange nach Versailles zu marschiren, und daselbst ihre vorigen Posten, als Leibwache des Königs wiederum einzunehmen. „Der König, fuhr Herr „Destaing fort, ist hierüber sehr unruhig, und die Na„tionalversammlung, sowohl als die königliche Familie, „befinden sich in der augenscheinlichsten Gefahr, wenn „man dieser Empörung nicht zuvorkommt. Ein Infan„terieregiment, welches hieher berufen würde, um sich „mit den Gardes du Korps, der übrigen Leibwache, „und mit Ihnen, meine Herren, zu vereinigen, würde „alle dem Unglück, welches jetzo droht, zuvorkommen.“ Nachdem sich die Officiere der Miliz über diesen Vorschlag lange berathschlagt hatten: so wurde endlich beschlossen, daß der Bürgerrath zu Versailles ersucht werden solle, den König zu bitten, daß er noch tausend Mann Truppen nach Versailles möchte kommen lassen. Dieses geschah. Die Ankunft des Regiments Flandern wurde den Soldaten der Bürgermiliz bekannt gemacht; aber diese waren damit sehr unzufrieden; acht und zwanzig Kompagnien der Miliz widersetzten sich, und nur

vier=

vierzehn willigten ein. a) Am 21 September kündigte man der Nationalversammlung an, daß ein Regiment im Anmarsche begriffen sey, und daß dieses auf Verlangen des Bürgerrathes von Versailles geschehe. Mirabeau stand auf, und gab laut seinen Unwillen über diesen Schritt zu erkennen; noch einige andere Mitglieder stimmten ihm bei. b) „In dem ganzen Laufe der gegenwärtigen Revolution waren alle Schritte, welche „man aus Vorsicht und Behutsamkeit that, um den Projekten der Verschwornen zu widerstehen, entweder so „schwach, oder diese waren so klug, daß es ihnen allemal gelang sich derselben als neuer Mittel zu bedienen. „So ergriffen sie auch begierig die Ankunft des Regiments Flandern, um Schrecken unter dem Volke zu „Versailles und Paris zu verbreiten, indem sie vorgaben, der Hof habe Absichten gegen die öffentliche Freiheit.“ c) Auch die Schriftsteller unterhielten diese ungegründete Furcht, vorzüglich der seichte Mercier, in seinem Journal, und der demokratische Schreier Brissot de Warwille. d) Der Bürgerrath zu Paris machte Vorstellungen gegen die Ankunft des Regiments Flandern, und Hr. Bailly schrieb: die an der Militairschule arbeitenden Tagelöhner seyen im Begriff gewesen nach Versailles zu ziehen, und sich der Ankunft des Regimentes zu widersetzen; nur mit Mühe habe er sie noch zurück-

a) Rapport de M. *Chabroud*, Dépoſition de M. *Le Cointre*. — *Témoin* 379.

b) *Mounier* appel. p. 69. c) *Mounier* appel p. 69.

d) On a perſuadé aux Pariſiens, que de nouveaux corps de troupes alloient environner leur ville.
Briſſot Journal. N. 32.

rückhalten können. Diese Arbeiter waren von den Verschwornen aufgewiegelt worden.

Am 23 September gegen zwölf Uhr Vormittags sollte das Regiment in Versailles einmarschiren. Die Gardes du Korps zeigten sich gestiefelt, und bereit zu Pferde zu steigen, in allen Straßen der Stadt, und sagten: wenn sich die Bürgermiliz der Einrückung des Regiments widersetzen sollte: so würden sie sich mit demselbigen vereinigen, und es mit Gewalt einführen. a) Die Verschwornen hatten zu St. Denis unter die Soldaten 45,000 Livres austheilen lassen, und sie zu bewegen gesucht, ihre Fahne zu verlassen, auszureißen und sich zu zerstreuen. Sie thaten es nicht. Dann sandte man ihnen funfzig bis sechzig Freudenmädchen entgegen, welche sich unter die Soldaten mischten, und ihnen versprachen, daß sie noch 90,000 Livres erhalten sollten, wenn sie ihren Officieren ungehorsam und ungetreu zu seyn versprechen würden: aber die Soldaten wiesen alle diese Vorschläge mit Unwillen von sich. b) Durch solche Anträge und Verführungen aufgehalten, kam das Regiment erst um fünf Uhr Nachmittags zu Versailles an. Es rückte ein, stellte sich auf dem Paradeplatze in Ordnung, und legte in Gegenwart der Officiere der Bürgermiliz, den neuen Eid ab: daß es nehmlich der Nation, dem Gesetze und dem Könige getreu seyn wolle. Mit Kriegsmunition war es stark versehen, denn es führte mit sich: zwei vierpfündige Kanonen, acht Fässer Schießpulver, sechs Kisten mit Kugeln (jede 500 Pfund schwer), eine Kiste mit kleineren Kugeln, und 6,990 ferti-

a) *Le Cointre* dans le rapport de M. *Chabroud*.

b) Témoin 317. 20. 152.

fertige Patronen, außer denen, welche die Soldaten in ihren Patrontaschen trugen. a) Noch an demselbigen Abende redete Hr. Duport (einer der Verschwornen) den Soldaten lange zu, um sie zum Ungehorsam gegen ihre Officiere zu bewegen. b) An den folgenden Tagen schickte man eine große Anzahl von Freudenmädchen von Paris nach Versailles, welche sich in Gesellschaft der Soldaten betrinken, die gröbsten Ausschweifungen mit ihnen begehen, und Geld unter sie austheilen mußten. c) Mirabeau hatte eine unglaublich große Menge dieser Mädchen im Solde. Alle kennen ihn mehr oder weniger genau, und wenn sie von ihm sprechen, so nennen sie ihn: ihren häßlichen Vater. Den Vaternamen behaupten sie, verdiene er von ihnen mit Recht; denn ohne seinen Schutz, und ohne seine Geldaustheilungen, müßten sie, bei den gegenwärtigen brodlosen Zeiten, wo sich niemand mehr finde, der sie für ihr Gewerbe hinlänglich bezahlen wolle, zu Grunde gehen.

Am 24 September schrieb der König eigenhändig einen Brief an den Grafen Destaing, in welchem er der Bürgermiliz dankte, daß sie das Regiment Flandern so gut aufgenommen habe. d) Am 29 schenkte die Königin jeder Kompagnie der Bürgermiliz von Versailles eine Fahne, und am 30 wurden diese Fahnen eingesegnet. e)

Am

a) *Le Cointre* dans le Rapport de M. *Chabroud.*

b) Témoin 147. I.

c) Déposition de M. *Mounier.* Témoin 317. 20. 152. I.

d) *Le Cointre* Rapp. de *Chabroud.*

e) *Le Cointre* Rapp. de *Chabroud.*

Am ersten Oktober gaben die Gardes du Korps, den Officieren des Regiments Flandern ein Gastmahl, zufolge einer hergebrachten Gewohnheit, welche in den Garnisonsstädten in Frankreich, bei der Ankunft eines neu angekommenen Regimentes, allemal Statt findet. Auch die Officiere der Bürgermiliz von Versailles wurden dazu eingeladen. Nach geendigter Mahlzeit kamen die Soldaten des Regiments Flandern in den Saal, wo das Gastmahl gegeben wurde; es war der Opernsaal auf dem Schlosse. Nachdem der Wein die Köpfe ergriffen hatte, fiengen sie an vergnügt und laut zu werden; die Gesundheiten des Königs, der Königin, des Dauphins und der königlichen Familie wurden getrunken; die Königin, mit dem Dauphin an der Hand, erschien im Saale, und an ihrer Seite der König. Sie giengen rund um den Tisch herum, und wurden mit lautem Beifallklatschen, und mit jubelnder Freude, empfangen. Diese tapfern Soldaten hielten es für Pflicht, von ihrer Ergebenheit, und von ihrer Liebe desto nachdrücklichere Beweise zu geben, da sie wohl wußten, wie gegründet die Unruhe war, in welcher sich die königliche Familie befand, und da sie den Monarchen nunmehr zu überzeugen suchten, daß sie zu seiner Vertheidigung sich, bis auf den letzten Mann, aufzuopfern bereit wären. a)

Nachdem sich die königliche Familie entfernt hatte, wurde der Saal mit Soldaten von allen in Versailles anwesenden Regimentern ganz angefüllt. Der Wein hatte die Köpfe ergriffen, und das Gastmahl verwandelte sich in ein wahres Bachanal. Die Musik des Regiments Flandern, und die Musik der Gardes du Korps spielten verschie-

a) *Mounier* appel. p 72.

schiedene bekannte Lieder, und unter andern auch die Arie aus der Oper Richard Löwenherz:

O Richard! O mon Roi!
L'Univers t'abandonne
Sur la terre il n'est que moi u. s. w.

und den Marsch der Hullanen, aus der Oper Iphigenie. Die Trompeter bliesen zum Angriffe, und die betrunkenen Gäste fiengen nun an auf die Logen Sturm zu laufen, und an denselben herauf zu klettern. Aus dem Saale begaben sich die Gäste in den Hof des Schlosses, und auch dort wurden diese Auftritte wiederholt, und unglaubliche Thorheiten im Rausche begangen. Einige Officiere kletterten an der Mauer herauf, auf den Balkon des Königs; andere stellten sich als ob sie Sturm liefen; noch andere sangen und schrien, und hielten die weiße Kokarde in die Höhe. a)

Am zweiten Oktober begaben sich die Staabsofficiere der Bürgermiliz von Versailles zu der Königin, um derselben, für die der Miliz geschenkten Fahnen ihre Danksagung abzustatten. Die Königin antwortete: „Ich „habe mit Vergnügen der Bürgermiliz von Versailles „Fahnen geschenkt. Die Nation und die Armee müssen „dem Könige ergeben seyn: so wie Wir ihnen ergeben „sind. Ich bin von dem gestrigen Tage ganz entzückt.“ b)

Am Sonnabende, am dritten Oktober, gaben die Gardes du Korps ein Frühstück, bei welchem sie sich eben so ausgelassen betrugen als bei dem ersten. c) Am vierten

a) *Le Cointre* rapport de M. *Chabroud*. *Témoin* 62.

b) *Le Cointre* rapport de M. *Chabroud*.

c) *Le Cointre*.

ten Oktober schenkte der Bürgerrath von Versailles dem neu angekommenen Regimente den Ehrenwein; die Soldaten tranken und waren vergnügt, aber sie blieben ruhig und ordentlich. a) Am Abende dieses Tages giengen einige Hofdamen im Schlosse herum, und trugen am Arme Handkörbe, welche mit weißen Kokarden angefüllt waren. Diese Kokarden theilten sie an alle Anwesenden aus, und sagten dabei: „Verwahrt sie wohl; es „ist die einzige ächte: die einzige, welche triumphiren „wird." Von demjenigen, welcher die Kokarde annahm, forderten sie, er solle kniend den Eid der Treue ablegen, und gaben ihm dann, nachdem er den Eid abgelegt hatte, ihre Hand zum Küssen hin. b)

An jenem unschuldigen Gastmahle der Gardes du Korps fanden nunmehr die Verschwornen einen Vorwand, so wie sie ihn brauchten. Sie ließen dasselbe durch ihre Agenten zu Versailles und Paris, durch die Zeitungs- und Broschürenschreiber, als ein Zeichen des aufs neue erwachenden Aristokratismus verschreien; sie streuten aufs neue die schändlichsten Verläumdungen gegen die Königin aus: c) sie veränderten, verdrehten und vergrößerten alle Umstände. Die Nationalkokarde, gab man vor, sey mit Füßen getreten worden, und man fügte noch eine Menge, eben so unwahrer und unwahrschein-

a) *Le Cointre.* b) *Le Cointre.*

c) Mirabeau hatte die Frechheit, in seinem Journal, Courier de Provence betitelt, die unwahrsten Erdichtungen und Verläumdungen gegen die Monarchin drucken zu lassen, und unter andern, folgende schändliche Stelle: Que le personage le plus considérable par son rang après le Roi, s'étoit permis des familiarités peu communes avec les derniers des soldats.

scheinlicher Umstände hinzu. Vorzüglich suchte man das Volk gegen die Gardes du Korps aufzuwiegeln: denn diese waren den Verschwornen, wegen ihrer unerschütterlichen Treue und Ergebenheit an die königliche Familie, vorzüglich verhaßt. a)

Da aber die Verschwornen wohl einsahen, daß der Haß gegen die Königin und gegen die Gardes du Korps, keine hinlängliche Ursache seyn werde, um einen allgemeinen Aufstand zu erregen, und um das Volk gegen den Thron zu bewaffnen: so nahmen sie ihre Zuflucht zu einem Mittel, dessen sie sich auch vorher schon oft bedient hatten. Sie erregten eine künstliche Hungersnoth, und sagten, die Aristokraten wollten das Volk aushungern; b) es stehe in der Macht des Königs Brodt im Ueberflusse zu verschaffen — in der Macht des Königs, welcher keine Macht mehr hatte! Durch dieses Mittel brachten sie das Volk in Wuth, und erweckten in demselben, außer dem dringenden Gefühle des Hungers, auch noch den Wunsch sich an dem vorgeblichen Urheber desselben zu rächen. c) Außer diesem Mittel aber wandte man

a) *Mounier* appel. p. 73.

b) Il regnoit, depuis quelques jours, cette même disette apparente, dont nous avons déja parlé. Cette disette n'existoit point réellement..... Le peuple triste jouet de ces manoeuvres, étoit las d'acheter sa subsistance chaque jour par une perte de tems considérable, & souvent par des querelles. Ce n'étoit point ses chefs, ni civils, ni militaires, qu'il accusoit. Le parti des Aristokrates de Versailles étoit le seul objet de ses clameurs.

Brissot de Warwille. Journal. N. 62.

c) *Mounier* appel. p. 74.

man noch andere, eben so schändliche an. a) Man theilte Geld in ungeheuren Summen unter das Volk aus: b) sogar 50,000 Livres in Einem Tage. c) Der Herzog von Orleans selbst, trug immer einen mit Laubthalern gefüllten Sack bei sich, und theilte Geld unter das ihm überall nachlaufende Volk aus. d) Hrn. **Mounier**, den Presidenten der Nationalversammlung, machte man verdächtig; man drohte ihm, in anonymen Briefen, mit Vergiften und Aufhängen, wenn er seine Stelle nicht niederlegen würde, und Proskriptionslisten wurden ausgetheilt, auf denen sein Name oben an stand. e) Man streute allerhand Gerüchte aus. Bald hieß es, der König würde von Versailles abgeholt werden; f) bald, die Parisermiliz würde nach Versailles kommen, um den König zu bewachen; g) bald der König wolle entfliehen. Schuster und Schneider beschäftigten sich, am Sonntage, am vierten Oktober, mit Verfertigung von Patronen, und sagten dabei: „diese sollen uns dienen, morgen die Gardes du Korps zu ermorden." h) An eben diesem Tage sagte der Herzog von Orleans selbst zu seinen

a) Jettons un voile sur cet évenement, sur *les manoeuvres affreuses* qui l'avoient préparé.

Addresse de la Commune de Paris à l'assemblée nationale, présentée le 10 Octobre 1789.

b) Témoin. 10. 56. 199. 272. 387.

c) Mémoires du Comte de *Lally Tolendal*. p. 158.

d) Témoin 177.

e) *Mounier* Exposé de sa conduite.

f) Témoin 4. 148.

g) Témoin 22. 148.

h) C'est pour assassiner demain les Gardes-du-corps.

Témoin 10.

nen Bedienten, die Nationalkokarde sey zu Versailles mit Füßen getreten worden, und trug ihnen auf, diese Nachricht im Palais royal auszubreiten und bekannt zu machen. a)

Die Verschwornen hatten die Ausführung ihres Plans auf den Montag, den fünften Oktober bestimmt. Der Montag war allemal der Tag, an welchem sie die großen Streiche ausführten, weil sie alsdann Zeit hatten, am Sonntage die Arbeiter und Taglöhner zu versammeln, und dieselben über das, was sie thun sollten zu unterrichten. Daher hat man die Bemerkung gemacht, daß aller Aufruhr des Volkes, und alle Excesse desselben, von dem ersten Anfange der Revolution an bis auf die gegenwärtige Stunde, alle, ohne Ausnahme, an einem Montage vorgefallen sind; und dieses ist zugleich ein unwiderleglicher Beweis, daß alle die verübten Excesse und Greuelthaten, nicht sowohl dem Volke, als vielmehr den Verschwornen, welche dasselbe aufwiegelten, zuzuschreiben sind. Foulons und Berthiers Ermordungen geschahen zwar nicht an einem Montage, aber dieses geschah aus dem Grunde, weil sie, durch Zufall, an einem andern Tage nach Paris kamen, und die Nachricht ihrer Ankunft hinreichend war, um das Volk zu versammeln. Auch die Einnahme der Bastille geschah nicht an einem Montage, sondern an einem Dienstage: aber damals waren die Verschwornen in Aufwiegelung des Volkes noch nicht so geübt, als sie es seither geworden sind; sie brauchten damals noch zwei Tage dazu, nun-

a) *Témoin*. 1. Auch in dem Journal: Le Courier de Versailles wurde diese ungegründete Nachricht verbreitet.
Témoin 22.

nunmehr nur Einen. Ja, der vormalige königliche Staatsrath, der vortreffliche Dupont, hat mir sogar bewiesen, als ich, im August des vorigen Jahres (1790) zu der Zeit da er Presitent der Nationalversammlung war, mit ihm bei dem Generalpächter Hrn. Lavoisier speiste; er hat mir bewiesen, daß die Kunst das Volk aufzuwiegeln, von den Demagogen zu Paris, gegenwärtig auf einen so hohen Grad gebracht worden ist, daß es ihnen nunmehr höchstens ein Paar Louisd'or kostet, um einen rechtschaffenen Mann aufhängen, oder ein Hotel zerstören und verbrennen zu lassen. Wenige Tage nachher war er selbst ein Beweis, von dem was er mir gesagt hatte: denn nachdem er in der Nationalversammlung gegen die Assignate gesprochen hatte, bemächtigte sich seiner der Pöbel, und warf ihn in einen Teich. Die Mittel, welche dazu angewandt werden das Volk zu versammeln und in Wuth zu bringen, und die Manöver, durch welche dieses bewirkt wird, werde ich in der Folge, in dem Abschnitte, in welchem ich den gegenwärtigen Zustand Frankreichs beschreiben werde, weitläuftig und ausführlich, aus eigener Erfahrung und Beobachtung erzählen.

Auf den künftigen Montag war also die Ausführung des Plans der Verschwörung bestimmt. Eine Menge Freudenmädchen, Fischweiber und Hökerweiber wurden gedungen, und Geld unter sie ausgetheilt, damit sie den Anfang machen, und durch ihren Zug dem Pöbel Muth einflößen möchten ihnen nachzufolgen. Der Herzog selbst und seine Freunde warben, in Weiberkleidern, Waschweiber und andere Weiber zu diesem Kreuzzuge an. a) Daß man Weiber und nicht Männer wählte, um

a) Témoin 45.

um die Unordnungen anzufangen, dieses hatte einen dreifachen Grund. Erstlich war man sicher, daß die Unordnungen durch diese würden aufs höchste getrieben, und alle Excesse ungestraft begangen werden können, weil vorauszusehen war, daß weder die Bürgermiliz zu Paris, noch die Truppen zu Versailles, sich würden entschließen können gegen Weiber zu fechten, oder gegen sie Gewalt zu gebrauchen. a) Dadurch konnten dann, zweitens, die in Weiber verkleidete Meuchelmörder, indem sie sich unter den Haufen der Weiber mischten, ungestraft, und ohne alle Gefahr, ihre sträflichen Plane ausführen — ohne Gefahr, dieß war hier die Hauptsache: denn Bösewichter sind allemal zugleich feige Menschen. Drittens endlich mußten die Weiber vorausgeschickt werden, um die Soldaten des Regiments Flandern, durch Verführungen, Gunstbezeugungen und Geldaustheilen, von ihrer Pflicht abwendig zu machen, und sie zu bewegen, daß sie sich der nachkommenden Bürgermiliz nicht widersetzen, sondern vielmehr die Absichten derselben begünstigen möchten.

Sonntags, am vierten Oktober, war Paris sehr unruhig. Im Palais royal hielten viele Volksredner Anreden an das Volk, um es zu bewegen nach Versailles zu ziehen, und den König abzuholen. Aber, was man vorher noch nicht gesehen hatte, es gab an diesem Tage auch Rednerinnen, welche im Palais royal auf die Tische standen, und zu dem Volke sprachen. Eine darunter, die sehr gut angezogen war, und ohngefähr 36 Jahre alt zu seyn schien, sagte den Umstehenden, es fehle ihr an Brod, und sie ermahnte diejenigen, welche ihr

a) *Mounier* appel. p. 123.

ihr zuhörten, sie zu begleiten, und mit ihr nach Versailles zu ziehen, um von dem Könige und der königlichen Familie Brod zu verlangen. Niemand wollte dieser Ermahnung folgen, und ein Mann, welcher neben dem Tische sich befand auf dem sie stand, lachte und spottete über sie. Diesem Manne gab sie eine Ohrfeige, und sagte dann zu den Umstehenden: sie sey in der Vorstadt St. Denis sehr bekannt, und sie habe beschlossen, am folgenden Morgen, in Gesellschaft ihrer Nachbarinnen, nach Versailles zu reisen, um von dem Könige und der Königin die Ursache der Hungersnoth zu erfahren, durch welche jetzo die Hauptstadt gedrückt werde. Nun wurde ihr lauter Beifall zugeklatscht, und sie erhielt viele Anhänger. a) Mirabeau befand sich am Sonntage, am vierten Oktober, den ganzen Tag zu Paris, und am Abende dieses Tages sagte er, in Gegenwart vieler Personen, denen er unbekannt zu seyn glaubte: „in wenig „Stunden wird man sonderbare Dinge sehen." b) Weiber liefen am Abende dieses Tages in Paris herum, und riefen aus: „von morgen an soll Alles besser gehen; „wir werden uns an die Spitze der Geschäfte stellen." c)

So war nunmehr Alles von den Verschwornen auf den Montag, den fünften Oktober, zu dem vorhabenden Königsmorde vorbereitet. Ehe ich aber noch die Geschichte der Ausführung dieser Greuelthat erzähle, will ich vorher von den verschiedenen Partheien, in welche die

a) Témoin 62. b) Témoin 48.

c) Demain les choses iront mieux; nous nous mettrons à la tête des affaires.

Témoin 119. 349.

die Nationalversammlung getheilt war, und noch bis jetzo getheilt ist, einige Nachricht geben, um dadurch die folgenden Auftritte desto verständlicher zu machen. Die Mitglieder der Nationalversammlung theilen sich in fünf verschiedene Partheien. Die Mitglieder der ersten Parthei sind die Royalisten oder sogenannten Aristokraten, welche wünschen den vorigen Despotismus wiederum einzuführen, und dem Könige eine eben so unumschränkte Macht als er vorher hatte einzuräumen. Die Hauptanführer dieser Parthei sind: der Abbe Maury, Hr. Cazales, der Kardinal Rochefoucauld, Hr. de Froideville, Hr. Foucauld de Lardimalie, der Herzog von Chatelet, der Herzog von Castries, der Vicomte de Mirabeau, und viele andere. Die Mitglieder dieser Parthei sitzen alle auf der rechten Seite. Zweitens, die Parthei der Unpartheiischen (Impartiaux) oder die wahren Patrioten. Diese sind: Herr Mounier, Lally Tolendal, Virieux, und andere, welche ich oben schon genannt habe, und außer diesen noch: der Abbe Sieyes, Hr. la Fayette, und einige andere. Die Mitglieder dieser sehr kleinen Parthei, der einzigen, welche es mit dem Wohl des Vaterlandes redlich meint, sitzen theils auf der rechten, theils auf der linken Seite des Presidenten. Die dritte Parthei ist die Orleansche Parthei, oder die Verschwornen, deren Hauptanführer ich oben schon genannt habe. Die Mitglieder dieser Parthei sitzen alle auf der linken Seite des Presidenten. Die vierte Parthei sind die heftigen Demokraten, oder sogenannten Rasenden (enragés) welche den Klubb der Jakobiner besuchen. Ihr Anführer ist gegenwärtig Barnave, und außer ihm sind die Hauptanführer, Pethion de Villeneuve, Abbe Gregoire,

Ro-

Roberspierre, Gleizen, Reubel, Antoine, la Borde, und einige andere; sie sitzen alle auf der linken Seite. Diese Parthei will gar keinen König haben, sondern das Reich in eine Republik verwandeln, in welcher kein Unterschied der Stände mehr Statt finden soll. Die Mitglieder dieser Parthei machen unter sich ein zweites Komplott, eine zweite Verschwörung gegen den Thron aus, deren Plan ist, die Königin zu ermorden, und den König so sehr einzuschränken, daß ihm gar keine Macht mehr übrig bleibe, und sein königlicher Titel nur ein bloßer Schatten von Größe werde. Diese Parthei ist, in Rücksicht auf die Mittel, mit der Orleansschen Parthei einig; aber nicht in Rücksicht auf den Zweck: denn die Orleanssche Parthei will den Orleans auf den Thron erheben, die Demokraten hingegen wollen gar keinen König haben. Zu der fünften Parthei der Nationalversammlung gehören die stummen und furchtsamen Mitglieder, welche, aus Furcht von dem Pöbel ermordet zu werden, immer mit der mächtigsten Parthei, folglich jetzo mit den Demokraten stimmen. Sie machen den größten Theil der Versammlung aus, und sitzen alle auf der linken Seite des Presidenten. Die meisten von ihnen würden sogleich auf die rechte Seite übergehen, wenn diese in der Versammlung die Oberhand gewinnen sollte. Dieses sind die fünf Partheien, in welche sich die Nationalversammlung theilt. Ich werde sie künftig mit den Namen der **Royalisten**, der **Patrioten**, der **Verschwornen**, der **Rasenden** und der **Furchtsamen** bezeichnen. Folgende Stelle des Hrn. **Mounier** giebt einigen Aufschluß über die beiden Hauptpartheien, die Verschwornen und die Rasenden.

„Von dem Augenblicke an, da man wußte, daß

ein Defizit in den Finanzen vorhanden sey, und da man davon sprach die Reichsstände zusammenzuberufen, waren aller Blicke auf die Zukunft gerichtet. Jeder berechnete die Begebenheiten nach seinem Interesse und nach seinen Leidenschaften. Ehrgeiz und Haß hielten beide diesen Augenblick für günstig. Die Einen glaubten, daß sie, während der Konvulsionen der Anarchie, sich würden der höchsten Gewalt bemächtigen, und die Gunstbezeugungen und Gnadengelder, welche diese vormals auszutheilen das Vorrecht hatte, würden an sich ziehen können. Die Andern hatten einen Plan gefaßt, der weit leichter als jener auszuführen war; sie wollten nehmlich allen Unterschied der Stände aufheben, und Alles was ihren Neid rege machte bis zu sich herab erniedrigen. Sie wollten Alles ebnen, Alles durch einander werfen, sich mit Trümmern umgeben, und das Volk durch das Gift der Ausgelassenheit berauschen, welches sie ihm unter dem Namen der Freiheit darzubieten vorhatten, um dann allein, mitten im allgemeinen Freiheitsrausche, einen wahren Despotismus auszuüben, und durch die Wuth der Menge zu herrschen, welche das Werkzeug ihrer Gewalt werden sollte. In diese beide Partheien haben sich alle diejenigen getheilt, gegen welche der Hof nicht so verschwenderisch gewesen war, als ihre Geldgierde gewünscht hatte; alle diejenigen, welche, um sich wegen eines heimlichen Grolls zu rächen, niederträchtig genug dachten, so lange zu warten, bis ihre Feinde durch die Menge unterdrückt seyn würden, um sich alsdann unter den Haufen ihrer Verfolger zu mischen; und außer diesen, so viele mittelmäßige Schriftsteller, welche, weit gieriger nach Schriftstellerruf, als würdig denselben zu erhalten, geglaubt

haben

haben, sich dadurch berühmt zu machen, daß sie die Gottheit nunmehr lästerten, welcher sie vorher geräuchert hatten; und so viele vorgebliche Philosophen, welche kein anderes Recht kennen, als das Recht des Stärkern; keine andern Grundsätze, als diejenigen die ihre Leidenschaften ihnen vorschreiben; für welche nichts heilig ist; und deren ganze Wissenschaft darin besteht, den Gewissensbissen Trotz zu bieten. Alsobald hat man gesehen, daß Männer, welche wegen ihrer Undankbarkeit und ihrer niedrigen Denkungsart berüchtigt waren, und solche welche Vermögen und Ehre verlohren hatten, sich, beinahe in allen Theilen des Königreiches, an die Spitze des Volkes stellten, dessen wahre Vertheidiger verleumdeten, und sich mit einer Menge feiger Menschen vereinigten, die allezeit bereit sind ihren Hals unter das Joch zu beugen, das ihnen vorgehalten wird, oder auch mit ehrgeizigen Subalternen, welche der Hoffnung eine Rolle zu spielen, zu widerstehen nicht im Stande waren. Man hat gesehen, wie sie den unwissenden Haufen dahin rissen, und überall die größte Anzahl der Staatsbürger sich unterwarfen, weil sie der Freiheit der Stimmen Schranken gesetzt und sich aller Gewalt bemächtigt haben. Rechtschaffene Leute, welche schon vorher über den Verfall ihres Jahrhunderts und ihres Vaterlandes seufzten, haben mit Entsetzen gesehen, wie groß die Anzahl verworfener Männer war, deren Heuchelei die Revolution entlarvt hat. Die Anführer beider Partheien mußten sich nothwendiger Weise derselben Mittel bedienen. Die eine Parthei sowohl als die andere, konnte ihren Endzweck nicht anders als durch eine versielite Popularität erreichen; die gewöhnliche Ressurce derer, die da zu tyrannisiren suchen. Die eine Parthei, sowohl als

als die andere, hatte ein gleich großes Interesse den Monarchen ohne Vertheidigung zu lassen; seine Armee zu zerstören; ein Militair zu schaffen, welches seinen Befehlen nicht unterworfen seyn würde; das wüthende Volk gegen alle diejenigen aufzuwiegeln, welche sich mit dem Throne verbanden; und die Ausgelassenheit zu begünstigen, unbekümmert ob auch Frankreich mitten in der Anarchie umkomme! Eine dieser Partheien wollte anfänglich das königliche Ansehen nicht ganz vernichten. Man sucht dasjenige nicht zu vernichten, was man zu rauben wünscht. Aber da ohne den Beifall des großen Haufens nichts geschehen konnte: so sah sie sich genöthigt an vorgeblichem Eifer für das Beste des Volkes es der demokratischen Parthei gleich zu thun; und diese hat das was jene that zu nutzen gewußt. Nunmehr, da die erste Parthei gesehen hat, daß ihre Plane verunglückt sind, sieht sie sich genöthigt sich mit der demokratischen Parthei genauer zu vereinigen, beide Partheien in eine einzige zu vermischen; den Schein der königlichen Gewalt zwar beizubehalten, um das Volk zufrieden zu stellen; aber auch zugleich alles wegzureißen worauf sie sich gründet, damit sie niemals Macht genug erhalte das Schwerdt der Gerechtigkeit nach ihren strafbaren Köpfen zu richten. Auf diese Weise kann man sich nunmehr sehr natürlich das Betragen einiger Männer erklären, welche vormals unter die Unterdrücker des Volkes gerechnet wurden, und dasselbe mit beleidigender Insolenz verachteten, heut zutage aber die Grundsätze der alleruneingeschränktesten Demokratie vertheidigen. Man frägt: was mag wohl ihre Absicht seyn? Was mögen sie wohl hoffen? Sie lebten in einem erhabenen Range; sie waren im Ueberflusse; ihre vormalige Aufführung läßt nicht erwarten,

daß

daß man sich vorstellen dürfe, sie seyen großmüthig genug, um von keinen andern Gesinnungen, als von dem Enthusiasmus für das gemeine Beste, geleitet zu werden. Was wollen sie denn? — Was sie wollen? Was sie zu erlangen hoffen? — Daß ihre sträflichen Kabalen unbestraft bleiben; dieses ist es, was sie wollen! Das was ich so eben gesagt habe, gründe ich auf Thatsachen, welche jedermann bekannt sind, und deren Folgen auch nicht ein einziger Beobachter unbemerkt gelassen hat; ich gründe es, auf das, was Mirabeau im Monat Julius zu mir (Mounier) sagte; auf die genaue Verbindung einer gewissen Anzahl von Menschen welche alle, durch die Verdorbenheit ihrer Sitten und die Bosheit ihrer Gesinnungen schon lange sich bekannt gemacht haben; ich gründe es, auf ein öffentliches Gerücht, welches so allgemein sich verbreitet hat, daß es unmöglich ist zu zweifeln, daß man nicht die allerdeutlichsten Beweise desselben auffinden werde, sobald die öffentliche Freiheit gegründet seyn wird, und sobald die furchtsamen Männer, deren es eine große Anzahl giebt, unter dem Schutze des Gesetzes werden die Wahrheit sagen dürfen. Ich gründe es, auf die entsetzlichen Pasquille, welche man, in so großer Menge, gegen die königliche Familie ausgestreut hat; auf die Ungereimtheiten, welche man, im Monat Julius 1789, mit so vieler Mühe zu Paris und in den Provinzen verbreitet hat, als man vermuthete, der Hof habe die Absicht die Hauptstadt zu belagern, und dieselbe mit Feuer und Schwerdt zu erobern; als man dem Volke vorgab, man wolle die Mitglieder der Nationalversammlung ermorden; ja sogar man habe mit Schießpulver angefüllte Minen unter ihren Versammlungssaal gegraben. Ich gründe es, auf die

die Menge von Agenten, welche man, um eben diese Zeit, in alle Provinzen gesandt hat, um das Volk zu bewaffnen; demselben Furcht vor Feinden oder Räubern einzuflößen; es unter diesem Vorwande zu versammeln; durch untergeschobene Befehle des Königs, oder untergeschobene Beschlüsse der Versammlung zu betrügen; und es dann zum Plündern, zum Morden, zum Sengen und zum Brennen zu verleiten. Ich gründe das, was ich sage, darauf, daß alle diese Verbrechen ungestraft geblieben sind; auf den Schutz, welchen man ohne Scheu den Verbrechern gegeben hat; auf die willkührlichen Befehle, welche man an alle Tribunale gesandt hat, daß sie mit dem Laufe der Gerechtigkeit inne halten sollten. Endlich gründe ich dasjenige, was ich von der demokratischen Parthei gesagt habe, darauf, daß offenbar in der Nationalversammlung eine Parthei vorhanden ist, welche nicht hat zugeben wollen, daß die Beschlüsse durch ruhige Debatten, und durch freie Ueberzeugung des größten Theils der Mitglieder, entstehen sollten; sondern welche dieselbe durch Furcht hat erzwingen wollen; eine Parthei, welche einen geheimen Plan zum Angriffe des königlichen Ansehens hatte; welche, um diesen Plan durchzusetzen, über die Meinungen tyrannisirte, und die wichtigsten Beschlüsse, mitten unter dem drohenden Geschrei des Pöbels, fassen ließ. Es ist zuverläßig gewiß, daß Männer, welche von der Politik sehr wenig verstanden, und welche die Geschichte sehr wenig studiert hatten, aber welche die Kunst kannten das Volk zu betrügen, sich alle Vorfälle zu Nutze gemacht haben. Man sah, im Monat Julius 1789, welchen Vortheil sie aus den Uebereilungen des Hofes zu ziehen wußten, und wie gut es ihnen gelang, durch Lügen ganz Frankreich zu bewaffnen; wie

sie

sie, im September 1789, den Pöbel zu Paris durch ein Wort aufwiegelten, welches derselbe nicht verstand, als man über die Königl. Genehmigung sich berathschlagte; man hat gesehen, wie sie den Pöbel, allmählich und stufenweise, zu Greuelthaten verleitet haben, von denen man nicht hätte erwarten sollen, daß sie, in unserem Jahrhunderte, Europens Annalen beflecken würden. Nachdem einmal die Bande zerrissen waren, stand es nicht länger in ihrer Macht das Volk zurück zu halten: denn ich glaube nicht, daß sie alle Verbrechen geleitet haben; aber ich sage, daß dasjenige, was am fünften und sechsten Oktober geschah, das Resultat eines Komplots gewesen sey.„ a)

Welch eine schöne, vortrefliche Stelle! Welch ein Aufschluß über die geheime Geschichte der französischen Revolution! Aber wer könnte auch besser diesen Aufschluß geben, als **Mounier**? Er, der erste Urheber der Revolution im Dauphine; er, der sich, zu wiederholten malen, aus Patriotismus und aus wahrer Freiheitsliebe, der augenscheinlichsten Lebensgefahr ausgesetzt hat; er, der am fünften und sechsten Oktober Präsident der Nationalversammlung war; er, dessen unerschütterliche Rechtschaffenheit die Verschwornen nöthigte seinen Namen auf den Proskriptionslisten oben an zu setzen; er, der die Nationalversammlung verließ, sobald er sahe, daß er seinem Vaterlande nicht länger nützlich seyn konnte; er endlich, dessen ganzes Leben so rein und so tugendhaft ist, daß der bittere Haß aller seiner Feinde ihm weiter nichts als seine Armuth hat vorwerfen können! Welch ein Gewicht giebt nicht ein so vortreflicher Karakter seinen Behauptungen! und

welch

a) *Mounier* appel. p. 59.

welch eine Revolution, wenn, wie nicht zu zweifeln ist, diese Behauptungen gegründet sind! Mit Thränen in den Augen haben mir vortrefliche Männer zu Paris (die aber jetzo ohne ihr Leben in Gefahr zu setzen, nicht laut sprechen dürfen) im Vertrauen eben das gesagt, was Mounier nun endlich öffentlich zu sagen gewagt hat; und in ganz Frankreich ist kein rechtschaffener, von dem Hergange der Sache unterrichteter Mann, welcher nicht eben so dächte wie Mounier; obgleich jetzt, aus Furcht vor dem Pöbel, noch Niemand laut zu sprechen, und die Verbrecher zur Strafe zu ziehen wagt.

Am zweiten Oktober übergab der Präsident der Nationalversammlung dem Könige, zur Genehmigung, die bisher von der Versammlung beschlossenen Artikel der neuen Konstitution, nebst den siebzehn Artikeln der Rechte des Menschen und des Bürgers, welche gleichsam die Vorrede des neuen Kodex ausmachen, und folgendermaßen lauten:

Bekanntmachung der Rechte des Menschen und des Bürgers. a)

„Die Stellvertreter des französischen Volkes, welche die Nationalversammlung ausmachen, haben überlegt, daß Unwissenheit, Vergessenheit, oder Verachtung der Rechte des Menschen, die einzigen Ursachen des öffentlichen Unglücks und der Verdorbenheit der Regierungen sind, und haben sich daher entschlossen, in einer feierlichen Bekanntmachung, die natürlichen, un=

a) Um die Erzählung hier nicht zu unterbrechen, behalte ich mir vor, die ausführlichen Bemerkungen über die folgenden Sätze, erst in dem Abschnitte vorzutragen, in welchem ich den gegenwärtigen Zustand von Frankreich beschreiben werde.

unvergeblichen, und heiligen Rechte des Menschen, aus einander zu setzen; damit diese Bekanntmachung allen Mitgliedern der Gesellschaft beständig gegenwärtig sey, und dieselbe ohne Unterlaß an ihre Rechte und an ihre Pflichten erinnere; damit die Handlungen der gesetzgebenden, und die Handlungen der ausübenden Gewalt, indem sie nunmehr jederzeit mit dem Zwecke einer jeden politischen Einrichtung verglichen werden können, desto mehr geachtet werden; und damit die Klagen der Bürger des Staates, welche künftig auf diese einfachen und unwiderlegbaren Grundsätze gegründet seyn müssen, allezeit auf die Erhaltung der Konstitution und auf das Wohl des Ganzen hinzielen mögen.„

„Demzufolge erkennt die Nationalversammlung und macht bekannt, in Gegenwart und unter dem Schutze des höchsten Wesens, daß folgende Rechte, die Rechte des Menschen und des Bürgers seyn.„

Erster Artikel.

Die Menschen werden frei und an Rechten gleich geboren, und bleiben auch so. Der gesellschaftliche Unterschied kann auf keine andere Rechte, als auf das gemeine Beste, gegründet seyn.

Zweiter Artikel.

Der Zweck einer jeden politischen Verbindung ist, Erhaltung der natürlichen und unvergeblichen Rechte des Menschen. Diese Rechte sind: Freiheit, Eigenthum, Sicherheit, und Widerstand gegen Unterdrückung.

Dritter Artikel.

Der Grund einer jeden Oberherrschaft ruht, seiner Natur nach, in der Nation: keine Gesellschaft von Menschen

schen, kein einzelner Mensch, kann eine Gewalt ausüben, welche nicht ausdrücklich von ihr herkommt.

Vierter Artikel.

Freiheit besteht in der Macht Alles thun zu können, was Andern nicht schadet. Demzufolge hat die Ausübung der natürlichen Rechte eines jeden Menschen, keine andere Schranken, als diejenigen, welche den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft den Genuß derselbigen Rechte zusichern: Diese Schranken können nur durch das Gesetz bestimmt werden.

Fünfter Artikel.

Das Gesetz darf keine andere Handlungen verbieten, als solche, welche der Gesellschaft schädlich sind. Alles, was durch das Gesetz nicht verboten ist, kann nicht verhindert werden, und Niemand kann genöthigt werden, etwas zu thun welches das Gesetz nicht befiehlt.

Sechster Artikel.

Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens; alle Staatsbürger haben das Recht, in Person, oder durch ihre Stellvertreter, an der Gesetzgebung Theil zu nehmen. Das Gesetz muß für Alle Eines und Dasselbe seyn; sowohl wenn es beschützt als wenn es straft. Da alle Bürger des Staates vor den Augen des Gesetzes gleich sind: so haben sie auch gleichen Anspruch auf alle Ehrenstellen, öffentliche Stellen und Geschäfte, nach ihren Fähigkeiten, und ohne andern Unterschied, als denjenigen, welchen Tugenden und Talente machen.

Sie-

Siebenter Artikel.

Niemand kann angeklagt, in Verhaft genommen, oder gefangen gehalten werden, es sey denn in einem von denjenigen Fällen, welche das Gesetz bestimmt hat, und auf diejenige Weise, welche durch das Gesetz vorgeschrieben ist. Wer einen willkührlichen Befehl auswürkt, giebt, ausübt, oder ausüben läßt, muß gestraft werden: aber jeder Staatsbürger, welcher kraft des Gesetzes citirt oder in Verhaft genommen wird, muß augenblicklich Folge leisten; er wird strafbar, wenn er widersteht.

Achter Artikel.

Das Gesetz darf nur solche Strafen festsetzen, welche ganz eigentlich und deutlich nothwendig sind; und Niemand kann gestraft werden, es sey denn kraft eines vor dem vergangenen Verbrechen gegebenen und bekannt gemachten Gesetzes, und nur in dem Falle, wenn ein solches Gesetz auch gesetzmäßig angewandt wird.

Neunter Artikel.

Da jeder Mensch so lange für unschuldig zu halten ist, bis er für schuldig erklärt worden ist: so muß, wenn es unumgänglich nothwendig gehalten wird, ihn in Verhaft zu nehmen, jede unnöthige Strenge bei der Festhaltung seiner Person, durch das Gesetz ernstlich verboten seyn.

Zehnter Artikel.

Niemand darf um seiner Meinungen willen beunruhigt werden, auch nicht um seiner Religionsmeinungen willen, so lange ihre Verbreitung nicht die, durch das Gesetz bestimmte, öffentliche Ordnung stört.

Eilf=

Eilfter Artikel.

Freie Mittheilung der Gedanken und Meinungen ist eines von den kostbarsten Rechten des Menschen; jeder Bürger des Staates darf daher frei sprechen, schreiben und drucken; doch muß er sich verantworten, wenn er in den, durch das Gesetz bestimmten Fällen, diese Freiheit mißbrauchen sollte.

Zwölfter Artikel.

Die Aufrechterhaltung der Rechte des Menschen und des Bürgers erfordert eine öffentliche Kraft; diese Kraft ist demzufolge zum allgemeinen Besten vonnöthen, aber sie ist nicht zu dem besonderen Nutzen derer, denen sie anvertrauet ist, vorhanden.

Dreizehnter Artikel.

Zur Unterhaltung der öffentlichen Kraft, und zu den Ausgaben der Verwaltung, ist eine allgemeine Beisteuer unumgänglich nothwendig; sie muß unter alle Bürger des Staates, im Verhältnisse ihres Vermögens, gleich vertheilt seyn.

Vierzehnter Artikel.

Alle Bürger des Staates haben das Recht, entweder durch sich selbst, oder durch ihre Stellvertreter, zu bestimmen, ob eine öffentliche Beisteuer nothwendig sey; zu derselben freiwillig ihren Beifall zu geben; zu untersuchen wie dieselbe angewandt werde; zu bestimmen, wie groß sie seyn solle; auf welche Weise sie eingefordert werden, und wie lange sie dauren solle.

Funfzehnter Artikel.

Die Gesellschaft hat das Recht, von einem jeden öffentlichen Verwalter Rechenschaft über seine Verwaltung zu fordern.

Sechszehnter Artikel.

Jede Gesellschaft, in welcher über die Aufrechthaltung der Rechte nicht gewacht wird, und in welcher die Gewalt nicht gehörig bestimmt und vertheilt ist, hat keine Konstitution.

Siebzehnter Artikel.

Da das Eigenthum ein unvergebliches und heiliges Recht ist: so kann Niemand desselben beraubt werden, ausser wenn die öffentliche Noth, gesetzmäßig erwiesen, es deutlich erheischt, und auch dann nur unter der Bedingung einer gerechten und vorläufigen Schadloshaltung.

Da stehen sie nun, diese siebzehn abstrakte Sätze, welche theils unwahr; theils unbestimmt; theils sich selbst widersprechend und folglich einander aufhebend; theils auch, wie der achte, neunte, zehnte, sechszehnte und siebzehnte Artikel, die größte Satyre auf den gegenwärtigen Zustand von Frankreich sind.

Der König versprach die Artikel über die neue Konstitution, und die Artikel über die Rechte des Menschen, zu untersuchen, und sandte, am fünften Oktober, der Nationalversammlung folgende Antwort:

„Meine

„Meine Herren!

„Der Werth von Gesetzen, durch welche eine neue „Staatsverfassung eingeführt werden soll, läßt sich „nicht anders als im Zusammenhange richtig beurtheilen. „Bei einem so großen, so wichtigen Werke steht Alles „mit einander in Verbindung. Indessen finde ich es „doch sehr natürlich, daß, zu einer Zeit, wo Wir die „Nation ersuchen, durch einen ausgezeichneten Beweis „Ihres Zutrauens und Ihres Patriotismus, dem Staate „Hülfe zu leisten, Wir Ihr über den vorzüglichsten Ge„genstand Ihrer Besorgnisse alle Furcht benehmen. „Demzufolge, in der festen Zuversicht, daß die ersten „konstitutionellen Artikel, welche Sie mir haben vor„legen lassen, mit Ihren folgenden Arbeiten verbunden, „dem Wunsche meines Volkes gemäß seyn, und das „Glück und den Wohlstand meines Königreiches auf im„mer befestigen werden, gebe ich, Ihrem Verlangen ent„sprechend, meine Einwilligung zu diesen Artikeln; aber „unter einer ausdrücklichen Bedingung, welche ich nie „aufgeben werde, nemlich: daß, vermöge des end„lichen Resultats Ihrer Berathschlagungen, die aus„übende Gewalt ganz allein in den Händen des Mo„narchen ruhend bleibe. a) Eine Folge von That„sachen, und von Bemerkungen, deren Detail Ihnen „vorgelegt werden soll, wird Sie überzeugen, daß ich, „bei der gegenwärtigen Lage der Sachen, weder die „Einnahme der gesetzmäßigen Auflagen, noch den „freien Umlauf der Lebensmittel, noch die individuelle

„Sicher=

a) Mais à une condition positife, & dont je ne me départirai jamais, c'est que par le résultat général de vos délibérations, le pouvoir exécutif ait son entier effet entre les mains du Monarque!

„Sicherheit der Staatsbürger, kräftig zu beschützen
„im Stande bin. Indessen will ich die wesentlichsten
„Pflichten der Königlichen Gewalt erfüllen. Das
„Wohl meiner Unterthanen, die öffentliche Ruhe, und
„die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung hängen
„davon ab. Ich verlange daher, daß Wir alle Schwie-
„rigkeiten, welche einem so wünschenswürdigen und
„nothwendigen Zwecke im Wege stehen könnten, gemein-
„schaftlich wegräumen."

„Ohne Zweifel haben Sie schon überlegt, daß die
„gegenwärtige Einrichtung und Form der Gerechtigkeits-
„pflege nicht eher verändert werden darf, als bis eine
„neue Ordnung der Dinge an ihre Stelle getreten ist;
„hierüber habe ich also nicht nöthig Ihnen Vorstellun-
„gen zu machen."

„Noch bleibt mir übrig Ihnen ganz offenherzig zu
„gestehen, daß wenn ich zu den verschiedenen konstitu-
„tionellen Artikeln, welche Sie mir haben vorlegen lassen,
„meine Einwilligung gebe, ich dieses nicht deswegen thue,
„weil sie mir alle, ohne Unterschied, ganz vollkommen
„zu seyn scheinen: sondern weil ich glaube, es sey lo-
„benswerth in mir, ohne Verzug auf das gegenwärtige
„Verlangen der Stellvertreter der Nation Rücksicht zu
„nehmen, so wie auch auf die schreckenden Umstände,
„welche Uns so dringend nöthigen, schnelle Wiederher-
„stellung des Friedens, der Ordnung und des Zutrauens
„zu suchen."

„Ueber Ihre Bekanntmachung der Rechte des
„Menschen und des Bürgers erkläre ich mich nicht.
„Sie enthält recht gute Maximen, welche Ihnen bei
„Ihren künftigen Arbeiten zur Richtschnur dienen kön-
„nen. Aber der Werth von Grundsätzen, die so ver-

„schiedener Anwendungen, und so mannichfaltiger Er„klärungen fähig sind, kann nicht eher richtig beurtheilt „werden, und soll es auch nicht eher, als bis zu der „Zeit, da ihr wahrer Sinn, durch die Gesetze, denen „sie zur Grundlage dienen sollen, bestimmt seyn wird."

Jeder Unbefangner wird gewiß diese Antwort des Königs nicht nur sehr gemäßigt, sondern auch billig und vernünftig finden: aber so fand dieselbe der größte Theil der Nationalversammlung nicht, und es entstanden darüber sehr heftige Debatten. „Soll denn unser erstes „und erhabenstes Werk, rief ein Mitglied der Versamm„lung aus, in seiner Geburt erstickt werden, weil Ein „Mann seine Einwilligung versagt?" a) Es entstand Lärm und Tumult. Alle schrien zugleich, und Niemand hörte. Hr. Goupit de Prefeln sagte: „Die Antwort „des Königs sey ein Eingriff in die Rechte der Nation." Hr. Pethion de Villeneuve rief aus: „Sind wir hie„her gekommen, um uns Gesetze vorschreiben zu lassen, „oder um Gesetze zu geben!" Endlich stand Mirabeau auf, und, statt mit den Debatten fortzufahren, suchte er die Versammlung, auf die Auftritte, welche an diesem Tage noch vorgehen sollten, vorzubereiten. Er sprach von dem Gastmahle der Gardes du Korps, und klagte die Königin, zwar nicht geradezu, aber doch so an, daß ihn jedermann verstehen konnte. b) Der President Herr Mou-

a) Doit-il être annéanti dès sa naissance par le refus *d'un* homme!

b) Er sagte: Si l'assemblée nationale veut déclarer qu'il n'y a en France de personne sacrée que celle du Roi, je me charge de nommer & de dénoncer.

Témoin 177.

Mounier gebot ihm Stillschweigen. Dann fuhr die Versammlung in den Debatten fort. Einer sagte: „Wenn die ausübende Gewalt Bemerkungen über unsere Beschlüsse zu machen für gut findet: so mag sie dieselben für sich behalten." Ein anderer rief aus: „Welche Macht ist größer als die unsrige!" und Mirabeau, der schon wußte, was an diesem Tage noch vorgehen sollte, war frech genug die schreckliche Maxime zu behaupten, daß einige Ermordungen zu Gründung der Freiheit nothwendig seyen. Mit drohender Geberde rief er aus: „Nationen müssen Schlachtopfer haben, „und diese Schlachtopfer werden die Minister seyn!" a) Während er diese Worte aussprach, entstand auf der Gallerie ein Geräusch des Unwillens einiger wenigen, rechtschaffenen Zuhörer, und dieses Geräusch wurde noch durch einen besondern Umstand vermehrt. Unter den Zuhörern befanden sich die Kinder des Herzogs von Orleans, nebst der Marquise de Sillery (vormalige Gräfin von Genlis) ihre Erzieherin und Gouvernante. Nachdem nun Mirabeau obige Worte ausgesprochen hatte, und ihn einige rechtschaffene Mitglieder der Nationalversammlung darüber zur Rede stellten: so stand oben auf der Gallerie, unter den Zuhörern, Hr. von Barbantanne auf, und rief herunter, den Mitgliedern der Versammlung zu: „Man sieht wohl diese Herren wollen noch mehr Laternen: wohlan! sie sollen deren haben." b) Bei diesen Worten sagte der Herzog von

U 2 Char-

a) Il faut des victimes aux nations, & ces victimes seront les ministres!

b) On voit bien que ces Messieurs veulent encore des lanternes; eh bien! ils en auront!

Témoin 204. 242.

Chartres, der älteste Sohn des Herzogs von Orleans: „Ja! Ja! es braucht noch mehr Laternen!“ a) Worauf der Marquis de Raigecourt, welcher neben ihm saß, sagte: „es ist abscheulich, daß man sich unterstehen „darf, hier solche Reden zu führen.“ b) Der Herzog von Chartres, der älteste Sohn des ersten Prinzen vom Geblüte, Er, welcher an eben diesem Tage, (wie ich aus dem genealogischen Kalender sehe) sechszehn Jahre alt wurde. Er sprach, in einem so zarten Alter, schon so kalt von Mord und Todschlag; führte, in einem so zarten Alter, die Sprache des niedrigsten Pöbels; eine Sprache, welche, in dem Munde des Abschaums der Menschheit, Schaudern und Entsetzen bei jedem Rechtschaffenen erweckt; und um soviel mehr in dem Munde eines Prinzen vom Geblüte erwecken muß! O! des verdorbenen Zeitalters, in welchem wir leben! O! des gesunkenen, verdorbenen, verworfenen Volkes, dessen Prinzen vom Geblüte die Sprache des niedrigsten Pöbels im Munde führen! Und O! der Afterphilosophen, welche uns überreden wollen, die französische Revolution sey ein Werk der Philosophie; da sie doch weiter nichts als das Werk der Kabale und der Intrigue ist! Der Herzog von Chartres hat, seit dieser Zeit, auf Befehl seines Hrn. Vaters und der Marquise von Sillery, c) die Chirurgie gelernt

a) Oui, il faut encore des lanternes!

Témoin 204. 242. *Monnier* appel. p. 233.

b) Il est abominable, que l'on ose ici tenir des propos comme ceux-là!

c) Die Marquise von Sillery (vormalige Gräfin von Genlis) ist durch ihre Schrift Adele und Theodore bekannt, welche aber nicht von ihr, sondern von seinem Manne geschrieben wurde.

lernt. Er läßt Ader und verbindet Wunden; wahrscheinlich damit er sich frühe daran gewöhnen möge, Blut zu sehen, und nicht, wie sein Herr Vater, aus Feigheit eine Krone verliere, wenn es ihm etwa auch einfallen sollte auf einem so schlüpfrigen Pfade zu wandeln. Aber welch eine Erziehung für einen Prinzen vom Geblüte! Auch ist er ein Mitglied des Jakobinerklubbs geworden, „dieses Klubbs, welcher, durch Hülfe „seiner Agenten und Affilirten, über ganz Frankreich die „allerabgeschmacktesten und schädlichsten Grundsätze ver„breitet, und überall Zwietracht, Gewaltthätigkeit und „Anarchie hinbringt.“ a)

In Paris hatten die Weiber, welche dafür bezahlt worden waren, am Sonntag Abend mit einander Abrede genommen sich am folgenden Tage auf dem Greveplatze zu versammeln. Bei Anbruch des Tages, am fünften Oktober, zogen sie, in lärmenden Haufen, durch alle Straßen der Hauptstadt, zwangen alle Weiber, welche sie antrafen mit ihnen zu gehen, und drangen hie und da in die Häuser, um Weiber und auch vornehmere Frauenzimmer herauszuholen, und dieselben mit Gewalt zu zwingen sie zu begleiten.“ „Es entsteht ein Weiber„pressen, so wie es zu London Matrosenpressen giebt. „Die starke Köchin, das zierlich gekleidete Mädchen, und „die bescheidene Jungfer, Alle müssen mitgehn, und den „Haufen vergrößern helfen. Die alte Betschwester, „welche bei Tages Anbruch in die Messe gehen will, sieht „sich

wurde. Seit der Revolution hat sie eine Schrift über die Erziehung des Dauphin herausgegeben, die voller Anmaßung und sehr mittelmäßig ist.

a) *Mounier* appel. p. 234.

„sich nunmehr, zum erstenmal in ihrem Leben, entführt,
„und schreit über Gewaltthätigkeit, während sich das
„junge Mädchen damit tröstet, daß sie endlich einmal
„Gelegenheit finde nach Versailles zu reisen, ohne un-
„ter der Aufsicht ihrer Mutter und ihrer Gouvernante
„zu seyn.“ a) Gegen acht Uhr des Morgens kam der
erste Haufe dieser Weiber auf dem Greveplatze und in dem
Hofe des Rathhauses an. Die meisten von ihnen waren
jung, ganz weiß angezogen, gepudert und frisirt; es
waren keine Weiber der niedrigsten Klassen, sondern
Freudenmädchen aus dem Palais royal. Auch waren
sie alle aufgeräumt und lustig, und schienen gar nichts
Böses im Sinne zu haben. b) Bis gegen eilf Uhr nahm
ihre Anzahl mehr und mehr zu. Sie verbreiteten sich in
alle Zimmer und Säle des Rathhauses; einige von ihnen
stiegen in den Thurm und läuteten die Sturmglocke; an-
dere blieben im Hofe des Rathhauses, lachten, scherzten
und tanzten, und riefen zwischen durch: „Wo ist Herr
„Bailly, wo ist Hr. la Fayette?“ c) Sie waren zufrie-
den, vergnügt und munter; ein deutlicher Beweis, daß
nicht Hungersnoth und Mangel sie hergetrieben hatte.
Auch waren die meisten von diesen Weibern (wie der Ad-
vokat Hr. de Blois, welcher sich damals auf dem Rath-
hause befand, ausdrücklich bemerkt) ihrer Gestalt, ihres
Betragens, und ihrer Kleidung nach zu urtheilen, gar
nicht Weiber aus den niedrigsten Klassen; es waren,
wie ich schon gesagt habe, Freudenmädchen aus dem Pa-
lais royal. Ich wiederhole diesen Umstand, weil er wich-
tig ist. Gegen eilf Uhr nahmen Lärm und Tumult auf
einen

a) *Desmoulins* révolutions 47.

b) Témoin 35. c) Témoin 35.

einen hohen Grad zu. Der Greveplaz füllte sich, mit einer Menge von Weibern, von verkleideten Männern, und mit Spießen und Dolchen bewafneten Meuchelmördern an. Einige von ihnen wollten mit Gewalt in das Rathhaus eindringen; aber die Thüre wurde verschlossen, und die Wache zu Pferde, welche vor derselben postirt war, verwehrte ihnen den Eingang. Der Haufe vergrößerte sich indessen immer mehr und mehr, und füllte bald den ganzen Platz an. Schon wurde von dem berühmten Laternenpfahl die Laterne herunter gelassen, und, statt ihrer, ein neuer Strick an den Haken bevestigt, der nun einen Verbrecher, oder einen Unschuldigen erwartete. Männer, bewafnet mit Spiessen, mit Beilen, mit Dolchen, mit langen Messern, kommen auf dem Greveplatze an, und mischen sich unter den Haufen. Soldaten der Nationalgarde, welche anmarschiren, um Ordnung und Ruhe herzustellen, werden von dem Volke zurückgeschickt, und, ohne Widerstand zu thun, schultern sie ihre Flinten verkehrt, und gehen nach Hause a). Der ungeheure Haufe schreit in einem fort: „Brodt! Brodt! „Brodt! an die Laterne mit den Urhebern der Theurung! „Brodt! Brodt! Nun drängt sich der Haufe gegen das Rathhaus, und stößt die vor demselbigen stehende Wache zurücke. Schon fängt sie an zu weichen, als die Bürgermiliz erscheint, um den ganzen Platz ein Quarree formirt, und eine dichte Reihe von Bajonetten den neuen Amazonen zukehrt. Dieser unerwartete Anblick jagt ihnen Schrecken ein, und es erfolgt eine tiefe Stille, welche einige Augenblicke anhält; dann aber, plötzlich, durch ein fürchterliches Gebrüll unterbrochen wird. Von allen

Seiten

a) Témoin 30.

Seiten fliegen Steine auf die Bürgermiliz zu; und das Bataillon, um nicht genöthigt zu seyn unter einen Haufen von Weibern zu schiessen, weicht den Gefühlen der Menschlichkeit, zieht sich zurück, und läßt die Weiber in das Rathhaus eindringen. Unter einem wilden Freudengeschrei zerschlägt nunmehr der Haufe die Thore des Rathhauses, mit Scheitern, mit Hammern und andern Instrumenten, stürzt sich in das Haus, zersprengt die Thüren, erbricht Keller und Gewölbe, vertheilt sich durch die Zimmer und Säle, plündert was ihm vorkommt, bemächtigt sich der Flinten, Kanonen, der Kriegsmunition, des Geldes, und alles dessen was Geldeswerth hatte a). Der Abbe Lefebure, eben der, welcher am 14 Julius und an den folgenden Tagen, durch seine Aufsicht über das Schießpulver, sich so viel Ruhm erworben hatte, war auf der Treppe. „Ich wollte, sagt er, mich in den Saal begeben, als ich von einem Haufen Männer angefallen wurde; es mochten „ihrer sechszehn bis achtzehn seyn. Sie faßten mich am „Halskragen, und schleppten mich in das Zimmer oben „im Thurme des Rathhauses, wo das Uhrwerk ist. „Dort warf mir ein Mann einen Strick um den Hals, „und hieng mich an einen Queerbalken. Ich verlor alle „Besinnung und wuste nichts mehr von mir selbst, als „ein Weib, oder ein in ein Weib verkleideter Mann, „den Strick abschnitt. Ich fiel auf den Boden wie ein „Stück Holz. Einer von den Männern gab mir einen „heftigen Fußtritt in die Seite, und dadurch kam ich „wiederum zu mir selbst. Ich erholte mich langsam, „und begab mich nach Hause b)". Ein anderes Mitglied

a) Témoin 35. 81. 39.

b) Témoin 44.

glied des Bürgerrathes wollten diese Meuchelmörder ebenfalls aufhängen, und schon führten sie ihn nach der schrecklichen Laterne, als er ihnen noch entgieng a). Einige dieser Mörder suchten Feuer an das Rathhaus zu legen, und warfen brennendes Papier in einige Säle, an Orte wo es nicht leicht entdeckt werden konnte b). Das gestohlene Papiergeld betrug über eine halbe Million Livres. Auch die Archive des Rathhauses wurden geplündert und die Papiere zum Theil verbrannt. Die Weiber behaupteten: alle Papiere, welche seit der Revolution geschrieben seyen, müßten verbrannt werden c). „Die Männer, (so riefen sie aus) verstehen gar nicht „wie man sich rächen muß; wir wollen uns besser zeigen.“ d) Bald nachher erschienen einige Weiber mit brennenden Fackeln, um die Archive des Rathhauses zu verbrennen, und dabei riefen sie aus: „Die Mitglieder „des Bürgerraths verdienen alle an die Laterne gehängt „zu werden, und Bailly und la Fayette zuerst!„ e) Mit Lebensgefahr riß Herr Maillard diesen Furien die Fakkeln aus den Händen, und rettete das Rathhaus vom Untergange. Lärm und Geschrei waren auf dem Greveplatze fürchterlich groß und die Gefahr war drohend. Der wüthende Haufe verlangte Mord und blutige Hinrichtungen, und drohte, mit einem gräßlichen Geschrei, alle Mitglieder des Bürgerraths aufzuhängen. So groß war der Lärm, so entsetzlich das Geschrei, und so drohend

a) Témoin 50. b) Témoin 50. c) Témoin 81.

d) Que les hommes n'avoient point assez de forces pour se venger, & qu'elles se montreroient mieux que les hommes. Témoin 81.

e) Témoin 81.

hend die Gefahr selbst damals nicht gewesen, da die Männer das Rathhaus bestürmt hatten, als gegenwärtig, da der wüthende Haufe der Weiber in dasselbe eingedrungen war. Die Männer hörten doch noch Vernunftgründe an, wenn man zu ihnen sprach; sie hörten wenigstens, ob sie gleich nicht thaten was man von ihnen verlangte: aber die Weiber hörten nicht, sondern blieben hartnäckig auf ihrem einmal gefaßten Vorsatze. Sie wollten das Rathhaus verbrennen und einreißen, und dann nach Versailles ziehen, um von der Nationalversammlung Rechenschaft über alles das zu fordern, was sie bisher gethan hatte. a) Da nun Maillard (einer von denen welche die Bastille eingenommen hatten) sahe, daß sich diese rasenden Weiber, von ihrem Entschlusse nach Versailles zu ziehen, durch Zureden nicht wollten abhalten lassen: so entschloß er sich selbst, sich an ihre Spitze zu stellen, und sie dahin anzuführen. Er ließ vor dem Rathhause durch einen Trommelschläger Lärm schlagen, versammelte die Weiber, und machte ihnen sein Vorhaben bekannt. Sie waren damit zufrieden; und einige von ihnen zerstreuten sich in der Stadt, um, durch Zureden und durch Gewalt, noch mehr Rekruten anzuwerben. Das allgemeine Rendezvous gaben sie sich auf dem Platze Ludwigs des Funfzehnten. Die mit Spiessen und andern Mordinstrumenten bewafneten Männer mischten sich nun unter diese Weiber, um sie noch mehr aufzuwiegeln und in Wuth zu bringen. Ein Haufe Weiber, mit drei Trommelschlägern an ihrer Spitze, zog durch die Straßen, um noch mehrere anzuwerben. Sie trafen einen Wagen an, in welchem sich eine Dame mit ihrem

a) Témoin 81.

ihrem Manne befand. Sie befahlen dem Kutscher zu halten, und der Dame befahlen sie auszusteigen. Sie bat und flehte, daß man sie nicht zwingen möchte mit zu gehen; aber umsonst. Dann bat sie aufs neue, daß man ihr wenigstens erlauben möchte, in ihrem Wagen, und mit ihrem Manne nach Versailles zu reisen: aber auch dieses wurde ihr nicht gestattet. Nun fieng sie an bitterlich zu weinen. Dadurch wurden einige von den Weibern erweicht, und wollten die Dame frei lassen; andere aber waren unerbittlich: darüber entstand unter ihnen selbst ein Streit; so daß sie sich einander prügelten, und während dieser Zeit setzte sich die Dame wiederum in ihren Wagen, und befahl dem Kutscher schnell fortzufahren, welches auch geschah. Auf diese Weise entgieng sie glücklich der Gefahr, welche ihr gedroht hatte.

Nun zogen die Weiber von dem Greveplatze nach Versailles, und Maillard führte sie an. Als sie zu den Thuillerien kamen, wollten sie ihren Anführer zwingen, sie durch diesen Garten zu führen: Er stellte ihnen vor: dieses seye unmöglich; die Schweizer würden es nicht zugeben, und es würde eine Beleidigung gegen den König seyn, in so großen Haufen, und bewafnet, durch seinen Garten zu ziehen. Sie schrien aber alle zugleich: wenn er nicht thun wollte, was sie ihm beföhlen, so möchte er sich wegbegeben. Einige von ihnen fielen sogar auf ihn zu und schlugen ihn. Dadurch sah er sich gezwungen ihnen nachzugeben. Nun bat er sie: sie möchten ihm wenigstens erlauben, daß er einen so unbesonnenen Schritt mit aller nur möglichen Klugheit unternehmen

a) Témoin 81.

ternehmen dürfe. Dieß gaben sie zu. Er sandte also eine von den Weibern an den Schweizer, welcher am Eingange die Wache hatte, um demselben sagen zu lassen: er habe nichts zu befürchten; diese Damen verlangten durch den Garten zu ziehen, sie wollten aber keine Verwüstungen anrichten, und sich auf alle Weise so betragen, daß sie ihm keine Vorwürfe zuziehen würden. Die abgesandte Frau hieß Lavarenne. Sie gieng zu dem Schweizer, und überbrachte ihm den Auftrag. Der Schweizer wollte sie gar nicht anhören, sondern zog seinen Degen, mit der Scheide von seiner Seite, und nahm denselben in die Hand. Das Weib schlug mit einem Besenstiel nach ihm, welchen sie in der Hand hatte; der Schweizer verfolgte sie mit dem Degen, und sie lief nach dem Haufen zurück, und schrie: „Hülfe! Hülfe! „Hülfe!" Diese Weiber, gegen den Schweizer aufgebracht, wollten alle zugleich auf ihn zufallen, und ihn in Stücken zerreissen; aber Maillard hielt sie zurück, und stellte ihnen vor: sie hätten Unrecht; eine Schildwache müste den ihr anvertrauten Posten vertheidigen; ein Soldat auf seinem Posten stelle die Person des Königs selbst vor, und müste eben so sehr geachtet werden als dieser; er bat sie daher, sie möchten nicht darauf bestehen durch den Garten zu ziehen, sondern sich gefallen lassen einen andern Weg zu nehmen. Aber sie bestanden fest auf ihrem Vorsatze. Maillard entschloß sich daher hinzugehen, und mit dem Schweizer zu sprechen. Er gieng auf ihn zu; aber der Schweizer wollte nicht nachgeben; und da er sahe daß Maillard mit Gewalt durchzudringen bereit war: so zog er seinen Degen aus der Scheide, und wehrte sich gegen Maillard, welcher ebenfalls seinen Degen gezogen hatte. Sie fochten mit einander, und parirten

rirten einer des andern Ausfälle, ohne sich zu verwunden. Bald aber kam die Lavarenne, mit ihrem Besenstiel in der Hand, herbei gelaufen, und schlug auf die beiden Degen, welche sich kreuzten, so daß dieselben den beiden Streitenden aus der Hand fielen. Nun stürzten sich die Weiber auf den Schweizer, und schlugen ihn zu Boden. Einer von den Meuchelmördern, welche sich unter die Weiber gemischt hatten, lief herbei, und stieß, mit dem Bajonette das an seiner Flinte bevestigt war, nach dem Schweizer, welcher schon, ohne alle Zeichen des Lebens, auf der Erde lag. Maillard nahm den Degen des Schweizers, und führte nunmehr die Weiber durch die Thuillerien nach dem Platze Ludwigs des Funfzehnten, dem allgemeinen Rendezvous. Der Platz war so sehr mit Volk angefüllt, daß sie es für besser hielten weiter zu ziehen, und die allgemeine Versammlung in den sogenannten Elisäischen Feldern zu halten. Dort machten sie Halte, und nun kamen, von allen Seiten her, Haufen von Weibern, bewaffnet mit Besenstielen, Spiessen, Mistgabeln, Degen, Pistolen, Flinten, und andern Waffen; aber keine einzige von ihnen hatte Schießpulver oder Kugeln. Sie beschlossen daher, erst nach dem Zeughause hin zu ziehen, und sich dort Kriegsmunition zu holen: aber Maillard rieth ihnen davon ab, und gab vor, er wisse gewiß, daß im Zeughause kein Schießpulver vorhanden seye. Durch Bitten, Zureden und Vorstellungen, brachte er es endlich dahin, daß die meisten von diesen Weibern die Waffen weglegten. Auch die übrigen thaten es endlich, zwei ausgenommen, welche Flinten trugen, und dieselben nicht weglegen wollten. Sie seyen, sagten sie beide, Marketenterinnen gewesen; die eine habe sieben Jahre gedient, und die an-

dere fünfthalb Jahre; sie verstünden mit den Waffen umzugehen und sich zu vertheidigen; sie wollten daher ihm und den übrigen Weibern zur Avantgarde dienen. Maillard wollte nicht zugeben, daß sie allein die Flinten behalten sollten, Es würde, sagte er, unter den übrigen Weibern Eifersucht und Neid gegen sie erregen, wenn er ihnen erlaubte sich auf diese Weise auszuzeichnen; er bat sie daher die Flinten wegzulegen. Aber in demselbigen Augenblicke stürzte ein Haufe Weiber auf die beiden Marketenterinnen, riß ihnen mit Gewalt die Flinten aus der Hand, und schrie dabei: „es giebt hier keine Ausnahmen!" Dem Tone der Stimme und der Gestalt nach zu urtheilen, waren diese beide, sogenannten Marketenterinnen, verkleidete Männer. Nun hielt Maillard noch eine Anrede an die Weiber. „Da sie, „sagte er, weiter keinen Grund hätten, nach Versailles „und zu der Nationalversammlung zu ziehen, als um „von ihr Gerechtigkeit und Brodt zu verlangen: so hielte „er es für besser, unbewaffnet daselbst anzukommen, „denn sie würden die Versammlung weit eher rühren, „wenn sie unbewaffnet kämen, als wenn sie Gewalt ge„brauchen wollten." Die Weiber gaben ihm Beifall, und legten nunmehr alle freiwillig ihre Waffen weg. Maillard hatte sich das Zutrauen dieses Haufens so sehr erworben, daß sie einmüthig riefen: „Niemand anders als Er solle ihr Anführer seyn!" Nunmehr brachen sie von den Elisäischen Feldern auf, und zogen nach Versailles. Maillard an ihrer Spitze, in ungepuderten, unfrisirten, fliegenden Haaren, in einem schwarzen Rocke, welcher ziemlich lumpicht aussah, und mit zwei blossen Degen in der Hand, seinem eigenen, und demjenigen, welchen er von dem Schweizer, am Eingange

der

der Thuillerien, erobert hatte. Vorauf giengen acht bis zehen Trommelschläger, welche, auf Befehl der Weiber, ohne Aufhören trommeln mußten; dann kam Maillard, und mit seinen zwei Degen in der Hand schritt er stolz einher; darauf folgten die Weiber, sechs bis sieben tausend an der Zahl; und die Arrieregarde machten zwei bis dreihundert gedungene Meuchelmörder aus. So gieng der Zug dem Flusse entlang, und an dem Ufer desselben langsam fort. So wie sie in das Dorf Chaillot einzogen, wurden alle Häuser und Laden verschlossen; denn von einem solchen Haufen war nichts als Plünderung zu erwarten. Das ganze Dorf schien wie ausgestorben: Niemand war zu sehen, und kein Mensch ließ sich hören: überall herrschte eine Todtenstille. Die durchziehenden Weiber klopften, lärmend, schreiend, lachend und schwatzend, mit unter auch drohend, an den verschlossenen Thüren der erschrockenen Einwohner. Diese zitterten in ihren Häusern, vor Bangigkeit und Schrecken. Einige blieben stille und versteckten sich; andere, denen man die Thüren einzusprengen drohte, erschienen bebend am Fenster, und baten die Weiber ihrer zu schonen. Diese verlangten eingelassen zu werden; jene weigerten sich die Thüren zu öffnen: und da drohten die Weiber dieselben einzusprengen, und machten auch schon Anstalten dazu. Einige Thüren sprengten sie wirklich ein, und plünderten alles was sie fanden. An andern Häusern schlugen sie Schilder und Aufschriften ab, und mißhandelten die armen Einwohner auf die muthwilligste Weise. Maillard, der Anführer, suchte diesen Unordnungen Einhalt zu thun, und die gänzliche Zerstörung des Dorfes zu verhindern. Er ließ Halt machen, und hielt eine Anrede an die Weiber. „Eine solche Aufführung,

„rung, meine Damen, wird Ihnen wenig Ehre ma-
„chen, und ich will nicht länger Ihr Anführer seyn, wenn
„Sie Sich so betragen wollen; denn Handlungen, wie
„die welche Sie jetzo begehen, könnten Ihnen sehr übel
„ausgelegt werden; da hingegen, wenn Sie ruhig fort
„ziehen und Niemand Schaden zufügen wollen, alle Ein-
„wohner von Paris Ihnen dafür danken werden." Diese
Anrede that gute Würkung. Sie zogen, ziemlich ruhig,
weiter, bis nach Sevres.

Auf der Brücke zu Sevres ließ Maillard Halt ma-
chen, und damit seine Weiber nicht auch in diesem Dor-
fe ähnliche Zerstörungen unternehmen möchten, wie sie
zu Chaillot unternommen hatten: so schickte er eine von
seinen Adjutantinnen ab, um sich zu erkundigen, ob
eine bewaffnete Bürgermiliz in dem Dorfe vorhanden
seye? Auf diese Frage war aber keine Antwort zu erhal-
ten, denn alle Einwohner des Dorfs Sevres waren in
der größten Bestürzung. Sie verschlossen Thüren, Bu-
den und Fensterladen, und zitterten vor Schrecken in
ihren Häusern. Die Weiber schrieen ganz rasend: sie
waren hungrig, durstig; sie wollten Wein, Wasser,
Bier, Brodt, Wurst, und hundert andere Dinge ha-
aen. Alles dieses wollten sie haben; sogleich, auf der
Stelle, ohne Aufschub; oder sie wollten, so drohten sie,
mit Gewalt in die Häuser einbrechen, und sich dasjeni-
ge was sie brauchten selbst herausholen, aber sich dann
auch an den feigen Einwohnern rächen, die sich verkrö-
chen wenn das Vaterland in Gefahr seye, und die ta-
pfern Pariserinnen nicht unterstützten, welche gekommen
wären, um nach Versailles zu ziehen, und sich an die
Spitze der Geschäfte zu stellen.

Da

Da Maillard sahe, daß er von den Einwohnern zu Sevres, welche sich alle in ihre Häuser eingeschlossen hatten, keine Antwort erhalten konnte: so gab er seinen Adjutantinnen den Auftrag, nachzusehen, ob sich unter den Männern, welche die Arrieregarde seines Zuges ausmachten, nicht einige Soldaten der Pariser Bürgermiliz befänden, und, wenn sich welche darunter befinden sollten, ihm dieselben her zu bringen. Man brachte acht Bürgersoldaten zu ihm. Einem von ihnen gab Maillard das Kommando über die andern sieben, und trug ihm auf, mit seinen Untergebenen sich nach Sevres zu verfügen, alle Becker aufzusuchen, und denselben zu sagen, daß sie alles Brodt, was sie in ihren Häusern hätten, hergeben und austheilen möchten: in diesem Falle sollte ihnen kein Unrecht und nichts Leides geschehen; denn die Weiber hätten ihrem Anführer ihr Wort darauf gegeben, daß sie Niemand Unrecht thun wollten. Die sieben Soldaten, mit ihrem Anführer, zogen nun dem Dorfe zu, um den Auftrag auszurichten, und Maillard, mit seinen Weibern, folgte ihnen nach. Ohne Widerstand kamen die Soldaten in das Dorf: alles war verschlossen, und Niemand zeigte sich. Einer von den Soldaten kam zurück, und sagte: er seye bei allen Beckern gewesen, habe aber nicht mehr als acht Brodte, jedes von vier Pfund gefunden, und die Becker schnitten nunmehro diese Brodte in kleine Stücke, und theilten dieselben unter die Weiber aus. Maillard schickte den Soldaten zurück, mit dem Auftrage: in Gesellschaft seiner Mitsoldaten die Becker zu nöthigen noch mehr Brodt herzugeben; dann theilte er den Weibern die erhaltene Nachricht mit. Diese murrten laut, theilten sich in kleine Haufen, berathschlagten sich, was nun zu thun sey,

und stießen schreckliche Drohungen gegen die Einwohner von Sevres aus. Schon fiengen sie an, haufenweise sich im Dorfe zu zerstreuen. Maillard ließ trommeln, um die Weiber wieder bei sich zu versammeln. Viele kamen; aber viele blieben auch zurück. Er that alles um sie zu besänftigen; aber vergeblich. Die Weiber zerstreuten sich, klopften an den Thüren der Weinhändler, Wirthe, Kaffeeschenken, und anderer Einwohner an, drangen mit Gewalt in den Hof eines Hauses, ergriffen Bänke, Stühle und was ihnen sonst unter die Hände kam, und fiengen nunmehr an, mit rasender Wuth die Thüren einzuschlagen, die Schilder der Krämer herunter zu reißen, und alles zu verheeren was sie nur erreichen konnten. Maillard ließ Lärm schlagen, damit sich die Einwohner von Sevres versammeln, und sich gegen diese Furien vertheidigen möchten. Es erschien ein großer Haufe bewaffneter Männer, welche er anfänglich für die Einwohner des Ortes hielt, aber es waren die Meuchelmörder, welche seine eigene Arrieregarde ausmachten. Diese vereinigten sich nunmehro mit den Weibern, und halfen diesen die Thüren der Häuser einzuschlagen, und Alles zu zerstören und zu verheeren was ihnen unter die Hände kam. Maillard ließ abermals Rappell trommeln, versammelte die Weiber und die Männer um sich her, und hielt eine Anrede an dieselben. „Ihr gebt euch, „sagte er, für Staatsbürger aus, aber, Euerem Betragen nach, würde man Euch eher für Diebe und Räuber „halten; bleibt ruhig; ich will an den Thüren anklopfen, „und sehen, ob ich Lebensmittel erhalten kann.“ Nun klopfte er an einer Thüre, und ersuchte den Bewohner des Hauses auf das freundlichste, heraus zu kommen. Ein kranker Mann erschien. Maillard bat ihn Wein

und

und Brodt zu geben, so viel er im Hause vorräthig habe. Der Kranke antwortete: Brodt habe er nicht, aber wohl Wein, und brachte zehen oder zwölf Bouteillen vor die Thüre auf die Straße. Die Weiber und die Männer waren bald damit fertig. Einige bezahlten, andere bezahlten nicht; aber alle verlangten noch mehr. Maillard bat den kranken Mann mehr Wein herbei zu schaffen: er wolle, sagte er, alles aus seinem Beutel bezahlen, und wenn sein Geld nicht hinreichen sollte, so würde er eine Anweisung auf das Rathhaus zu Paris geben, wo sie sogleich würde bezahlt werden. Der Kranke antwortete, er bedaure, daß er nicht mehr Wein im Hause habe, sonst würde er sich ein Vergnügen daraus machen, denselben unentgeltlich auszutheilen. Die Weiber dankten ihm für seine guten Gesinnungen und giengen weiter.

Die Weiber zerstreuten sich nun im Dorfe zu Sevres, und drangen mit Gewalt in die Wirthshäuser und Weinschenken. Bei der Porzellanfabrik kamen zwei Herren einem Haufen dieser Weiber entgegen. Sie fragten: „Wohin meine Damen?" — „Wir gehen nach „Versailles, um dort den König um Brodt zu bitten, „für uns, für unsere Männer und unsere Kinder." — „Nun, so geht dann, meine Kinder, antwortete einer „von den beiden Herrn, betragt euch gut, thut Niemand „etwas zu Leide, und Friede sey mit euch." — „Ja, „schrie ein Freudenmädchen aus dem Palais Royal, ja, ja, „wir gehen nach Versailles, und wollen von dort den Kopf „der Königinn auf einer Degenspitze zurück bringen. a)" Aber die übrigen Weiber befahlen ihr zu schweigen.

X 2 Alle

a) Oui, Oui, nous allons à Versailles; nous apporterons la tête de la Reine au bout d'une épée. *Témoin* 82. 83.

Alle diese Weiber, so zerlumpt auch die meisten von ihnen aussahen, hatten Geld im Ueberflusse, und prahlten damit. Einige von ihnen schüttelten ihre Taschen, um das Geld klingen zu machen. a) Eine, welche in bloßen Füßen, ohne Schuhe und Strümpfe gieng, sagte zu einer andern, die ihr dieses vorwarf: „Dennoch fehlt es mir nicht an Gelde„ b) und zog dabei aus ihrer Tasche zehn Laubthaler, wovon jeder einzeln in ein gedrucktes Papier eingewickelt war. Einer der Meuchelmörder sagte zu einem Weibe: „Sieh, meine Schwester, wie „gut wir beschlagen sind; uns fehlt es weder an Gold, „noch an Silber.„ c) Wobei er ihr zugleich Gold und Silberstücke vorwies. Dem Marquis de Valfond, welcher ihnen Geld anbot, antworteten die Weiber: „Wir brauchen nicht Geld, sondern Brodt.„ d)

Unter den Weibern befanden sich eine große Anzahl verkleideter Männer, e) und diese stießen die schrecklichsten Drohungen gegen die königliche Familie aus. Der Advokat Hr. Flamion fragte die Weiber, während sie zu Sevres waren, wohin sie wollten? Sie antworteten: „Wir gehen zum Becker, und zu der Beckerin, um Brodt „zu holen.„ — „Aber, sagte er, ihr werdet recht angeführt seyn, wenn ihr sie nicht antreft?„ — „Wenn „wir sie nicht antreffen, rief ihm einer der verkleideten „Män-

a) Témoin 10. 199. 272. 387. 294. 365.

b) Ce n'eſt pas faute d'argent. *Témoin* 82.

c) Voyez, ma ſoeur, que nous ſommes bien ferrés; nous ne manquons pas d'or et d'argent. *Témoin* 56.

d) Ce n'eſt pas de l'argent qu'il nous faut; c'eſt du pain. *Témoin* 37.

e) Témoin 237. 60. 59. 98.

„Männer entgegen: so schlagen wir das Schloß zu Versailles zu Trümmern, und setzen den Herzog von Orleans auf den Thron; der wird uns Brodt geben.„ a) Einige Drohungen der Weiber gegen die Königin sind zu entsetzlich, als daß ich sie übersetzen möchte. b) Diejenigen Weiber, welche müde waren, und nicht weiter mitgehen wollten, schleppten die übrigen nach, oder schlugen sie so lange, bis sie kein Zeichen des Lebens mehr an ihnen bemerkten, und ließen sie dann auf der Straße liegen. c)

Von dem Greveplatze her hatten die Weiber Kanonen mit sich geschleppt. Da ihnen aber die Last zu schwer geworden war: so hielten sie auf der Straße einige Wagen an, und spannten die Pferde derselben an die Kanonen. Einige von ihnen setzten sich auf die Pferde; andere ritten auf den Kanonen, mit der brennenden Lunte in der einen, und einem großen Küchenmesser in der andern

a) Sacré nom d'un Dieu, s'ils n'y sont pas, nous f . . . . le chateau de Versailles en canelle, et nous plaçons Monseigneur le Duc d'Orleans sur le trône, et il nous donnera du pain. *Témoin* 237. Ein anderer sagte; Marie-Antoinette a chaud; je me baignerai les mains dans son sang. *Témoin* 243.

b) Sie sagten: „ Nous voulons voir Marie-Antoinette entre les deux yeux. La Polignac l'a . . . . . & nous lui enfoncerons jusqu'au coude.„ Elles ont ajouté, qu'elles vouloient chacune rapporter quelque chose de Marie-Antoinette. Une a dit: j'en aurai une cuisse; une autre, j'en aurai les tripes; et en disant ces choses, plusieurs tendoient leurs tabliers, comme si elles eussent eu dedans, ce qu'elles se promettoient d'avoir, et dans cette attitude elles dansoient. *Témoin* 243.

c) *Témoin.* 243.

dern Hand. Maillard ließ nunmehr wieder zum Abmarsche trommeln, und versammelte die Weiber, und in Weiber verkleidete Männer um sich her. Sie erschienen beinahe alle: aber die bewafneten Meuchelmörder blieben zurück, und fuhren fort zu trinken, und über den Königsmord, welchen sie vorhatten, sich zu berathschlagen. Viere von diesen Männern setzten sich, in einem Wirthshause zu Sevres, an einen Tisch und verlangten eine Bouteille Wein. Während des Trinkens sprachen sie über die Expedition, auf welcher sie so eben begriffen waren. Einer von ihnen sagte: „Wahrlich! ich kann mich „nicht entschließen, Ihn zu tödten; IHN! nein, das „wäre nicht recht; aber SIE; recht gerne.„ a) Sein Nachbar antwortete: „Rette sich wer da kann; das „wird sich zeigen, wenn wir erst da sind.„ b) Solche feine Distinktionen, zwischen dem Könige und der Königin, hatte man im Palais Royal sogar die Meuchelmörder gelehrt!

Maillard, welcher von den Verschwornen zu diesem Zuge gedungen, und von ihnen bezahlt war, brachte seine Weiber wieder in Ordnung, um die Reise fortzusetzen. Es regnete sehr stark, und auf der Straße lag tiefer Koth: aber dieß hinderte sie nicht, aufzubrechen und weiter zu ziehen. Er nahm ohngefähr zwanzig Männern ihre Spieße weg, und bewafnete eben so viele Weiber damit, denen er befahl, die Avantgarde auszumachen, und nicht zuzugeben, daß irgend eine von den übrigen

a) Ma foi, je ne peux me résoudre à le tuer, LUI; cela n'est pas juste: mais pour Elle, volontiers.

b) Sauve qui peut, il faudra voir quand nous y serons. *Journal politique national.*

gen Weibern vor ihnen vorbei gienge. So zogen sie fort. Die Männer waren zurück geblieben, und darüber wurde Maillard unruhig, weil er befürchtete, sie möchten das Dorf Sevres plündern, oder andere Unordnungen anfangen. Laut gab er seine Besorgniß hierüber zu erkennen. Da kam ein Mann auf ihn zu gelaufen, mit fliegenden Haaren, mit offenem Halse, und in zerlumpten Kleidern. Er habe, sagte er, am Morgen, in einer Kirche zu Paris Sturm geläutet; da hätten ihn einige Männer, welche darüber böse geworden wären, aufgehängt; aber in demselbigen Augenblicke hätten die Weiber den Strick abgeschnitten, und ihn genöthigt, mit nach Versailles zu kommen: nun sey er gesonnen, das Kommando über die zurückgebliebenen Männer zu übernehmen, wenn Maillard ihm dasselbe übertragen wolle. Maillard antwortete: er könne ihm das Kommando eben so wenig übertragen, als er selbst dasselbe werde übernehmen können; wolle er Gutes thun, so würde man ihm jederzeit dafür dankbar seyn, und in diesem Falle solle er sich nachher auf dem Rathhause melden, wo man seine Verdienste belohnen werde. Der Unbekannte verlangte von Maillard einen seiner beiden Degen, und Maillard gab ihm seinen eigenen, und behielt den des Schweizers in der Hand. Maillard, an der Spitze der Weiber, setzte seinen Zug nach Versailles fort. Nachdem sie durch Viroflai gekommen waren, trafen sie einige Reuter mit schwarzen Kokarden auf ihren Hüten an. Diese wurden von den Weibern angehalten, und man drohte, sie umzubringen, weil sie, wie die wüthenden Weiber behaupteten, die Nationalkokarde beschimpft hätten. Einen der Reuter rissen die Weiber vom Pferde, schlugen ihn, nahmen die schwarze Kokarde von seinem

Hute,

Hute, gaben dieselbe ihrem Anführer Maillard, und bemächtigten sich des Pferdes. Maillard ließ Halt machen, entriß den Unbekannten dem ihm gedrohten Tode, unter der Bedingung, daß er, zu Fuße, mit dem Zuge nach Versailles ziehen, und sich dort der verdienten Strafe unterwerfen solle. Der Unbekannte ließ sich alles gefallen, und bat nur, daß man ihm nicht das Leben rauben möchte. Eine von den Weibern setzte sich auf das Pferd, und ritt in vollem Galoppe davon, um zu Versailles von der Ankunft der übrigen Nachricht zu geben. Etwas weiter hin trafen sie zwei andere Männer zu Pferde, mit schwarzen Kokarden auf ihren Hüten an. Auch diese wurden aufgehalten, mißhandelt, und ihnen ihre Hüte mit den Kokarden weggenommen. Zwei Weiber setzten sich auf die Pferde dieser Unbekannten, und zwangen die Eigenthümer der Pferde, hinter ihnen her, zu Fuße zu gehen. Maillard ließ abermals Halt machen, und stellte den Weibern vor: es seye unschicklich, daß sie die Kanonen, welche sie mit sich führten, an die Spitze des Zuges gestellt hätten; dieses gebe ihnen das Ansehen, als ob sie feindliche Gesinnungen mit sich nach Versailles brächten; sie möchten daher, um dieses zu verhüten, und in Versailles bei ihrer Ankunft keinen Aufruhr zu verursachen, die Kanonen in die Mitte des Zuges nehmen, sich vergnügt und lustig stellen, und bei ihrer Ankunft zu Versailles das Lied singen: Vive Henri quatre, Vive ce Roi vaillant u. s. w. Sie willigten ein und thaten dieses, und dagegen empfiengen die in ungeheurer Menge versammelten Bürger von Versailles, den Zug mit einem wiederholten Rufen: „Hoch leben unsere Pa„riserinnen! Hoch leben unsere Pariserinnen!„ Vom Regen und Kothe waren die Weiber ganz naß und schmutzig;

schmutzig; sie schüttelten daher, bei ihrer Ankunft zu Versailles, ihre Röcke und Taschen, worin das Geld klingelte, und sagten: „Seht einmal, wie wir uns zugerichtet „haben; wir sehen aus wie Teufel, aber die . . . . . . „soll uns dafür theuer genug bezahlen.„ a) Es war halb fünf Uhr Nachmittags, als der Zug zu Versailles ankam. Das Regiment Flandern stand auf dem Paradeplatze unter den Waffen, und die ankommenden Weiber mischten sich sogleich zwischen die Linien der Soldaten, sprachen mit denselben, liebkosten sie, b) entblößten sich vor ihnen auf die schändlichste Weise, c) und wandten alles an, um sie zu verführen. Die Soldaten hatten Befehl von ihren Officieren, die Weiber nicht zwischen den Linien durch zu lassen: aber sie kehrten sich nicht daran, sondern freuten sich schon im voraus auf das Vergnügen der künftigen Nacht. d) Einige Gardes du Korps ritten den Weibern entgegen, und fragten, was sie wollten? Aber diese antworteten: „Geht, und sagt eueren Gardes du Korps, daß sie proskribirt seyen, und daß wir „sie alle, soviele von ihnen unter unsere Hände kommen, „umbringen werden.„ e) Einige von den Meuchelmördern, welche Flinten trugen, fiengen an, auf die Gardes du Korps zu schießen. f) Einem der Gardes du Korps wurde sein Pferd getödtet, und er entgieng, nur durch Hülfe seiner Kameraden, dem ihm von den Meuchel-

a) Voyez comme nous sommes arrangées, nous sommes faites comme des diables, mais la b . . . . e nous le payera cher. *Témoin* 71.

b) *Témoin* 59. 29. 294. 211. c) *Témoin* 98.

d) Die Soldaten sagten: Nous allons avoir un plaisir de mâtin. *Témoin* 29.

e) Témoin 101, 83. 342. 365. f) Témoin 294. 365. 139.

chelmördern gedrohten Tode. Ueberall, wo sich die Gardes du Korps zeigten, wurden sie von den Weibern und den Meuchelmördern verfolgt, mit denen sich nunmehr auch die Bürgermiliz von Versailles vereinigt hatte. Gegen fünf Uhr drängte sich ein Soldat der Pariser Bürgermiliz durch die Reihen der Garde du Korps, den blossen Säbel in der Hand, mit Gewalt durch. a) Statt ihn auf der Stelle niederzuhauen, wie ein so unbesonnener Angriff verdient hätte, begnügten sich die Officiere damit, ihn wegzujagen, weil sie sich vorgenommen hatten, den unsinnigen Pöbel so gelinde als möglich zu behandeln, und so viel möglich Bürgerblut zu schonen. Die Officiere suchten den Mann anzuhalten, als er zum zweitenmal wieder kam. Sie verfolgten ihn, und in demselbigen Augenblicke schoß ein Bürger von Versailles seine Flinte los, und zerschmetterte dem Hrn. de Savonnieres, einem Officier der Gardes du Korps, das Schulterblatt. An den Folgen dieser Wunde ist der tapfere Officier seither gestorben. b) Den Gardes du Korps hatte der König ausdrücklich verbieten lassen, sich zu wehren, oder auf das Volk zu schießen, und dadurch befanden sie sich nur desto mehr den Beschimpfungen und Mißhandlungen des Pöbels ausgesetzt.

Der Hof hatte von allem, was zu Paris vorgegangen war, so wenig etwas erfahren, daß der König gegen ein Uhr Nachmittags auf die Jagd gefahren war. c) Während er jagte erhielt er, durch Hrn. de Cubieres, einen Brief von Versailles, worin ihm berichtet wurde, daß ein Haufe bewafneter Weiber von Paris im Anzuge begrif-

a) Témoin 82. 158. 216. b) Témoin 20. 21. 25. 153. 163. 380.
c) Témoin 212.

begriffen sey, und daß die Königin sehr wünsche, daß er zurück kommen möchte. Der König nahm den Brief, gieng einige Schritte bei Seite, erbrach denselben, las ihn, und forderte sogleich sein Pferd. Kaum war er auf das Pferd gestiegen, als ein unbekannter Ludwigsritter erschien, der nicht bei der Jagd gewesen, und von welchem Niemand wuste wie er hergekommen war. Dieser warf sich vor dem Könige auf die Knie, und sagte laut: „Sire, man betrügt Sie. Ich komme so eben „von der Militairschule, und ich habe dort einen Haufen „Weiber gesehen, die sich versammeln, und sagen, sie „wollen nach Versailles kommen, um Brodt zu holen. „Ich bitte Eure Majestät sich ja nicht zu fürchten." — „Fürchten! antwortete der König, fürchten! ich habe „mich in meinem ganzen Leben nicht gefürchtet." Und mit diesen Worten ritt der König im Galoppe nach Versailles zurück, wo er um drei Uhr ankam. a) Nachdem der König den Brief gelesen hatte, sagte er zu dem Ueberbringer, dem Herrn **de Cubieres**: „Die Pariser „Weiber kommen nach Versailles und wollen Brodt ha„ben. Ach! Wenn ich welches hätte: so würde ich nicht „warten bis sie kommen müßten mir dasselbe abzufor„dern." b) Man kann nicht ohne Schaudern denken, in welcher Gefahr sich der König befand. Wäre er eine halbe Stunde später von der Jagd zurück gekommen: so hätte er sich von den Weibern umringt gesehen, und von den Meuchelmördern, welche nach Versailles gekommen waren um ihn zu ermorden! Herr von Luxemburg fragte den

a) *Témoin* 233. Peur, Monsieur, je n'ai jamais eu peur de ma vie!

b) Témoin 269.

den König: „Haben Ew. Majestät wegen ihrer Garde „etwas zu befehlen?" Der König antwortete lachend: „Was! um der Weiber willen; Sie spotten über „mich!" a)

„Während diese Weiber von Paris im Anzuge be„griffen waren, bemerkte man in der Nationalversamm„lung daß etwas Außerordentliches vorgieng. Man be„rathschlagte sich über die Antwort des Königs auf „die beschlossenen Artikel der Konstitution, und auf „die Bekanntmachung der Rechte des Menschen, und, „aus der Art wie die Berathschlagung geführt wurde, „bemerkten auch diejenigen Mitglieder welche um die „Verschwörung Nichts wußten, dennoch die Zeichen ei„nes sich nähernden Sturmes. Einige Mitglieder ver„langten: der König solle seine Antwort zurück nehmen, „und, ohne Widerrede oder Einwendungen, die dekre„tirten Artikel annehmen; und diejenigen, welche die„ses verlangten, sprachen in einem so hohen und so despo„tischen Tone, daß man deutlich sehen konnte, sie waren „ihres Erfolges schon gewiß. An diesem Tage wurde, „zum erstenmal, das von den Gardes du Korps gege„bene Gastmahl als ein strafbares Bacchanal vorgestellt; „die Gallerien wurden lärmend; die Königinn wurde an„geklagt. Alle diejenigen, welche die Antwort des Kö„nigs vertheidigten, wurden durch ein heftiges Geschrei „in ihrer Rede unterbrochen. Der Bischoff von Lan„gres konnte es nicht dahin bringen, daß man über fol„gende einfache Frage Stimmen gesammelt hätte: „Ist „man mit der Antwort des Königs zufrieden oder nicht?

a) Allons donc, pour des femmes; vous vous mocquez de moi. *Forfaits du 6 Octobre.* T, 2, p. 239.

„nicht?“ Diese Antwort sollte schlechterdings als null „und gar nicht gegeben angesehen werden, und man be„rathschlagte sich nur über die Ausdrücke, welche man „dem Monarchen vorschreiben wolle, um dieselbe zu „widerrufen.“ a)

Indessen hatte sich gegen eilf Uhr Vormittags in der Nationalversammlung das Gerücht verbreitet, daß der Pöbel von Paris im Anmarsche begriffen seye und die Nationalversammlung bestürmen wolle. Die meisten Mitglieder geriethen durch diese Nachricht in Schrecken und Bestürzung, und thaten, ohne Widerrede, Alles was diejenigen Mitglieder, deren Popularität bekannt war, von ihnen verlangten. b) Denjenigen Mitgliedern, welche nichts um die Verschwörung wußten, war die Nachricht, daß der Pariser Pöbel nach Paris komme, höchst unerwartet. Der Abbe Sieyes sagte: „Ich „begreife gar nicht wie das zugeht; es ist ja verkehrt.“ c) Mirabeau, welcher seinen Freundinnen, den Pariserinnen, entgegen zu gehen wünschte, um mit denselben gehörige Abrede zu treffen, stand zwischen eilf und zwölf Uhr von seinem Sitze auf, näherte sich dem Presidenten, dem Herrn Mounier, und sagte: „Es sind 40000 Mann „von Paris gegen uns im Anmarsche begriffen; eilen Sie „mit den Debatten; stellen Sie sich krank, und heben „Sie die Sitzung auf.“ Mounier antwortete: ich sehe „gar keinen Grund, um bei einer so wichtigen Be„rathschlagung sich zu übereilen; man übereilt sich ja so „nur zu oft.“ — „Aber, antwortete Mirabeau, beden„ken Sie, daß Proskriptionslisten herum gehen, und „daß

a) *Mounier* appel p. 128. b) *Mounier* appel. p. 129.

c) Témoin 148. 139. Cela marche en sens contraire.

„daß Ihr Name oben an steht." — Desto besser für „Sie, versetzte Mounier, desto besser für Sie wenn man „mich ermordet; Sie erhalten dann nur um so viel schnel„ler das was Sie verlangen." a) Endlich beschloß die Versammlung, eine Gesandschaft an den König zu schiken, um von ihm zu verlangen, daß er die neunzehn dekretirten Artikel der Konstitution, und die Artikel der Bekanntmachung der Rechte des Menschen und des Bürgers, ohne alle Einwendung oder Widerrede, bestätigen, genehmigen und unterschreiben möchte. Als dieses beschlossen wurde war es halb vier Uhr, und schon konnte man die Trommeln und das Singen der ankommenden Weiber hören. In diesem Augenblicke verließen alle Verschwornen zu gleicher Zeit die Versammlung, und giengen heraus, um sich mit den ankommenden Weibern zu unterhalten, und dieselben noch mehr aufzuwiegeln. Einige von ihnen theilten auch Geld unter die Weiber aus. Gegen vier Uhr verlangten einige von den Weibern vor die Schranken der Versammlung gelassen zu werden, um ihre Beschwerden anbringen zu können. Herr Mounier erlaubte, daß ohngefähr zwölfe von ihnen vor der Versammlung erscheinen durften. Sie kamen, und Maillard redete in ihrem Namen. Er sprach von der Hungersnoth, welche zu Paris herrsche; er behauptete, man habe die Müller bezahlt damit sie nicht mahlen möchten; er verlangte, daß das Regiment Flandern Versailles wiederum verlassen solle, und daß der beleidigten Nationalkokarde Genugthuung geschehen solle, wobei er, mit heftiger Wuth, die schwarzen Kokarden,

a) *Mounier* Déposition. Mémoires de *Lally-Tolendal. Témoin* 177.

den, welche er auf seinem Kreuzzuge erobert hatte, im Angesichte der Versammlung, in Stücken zerriß. Er verlangte ferner, daß man ihm erlauben möchte, in allen den Häusern, in welchen man einen versteckten Kornvorrath vermuthen könne, Nachsuchungen anzustellen; er klagte die Geistlichen an, daß sie Feinde des Volkes wären; und drohte endlich, daß er Jedermann zwingen wolle die Nationalkokarde zu tragen. Dabei bediente er sich der Ausdrücke: „Wir verlangen, Wir fordern. a)" Herr Mounier bat ihn, zu bedenken vor wem er rede, und die der Nationalversammlung schuldige Hochachtung nicht aus den Augen zu setzen. Auf diese Vorstellung antwortete Maillard: „Sagen Sie was „Sie wollen, wir sind doch alle Brüder." Als er bald nachher jene respektwidrigen Ausdrücke wiederholte; als er sagte: das Volk sey in Verzweiflung; sie hätten den Arm aufgehoben; sie würden Excesse begehen, und es hange nunmehr von der Nationalversammlung ab das Blutvergiessen zu verhüten; in der Nationalversammlung selbst, und unter ihren Mitgliedern befinden sich Feinde der öffentlichen Ruhe, und Personen die an der Hungersnoth, welche gegenwärtig Paris bedrohe, Ursache wären; diese Feinde gäben den Müllern Geld, damit sie nicht mahlen möchten, er habe die Beweise dieser Thatsachen in Händen; er kenne die Personen, aber er wolle sie nicht nennen, weil er kein Angeber sey, sondern bloß allein hieher komme um Brodt zu erhalten; als er in diesem drohenden Tone sprach: da fragte ihn Herr Mounier: „Ist das auch gewiß was Sie da sagen?"

Maillard

a) Nous voulons, nous exigeons. *Mounier* appel. p. 135. *Témoin* 140.

Maillard antwortete: „Ja!“ und alle die Weiber welche mit ihm vor den Schranken standen, und die Weiber die sich in den Saal hinein gedrängt hatten, und die Weiber auf den Gallerien, alle schrien laut! „Ja! Ja! „Ja! es ist wahr!“ Der größte Theil der Mitglieder der Versammlung bezeugten laut ihren Unwillen über das unschickliche Betragen dieses Mannes, der es wagte, sogar in der Nationalversammlung die Mitglieder derselben anzuklagen. Herr de Rochebrune stand auf, und sagte zu Maillard: „Denkt daran, daß ihr euch in der „Nationalversammlung befindet, und daß, wenn ihr den „gehörigen Respekt aus den Augen setzet, oder die Mit„glieder derselben beleidiget, ihr verdient dafür gestraft „zu werden.“ Der President, Herr Mounier, antwortete auf die Anrede des Maillard. Er vermahnte die Weiber, die öffentliche Ruhe nicht zu stören, und versicherte, der König und die Nationalversammlung würden alle ihre Kräfte anwenden, um Paris mit Lebensmitteln zu versorgen, und sie vollkommen zufrieden zu stellen. Mit dieser Antwort waren die Weiber nicht zufrieden. Ein Mitglied der Versammlung schlug daher vor, eine Gesandschaft an den König zu schicken, um ihm von dem Zustande der Hauptstadt Nachricht zu geben. Dieser Vorschlag wurde von den meisten Mitgliedern mit großem Beifalle aufgenommen, und es wurde noch hinzu gesetzt, der President der Versammlung möchte sich, zu gleicher Zeit, bei dem Könige erkundigen, zu welcher Stunde es ihm gefällig seyn würde eine zweite Gesandschaft anzunehmen, welche ihm die dekretirten Artikel der Konstitution zum Unterzeichnen überreichen sollte. Herr Mounier, begleitet von zwölf Mitgliedern der Nationalversammlung und von einigen Weibern, verließ den Saal

der

der Versammlung, und trat seinen Weg nach dem Schlosse an. Er mußte diese Gesandschaft übernehmen, weil ihm, als dem Presidenten der Nationalversammlung, dieselbe von der Versammlung übertragen war. Uebrigens sah er wohl ein, daß diese Gesandschaft an den König ein falscher Schritt war, welcher bei dem Volke den Gedanken erwecken mußte, daß es in der Gewalt des Monarchen stehe, der Hungersnoth ein Ende zu machen. Um daher den nachtheiligen Folgen dieser Gesandschaft zuvor zu kommen, sagte Herr Mounier zu den Weibern, welche, zu der Zeit da er die Versammlung verließ, an den Schranken standen: „Der König kann weiter nichts „thun, als, in eurer Gegenwart wiederholen, was ich „euch schon gesagt habe; nemlich daß er, in Verbindung „mit der Nationalversammlung, alles gethan hat, und „noch ferner thun wird, um der Stadt Paris Lebens„mittel zu verschaffen.“ a)

Die Abgesandten giengen nunmehr, begleitet von allen den Weibern, durch den Regen und tiefen Koth, nach dem Schlosse. Die Einwohner von Versailles hatten sich auf dem Schloßplatze versammelt, und machten zwei Reihen, zwischen welchen die Abgesandten durchgiengen. Hin und wieder waren zerstreute Haufen der von Paris gekommenen Weiber, und unter ihnen mit Lumpen bedeckte Männer, die, mit wildem Blicke und drohenden Gebehrden, von Zeit zu Zeit, auf eine schreckliche Weise heulten. Sie waren theils mit Flinten, theils mit Spießen, theils mit Säbeln bewaffnet, zum Theil auch mit Stöcken, welche eine eiserne Spitze hatten. Einige

a) *Mounier* appel. p. 132.

Einige trugen Beile und Prügel; andere trugen lange Stöcke, an deren Enden Scheermesser fest gebunden waren; und noch andere, an langen Stöcken bevestigte Sicheln und Dolche. Die Gardes du Korps patrouillirten, und sprengten, in vollem Galoppe, mitten durch die heulenden Haufen hindurch. So wie sich die Gesandschaft dem Schlosse näherte, kam ein abgeschickter Haufe von Männern, welche mit Beilen, Spiessen und Knüppeln bewaffnet waren, um die Abgesandten nach dem Schlosse zu begleiten. Die Gardes du Korps, welche den Haufen zusammenlaufen sahen, ohne zu wissen in welcher Absicht, sprengten in vollem Galoppe hindurch. Die Männer, die Weiber und die Abgesandten, zerstreuten sich im Kothe, vereinigten sich aber bald wieder, und giengen nach dem Schlosse zu. Das Gitterthor des Schloßhofes wurde aufgemacht, und die Abgesandten der Nationalversammlung wurden hinein gelassen, aber den übrigen Begleitern ward der Eingang verwehrt. Indessen drängten sich doch einige von den Pariserweibern, mit Hrn. Mounier in den Schloßhof, in das Schloß, und bis in das Audienzzimmer des Königs. Der President der Nationalversammlung stellte diese Weiber dem Könige vor, und erzählte ihm, in welcher traurigen Lage die Stadt Paris sich befinde; setzte aber hinzu, daß er ihnen schon gesagt habe, Seine Majestät hätten Alles gethan um die Hauptstadt zu versorgen, und würden es ferner thun. Dieses sein Versprechen bat er nunmehr den König selbst zu bestätigen. Der König, sehr gerührt, versprach Alles zu thun was von Ihm abhinge; umarmte die Weiber; und befahl ihnen zu essen zu geben, und sie in den Königlichen Wagen nach Paris zurück zu führen. Die Weiber, welche Herr Mounier dem Könige

vorge-

vorgestellt hatte, waren fünfe an der Zahl. Diejenige, die, im Namen der übrigen, das Wort führte, hieß Chabry, und war ein Sträussermädchen aus dem Palais Royal; ein bekanntes Freudenmädchen. Sie erschrack so sehr, als sie mit dem Könige sprechen sollte, daß sie, wie sie selbst erzählt, ohnmächtig wurde. Der König ließ ihr, zu ihrer Erfrischung, in einem goldenen Becher, Wein reichen, wornach sie sich wieder erholte. Als sie Abschied von dem Könige nahm, umarmte er sie. Darauf verlangte sie die Königinn zu sprechen, aber der König sagte: seine Gemahlin befinde sich nicht zu Versailles, sondern zu Trianon. a) In dem Zimmer, bei dem Könige, befanden sich der Herr de St. Priest, der Siegelbewahrer, der Herzog de Gevres, und einige andere Herren des Hofes. Hr. St. Priest fragte eines dieser Mädchen, welche Rolin hieß, was sie wollten? Sie antwortete: sie sey von den übrigen Weibern, wider ihren Willen, mit Gewalt nach Versailles geführt worden. „Zu welchem Endzwecke?“ fragte Herr de St. Priest. „Um dem Könige zu sagen, daß es seiner guten „Stadt Paris an Broot fehle.“ — „Warum, fuhr Hr. de St. Priest fort, habt ihr nicht auf dem Rathhause zu Paris eure Klagen angebracht?“ — „Wir sind dort gewesen: aber wir haben keinen Menschen angetroffen.“ —

 „So

a) Témoin. 183. Keines dieser Mädchen hat mit der Königinn gesprochen, und die Unterredung, welche Herr Schulz in dem staatsumwälzenden Almanache erzählt, ist ganz erdichtet. Wenn ein Pariser Freudenmädchen dreist genug gewesen wäre, mit Marien Theresiens Tochter auf eine solche Weise zu sprechen, wie dort erzählt wird: so würde die Monarchin Ihrem bekannten Karakter getreu, und folglich Anders geantwortet haben!

„So hättet ihr, versetzte Hr. de St. Priest im Scherze, das Thor des Rathhauses zuschließen, und dem Könige die Schlüssel überbringen sollen, um ihm zu beweisen, daß seine Stadt Paris gut verwahrt ist!" a) Nun nahmen diese Weiber von dem Könige Abschied, und der König gab ihnen ein Papier, worinn er schriftlich versprach, daß er sich bemühen wolle der Hungersnoth abzuhelfen. Die Chabry nahm das Papier, dankte dem Könige, und gieng vergnügt und freudig, mit der Rolin und den andern, aus dem Schlosse, durch den Schloßhof, zu dem Haufen von Weibern, welche indessen vor dem Gitterthore auf sie gewartet hatten. Sie erzählten, wie gnädig sie von dem Könige wären aufgenommen worden, und zeigten den übrigen die königliche Handschrift. Aber diese waren sehr unzufrieden, fluchten, behaupteten, sie hätten Geld von dem Könige erhalten, und verlangten, daß sie die erhaltene Summe mit ihnen theilen sollten. Die beiden Weiber leerten ihre Taschen aus, um zu beweisen daß sie kein Geld erhalten hätten: aber dieses überzeugte die übrigen nicht. Sie rissen ihnen die königliche Schrift aus der Hand, sagten es sey ein bloßer Wisch, der zu nichts dienen könne, denn der König habe nicht einmal seinen Namen unterschrieben. Mit diesen Worten fielen die andern Weiber über die beiden her, schlugen sie, gaben ihnen Stöße mit den Fäusten in den Unterleib, warfen sie nieder, traten sie mit Füßen, legten ihnen Strumpfbänder um den Hals, und drohten sie an die nächste Laterne aufzuhängen. Einige Gardes du Korps retteten diese beiden Unglücklichen vom Tode, mit eigener Lebensgefahr. Nun giengen die beiden Freudenmäd-

a) Témoin 187.

denmädchen, die Chabry und die Rolin, mit der königlichen Schrift in der Hand, wieder auf das Schloß zu dem Könige zurück, stellten ihm, weinend und schluchzend, vor, wie sehr sie wären mißhandelt worden, und baten ihn zu unterschreiben. Der König empfieng sie abermals sehr gütig, gieng mit den beiden Weibern auf den Balkon, und sagte dem unten versammelten Haufen, daß diese beiden Abgesandten von ihm kein Geld erhalten hätten. Dann unterschrieb er das Papier. Mit diesem Papiere in der Hand kamen sie aus dem Zimmer des Königs. Die Chabry hielt dasselbe im Vorzimmer in die Höhe, und rief überlaut, mit einem kräftigen Schwure: „ich habe ja wohl gewußt, daß er es würde unterschreiben müssen a)" Dann giengen sie nach der Nationalversammlung zurück, liessen in derselben die von dem Könige erhaltene Schrift vorlesen, und von dem Sekretair der Nationalversammlung unterschreiben.

Sobald Mounier die Versammlung verlassen hatte, nahm, an seiner Stelle, der Expresident, der Bischof von Langres, den Presidentenstuhl ein. Kaum hatte dieser Prälat sich niedergesetzt, als Maillard, welcher sich selbst den Sprecher der Weiber nannte, eine neue und höchst insolente Rede hielt, welche eine persönliche Beleidigung des Presidenten war. Er fieng damit an, daß er abermals verlangte, das Regiment Flandern solle von Versailles entfernt werden; „denn, sagte er, zu der „Zeit einer Hungersnoth, wie diejenige ist, in welcher „sich jetzo die Hauptstadt befindet, sind tausend Perso„nen mehr zu ernähren, schon eine sehr beträchtliche An„zahl

a) Nous savions bien que nous lui ferions sanctionner! Témoin 127. 177.

„zahl. Zu den Zeiten einer Hungersnoth, sage ich, wie „die gegenwärtige ist, wo das Pfund Brodt zu Paris „drei Livres und zwölf Sous kostet.“ Bei diesen Worken stand ein Mitglied der Versammlung auf, und fragte Maillard: „Wie er sich unterstehen könne, der National„versammlung solche Unwahrheiten vorzusagen? Er kom„me so eben von Paris; und er habe gesehen daß man „sich zu den Beckern dränge, aber das Pfund Brodt koste „nicht mehr als zwölf und einen halben Sous.“ Maillard antwortete dreist: „Was ich gesagt habe das „will ich nunmehr beweisen. Das Gedränge bei den „Beckern ist so groß, daß ein Weib kein Brodt mehr er„halten kann; es muß ein Mann seyn, der es unter„nimmt sich welches zu verschaffen. Nun verliert dieser „Mann einen ganzen Tag darüber, einen Tag, *an wel*„chem er drei Livres hätte verdienen können, und zwölf „Sous bezahlt er für das Brodt: folglich kostet ihm das „Pfund Brodt drei Livres und zwölf Sous. Uebri„gens bin ich, so wie alle Bürger der Hauptstadt, über„zeugt, daß die Nationalversammlung sich bemüht eine „gute Konstitution zu gründen, aber ich habe auch ge„hört, und die ganze Hauptstadt weiß es, daß die Geist„lichen aus aller Macht der neuen Konstitution sich wi„dersetzen.“ Bei diesen Worten schrien die Weiber und die Zuhörer auf den Gallerien, mit Einer Stimme: Weg „mit den Tonsuren! Weg mit den Tonsuren! „Die Geist„lichen sind an all unserem Unglücke Schuld! a) Dann fuhr Maillard fort: „Es ist nicht meine Absicht gewesen „irgend ein Mitglied dieser Versammlung anzuklagen,

„viel-

a) A bas la calotte! C'eſt tout le Clergé qui fait nôtre mal. *Témoin* 81.

„vielmehr wollte ich den Herren der Geistlichkeit, durch „dasjenige was ich gesagt habe, Gelegenheit geben sich „zu vertheidigen, und die Beschuldigungen, welche man „ihnen in Paris macht, wenn diese Beschuldigungen un„gerecht seyn sollten, von sich abzuwenden." Herr Robertspierre hielt hierauf eine sogenannte patriotische Rede, wodurch die Weiber etwas ruhiger wurden. Bald nachher drang ein ganzer Haufe Weiber mit Gewalt durch die Wache und in den Saal der Versammlung. Sie setzten sich auf die Bänke, zwischen die Mitglieder der Versammlung, sprachen und lärmten a). Einige von ihnen lachten über die Sekretaire der Versammlung b); andere verspotteten den Presidenten c), und nöthigten denselben, sowohl als andere Mitglieder der Versammlung, zu wiederholtenmalen, sie zu umarmen d). Die Versammlung, um diesen lautmurrenden Haufen zufrieden zu stellen, sah sich gezwungen, über die zu Paris herrschende Hungersnoth, und über die Mittel der Hauptstadt Brod zu verschaffen, sich zu berathschlagen. Sie faßte einen Beschluß, vermöge welches von den benachbarten Orten her Korn nach Paris geführt werden sollte. Der President ließ eine Abschrift dieses Beschlusses dem Anführer der Weiber, dem Maillard, übergeben. Dieser aber antwortete: „Damit sind wir nicht „zufrieden; der Beschluß erlaubt uns nicht, an denen „Orten wo wir verstecktes Korn vermuthen, selbst nach„zu

a) Témoin. 155. 148. b) Témoin 148.
c) Témoin 148. 120.
d) Sie sagten zu dem Presidenten, dem Hrn. Bischof von Langres: „Lege deine beiden Daumen auf den Tisch." Er that es; darauf sagten sie: „Nun sind wir zufrieden, aber du mußt uns umarmen." Témoin 120.

„zusuchen, und dies wollen wir doch. Glauben Sie „mir, meine Herren, thun Sie was wir verlangen, „wenn Sie Blutvergießen zu verhindern gesonnen sind." Der Graf Gouy d'Arcy schlug vor: man solle den Weibern erlauben bei den Berathschlagungen mitzustimmen, welches sie ohnehin schon thaten. Aber dieser Vorschlag wurde mit Unwillen verworfen a). In der Versammlung selbst stießen diese Weiber die schrecklichsten Lästerungen und Drohungen gegen die Königin aus. Eine von ihnen nahm ein Stück schwarzes Brod aus der Tasche, zeigte es einer andern, und sagte: „dieses Stück „will ich die Oesterreicherin zu verzehren zwingen, und „ihr dann den Hals umdrehen." Eine andere zog, mit wüthenden Geberden, unter ihrer Schürze den Dolch hervor, mit welchem sie die Königin ermorden wollte b). Einige sagten, lachend und spöttisch: „Heute wollen wir „mit der Königin zu Nacht speisen, aber nicht allein; wir „erwarten noch große Gesellschaft." c) Eine andere sagte die entsetzlichen Worte: „Wir haben die feinste und „weißeste Serviette mitgebracht, die wir zu Paris nur „haben finden können, um die Eingeweide der Königin „darin zurückzubringen." d). Eine andere sagte: „Wir „wollen die Königin nicht an den Laternenpfahl führen, „dies macht zu viel Umstände; ich selbst will ihr den Hals „umdrehen." Die übrigen klatschten der Furie, welche so sprach, lauten Beifall zu e), und die Mitglieder der

Nas

a) Témoin 220. b) Témoin 177. c) Témoin 199.

d) Nous avons apporté la serviette la plus fine et la plus blanche, que nous avons pu trouver à Paris, afin d'y porter les entrailles de la Reine, *Témoin* 199.

e) Témoin 268. 280.

Nationalversammlung schwiegen stille dazu. Unter die Weiber mischte sich, in dem Saale der Versammlung, ein Weltpriester, der Abbe Dillon, Priester zu Pouzauges, und dieser hetzte dieselben mit ächter Pfaffenwuth, gegen die Königin noch mehr auf. „Die . . . ., „sagte er, ist an allen unserem Unglücke Schuld." a) Diese rasenden Weiber drohten sogar den Mitgliedern der Versammlung, und dem Presidenten derselben, mit dem Tode. Sie sagten, indem sie auf den Grafen Virieux deuteten: „Dieser kleine Sperling ist ein Aristokrate, „und muß an die Laterne." b) Andere sagten: „Wenn „uns Hr. Mounier nicht eine günstige Antwort vom „Könige zurück bringt: so wollen wir ihn hier, an diesen „Kronleuchter aufhängen c).

Während die Weiber, die verkleideten Männer, und die Meuchelmörder, sogar im Heiligthume der Stellvertreter der Nation, sich solche greuliche Dinge zu sagen erlaubten: waren die übrigen Weiber in Versailles nicht weniger geschäftig. Nicht nur verfolgten sie, mit Schimpfwörtern, Steinwürfen und Flintenschüssen, die Garde du Korps, welchen der König verboten hatte sich zu vertheidigen d); nicht nur stießen sie die entsetzlichsten Drohungen

a) Cette gueuse là est cause de tous nos maux. *Témoin* 268. 280.

b) Témoin 268 280.

c) *Témoin* 280. Monsieur Mounier, tardant à revenir de chez le Roi, le Déposant a encore entendu dire aux mêmes femmes, qui étoient à la barre, que s'il ne rapportoit pas une reponse favorable, elles le pendroient à un lustre, qu'elles montroient.

d) Tous ceux qui étoient dans la place d'armes, se mirent à claquer des mains, en disant: voila Paris, qui vient à notre secours,

hungen gegen die geheiligten Personen Ihrer Majestäten aus: sondern sie wagten es, Drohungen gegen die Königin, sogar unter den Fenstern des Monarchen, auszustoßen. Das Sträussermädchen Chabry erzählt: während der Zeit, da sie bei dem Könige gewesen sey, ihn um Brod gebeten, und der Monarch ihr geantwortet habe: „Hätte ich Brod; so sollte in Paris Ueberfluß „seyn!“ Während dieser Zeit wären ein paar tausend Weiber vor der Thüre des Schlosses versammelt gewesen; diese hätten gedroht die Königin zu ermorden, und laut ausgerufen: sie seyen nach Versailles gekommen, um den Kopf der Königin auf einem Spieße nach Paris zurück zu tragen! Hierauf habe der König zu ihr gesagt: „Aber kommt ihr denn hieher um der Königin „ein Leid anzuthun?“ Sie habe geantwortet: „*Nein!*“ und der König habe erwiedert: „Die *Königin* willigt „ein mit Mir nach Paris zu kommen.“ a) Unter die Weiber, welche diese schrecklichen Drohungen gegen den guten Monarchen und gegen die liebenswürdige Königin ausstießen, hatten sich einige Mitglieder der Nationalversammlung gemischt, welche diese Weiber noch mehr zum Königsmorde aufwiegelten. **Mirabeau** und **Barnave** waren vorzüglich geschäftig. Sie riefen überlaut: „Frei

secours. Ensuite ces mêmes gens proposérent d'aller canonner l'Hôtel des Gardes du Roi, qui y étoient encore; d'autres proposérent, d'en faire autant à la Municipalité. Une *grouppe considérable* S'opposa à ces desseins. Je crus, que l'humanité les y engageoit, je me joignis à eux, mais ils ne les empêcherent, que pour leurs dire, qu'il valoit beaucoup mieux pendre les uns et les autres, *parceque ce seroit plus amusant. Témoin* 346.

a) Témoin 183.

„Freiheit! Freiheit! meine Kinder! Freiheit! Wir un„terstützen euch!“ a) So riefen diese Unmenschen, und auf diese Weise wiegelten sie das Volk auf, zu einer Zeit wo der gütige Monarch, mit Thränen in den Augen, Befehl gab, daß man alles in Versailles vorräthige Brod, auf seine Kosten aufkaufen, und unter diese hungrigen Weiber vertheilen solle b).

Der Herzog von Orleans hatte, sogleich nach Ankunft der Weiber, die Nationalversammlung verlassen, sich unter die Weiber, und unter die Meuchelmörder gemischt, Geld unter sie ausgetheilt, und sie gegen die königliche Familie aufgewiegelt. Die Meuchelmörder standen um ihn herum und sagten: „Wir wollen den „Kopf der Königin; wir wollen nicht daß der Säufer „länger regiere; den Herzog von Orleans, den wollen „wir zum Könige haben!“ c) Zu gleicher Zeit verfolgten sie die Garde du Korps, und drohten ihnen, sie alle umzubringen. Die Garde du Korps waren über die schändliche Weise, wie sie von dem Pöbel behandelt wurden, so erbittert, daß sich diese tapfern Edelleute wehren wollten. Aber ihre Officiere hielten sie mit den Worten zurück: „Wehrt Euch nicht; denn man sucht nur ein „Gefecht anzufangen, um einen Vorwand zu haben in „das Schloß einzufallen und den König und die Königin „zu ermorden.“ d) Viele von diesen verkleideten Weibern

a) Témoin 157. b) Témoin 386.

c) Ces gens disoient hautement, qu'ils vouloient avoir la tête de la Reine; qu'ils ne vouloient pas que l'ivrogne fut Roi davantage; et plusieurs crioient, que c'etoit le Duc d'Orleans qu'il leurs falloit pour Roi. *Témoin* 214. 350.

d) On ne cherche qu'à engager une action, pour envahir le chateau, et massacrer le Roi et la Reine. *Témoin* 214.

dern hatten, unter ihrem Rocke, einen Gürtel, in welchem Pistolen steckten a). Diese zogen sie hervor, und schossen auf die Garde du Korps, deren sie einige tödteten und andern die Pferde umbrachten. Die Meuchelmörder zeigten, durch das Gitterthor des Schlosses, den Gardes du Korps ihre Dolche, und riefen dabei aus: „mit diesen Waffen wollen wir euch morgen erwarten.“ b) Ein Weib stieß mit bloßem Degen auf Hrn. Bernardy, einen Garde du Korps. Er riß ihr den Degen aus der Hand, und indem er es that, kam ein Haufe von Weibern herbeigelaufen, welche ausriefen: „Wir verlangen „nicht Brod; Blut müssen wir haben. Ihr seyd alle „Lumpenkerle; Eure Königin ist eine . . . . . und wir „wollen ihre Haut haben, um Bänder daraus zu schneiden.“ c). So riefen die Weiber, unter den Fenstern des Königs und der Königin.

Mit den Weibern und den Meuchelmördern vereinigte sich gegen die Gardes du Korps, und gegen die geheiligten Personen Ihrer Majestäten, die Bürgermiliz von Versailles. Uneingedenk des Zwecks, zu welchem sie seit der Revolution errichtet wurde, und welcher kein anderer war, als der, daß sie Ordnung, Ruhe und öffentliche Sicherheit erhalten, und den Unordnungen des Pöbels, zu einer Zeit da die Gesetze schwiegen, Einhalt thun sollten: uneingedenk dieses Zwecks, verbanden sich die Bürgersoldaten sogar mit den Meuchelmördern, und vergrößerten die Rebellion, statt derselben Ein-

a) Témoin. 309. b) Témoin. 338.

c) Ce n'est point du pain que nous demandons; c'est du sang qu'il nous faut: vous êtes tous des gueux, vôtre Reine est une coq . . . ., et nous voulons sa peau, pour en faire des rubans de district. *Témoin* 225.

Einhalt zu thun. Anstatt das Morden zu verhüten, mordeten sie selbst mit. Statt den König, die Königin, die Garde du Korps und den Hof zu vertheidigen, den Hof von welchem sie Alle Nahrung und Unterhalt zogen: statt dessen unterstützten sie die Mörder des gütigen Monarchen! Der Graf Destaing, der General-Kommendant der Bürgermiliz zu Versailles, hatte der Miliz keine Patronen austheilen lassen, weil er keine Nothwendigkeit sah, die Bürger zu bewaffnen. Aber sie kamen zu ihm, in heftiger Wuth, und verlangten Patronen. „Wozu?“ fragte er. „Um auf die verf. . . . „Garde du Korps zu schießen; auch nicht Einer von ihnen soll übrig bleiben!“ a) Destaing schlug diese Bitte ab; da giengen die blutdürstigen Einwohner von Versailles zu ihren Freunden, den treulosen und eidbrüchigen Soldaten des Regiments Flandern, kauften diesen ihre Patronen ab, und schossen nunmehr auf die Garde du Korps b). So sehr hatte der beständige Aufenthalt des Hofes zu Versailles in den Einwohnern alles Gefühl von Menschlichkeit erstickt! Als Destaing die Schüsse der ihm untergebenen Miliz hörte, sprang er wie rasend hervor und rief den Bürgern zu: „Um Gotteswillen, „was macht ihr! auf Mich schießt, wenn ihr schießen „wollt!“ c) Destaing hat sich überhaupt an diesem

Tag,

a) Pour tirer sur les f. . . . . Gardes-du-corps; en disant, qu'il falloit exterminer jusqu'au dernier. *Témoin*, 312.

b) *Témoin* 203 Tous ceux qui étoient en armes, ainsi que d'autres sans armes, murmuroient, parceque M. le Comte d'Estaing ne leur donnoit pas de poudre. Le peu d'entr'eux qui en avoient, ne l'employerent à d'autre usage, qu'à tirer sur les Gardes du Roi, qui ne repondoient pas. *Témoin* 346.

c) Morbleu! c'étoit plûtôt sur moi qu'on devoit tirer. *Témoin*. 138.

Tage, durch seine Unerschrockenheit und durch seine Ergebenheit für den unglücklichen Monarchen, neue Lorbeern erworben. Der Herzog von Orleans hatte sich viele Mühe gegeben, Destaing in sein Interesse zu ziehen; er hatte ihm große Anerbietungen und Versprechungen gethan, um ihn treulos zu machen: aber vergeblich. Destaing war ein Mann von Ehre, ein rechtschaffener Mann, und er blieb es. Der Herzog sagte zu seinem Kanzler Hrn. la Touche: „Können wir Destaing denn „gar nicht gewinnen?“ — „Nein! Monseigneur, ant„wortete dieser, das ist unmöglich; er will nicht.“ — „So müssen wir uns den Mann vom Halse schaffen!“ versetzte der Herzog a).

Als Destaing, nach Ankunft der Weiber zu Versailles, die Gefahr sahe, in welcher sich die königliche Familie befand, suchte er den unglücklichen Monarchen zu bewegen, daß er die Ankunft der Pariser Bürgermiliz nicht abwarten, sondern unter Bewachung seiner getreuen Gardes du Korps, Versailles verlassen möchte. Damit man ihm in der Folge keine Vorwürfe machen, oder ihm Schuld geben möchte, er hätte den König heimlich entführt: so theilte er seinen Plan dem Bürgerrathe zu Versailles mit, und ließ sich von demselben, in folgenden Worten, eine schriftliche Vollmacht geben: b)

„Nachdem uns der Graf Destaing angezeigt hat, „daß eine große Menge bewaffneter Männer und Weiber „von Paris im Anzuge begriffen seyn, und daß der Kö„nig

a) „Eh bien! D'Estaing l'aurons nous?“ — „Non, Monseigneur c'est impossible.“ — „Il faut S'en défaire.“ *Témoin* 17. 168.

b) Déposition de M. *le Cointre*.

„nig und die königliche Familie durch ihre Ankunft in
„Gefahr gerathen könnten: so erlaubt der Bürgerrath
„dem Hrn. Grafen Destaing den König auf seiner Flucht
„zu begleiten, und bittet denselben, alles anzuwenden,
„um den König sobald als möglich wieder nach Versailles
„zurück zu bringen."

Nachdem Destaing diese Vollmacht erhalten hatte, machte er Anstalten zur Flucht. Fünf Kutschen der Königin erschienen an dem Thore welches nach dem Park von Versailles führt. Die Wache wollte schon das Thor öffnen, um die Wagen heraus zu lassen, als ein Officier der Bürgermiliz ankam, welcher befahl, daß das Thor verschlossen bleiben sollte. Dann fragte dieser Officier den neben dem Wagen her reitenden Pagen: wer sich in dem Wagen befände? „Die Königin ist darinn, ant„wortete der Page, Sie will nach Trianon fahren." Darauf antwortete der Officier: „Bei den gegenwärti„gen Unruhen würde es für die Königin gefährlich seyn, „das Schloß zu verlassen. Wir bieten uns an, Ihre „Majestät nach Ihren Zimmern zurück zu begleiten: aber „aus der Stadt können wir Sie nicht lassen, und die „Wagen müssen daher umkehren." a) Die Königin selbst war nicht in dem Wagen, aber Madame Thibault, ihre erste Kammerfrau saß darinn, an der Stelle der Königin. Der gepackte Reisewagen des Grafen de St. Priest wurde ebenfalls am Thore angehalten.

Aber ungeachtet Destaing alle diese Anstalten zur Flucht getroffen hatte: so wollten dennoch weder der König noch die Königin einwilligen sich von Versailles zu entfernen. Die Königin hatte in ihren Zimmern große

a) Déposition de M. *Le Cointre.*

große Gesellschaft gebeten, und sprach laut, und mit Würde, zu jedem der sich Ihr näherte. Sie las auf den Gesichtern der Umstehenden, wie sehr man um Sie besorgt war. Einige Herren wagten es, Ihre Besorgniß durch Worte auszudrücken: aber die Monarchin antwortete: „Ich weiß, daß man von Paris gekommen ist, „um meinen Kopf zu verlangen: aber ich habe von meiner „Mutter gelernt den Tod nicht zu fürchten, und ich erwarte ihn standhaft.“ a) Hr. von Frondeville, welcher bei der Königin im Zimmer war, sagt: „Mehrere „Personen, nach einander, kamen und kündigten an, „daß die Pariser Bürgermiliz im Anzuge begriffen sey. „Angst und Unruhe nahmen dadurch zu, und nur allein „die Königin suchte denen, die Sie umgaben, Muth „einzusprechen. Sie war nicht im Mindesten besorgt b). „Einige Herren des Hofes ersuchten mich, ich möchte „von der Königin einen Befehl auswirken, welcher ihnen „Vollmacht geben sollte, aus den königlichen Marställen „sich Pferde nehmen zu dürfen, und die königliche Familie „zu vertheidigen, im Falle man es wagen sollte, dieselbe „anzugreifen. Ich sprach darüber mit Madame Elisabeth, und diese gieng sogleich heraus, um Ihrer Majestät, welche das Zimmer verlassen hatte, diese Bitte „vorzutragen. Die Königin kam herein, rief mich zu „sich, und sagte: Ich willige ein, ihnen den Befehl zu „geben, welchen sie verlangen, aber unter der Be- „dingung,

a) Journal politique national.

b) Plusieurs personnes, qui arrivoient successivement, annonçoient l'arrivée de la Milice Parisienne. La consternation augmentoit, et la Reine, seule occupée de rassurer les personnes qui l'entouroient, ne montroit pas la moindre altération. *Témoin* 177.

„dingung, daß wenn das Leben des Königs in Gefahr „seyn sollte, sie schnell von diesem Mittel Gebrauch ma„chen; daß aber so lange ich allein in Gefahr bin, sie „keinen Gebrauch davon machen a).“

Gegen Abend gaben sich viele Personen Mühe, durch Zureden und Geldaustheilen, die unter den Waffen stehenden Soldaten des Regiments Flandern zu bewegen, daß sie ihre Pflicht nicht thun, sondern sich mit den Bürgern vereinigen möchten. Unter diesen Personen war vorzüglich geschäftig eine junge Dame, Namens Therouenne de Mericourt. Sie trug ein scharlachfarbenes Amazonenkleid, und ritt, von einem ebenfalls in Scharlach gekleideten Bedienten begleitet, in Versailles herum. Dann stieg sie vom Pferde, begab sich, mit andern Weibern, zwischen die Linien des Regiments Flandern, theilte Geld unter die Soldaten aus, und suchte dieselben zum Aufruhr zu bewegen. b) Ausser dieser Dame waren noch verschiedene andere Personen, in derselben Absicht, zwischen die Linien des Regiments Flandern getreten: ja, sogar einige Mitglieder der Nationalversammlung, und unter diesen vorzüglich Mirabeau. Stellvertreter der französischen Nation beredeten die Soldaten, daß sie eidbrüchig werden möchten! Mit einem bloßen Säbel in der Hand gieng Mirabeau von Reihe zu Reihe des unter den Waffen stehenden Regiments, und wiegelte die Soldaten gegen ihre Officiere und

a) Je consens à vous donner l'ordre que vous me demandez, à cette condition, que si les jours du Roi sont en danger vous en ferez un prompt usage, et que si moi seule je suis en péril, vous n'en userez pas. *Témoin 177.*

b) Témoin 203. 91. 156. 182. 189.

und gegen die Garde du Korps auf a). Er sagte zu ihnen: „Meine Freunde, nehmt Euch in Acht. Euere „Officiere haben sich mit den Gardes du Korps gegen „euch verschworen. Die Gardes du Korps haben so eben „zwei von euern Kammeraden vor ihrem Hotel ermordet, „und einen dritten in der Straße Sartory. Ich bin hier „zu euerer Vertheidigung." b) Die versammelten Weiber riefen aus: „Wo ist unser Graf Mirabeau? wo ist „er? Wir wollen unsern Grafen Mirabeau sehen!" c) Der Marquis de Valfond, der Obriste des Regiments Flandern, sagte zu Mirabeau: „Sie sehen ja aus wie „Karl der zwölfte!" d) Und Mirabeau antwortete: „Man weiß nicht was geschehen kann; am besten ist es „immer zur Vertheidigung bereit zu seyn." e)

Der Herzog von Orleans sandte seine Bedienten, als Spione, sogar bis in den Pallast, und bis in die Zimmer der Königin. Ein Officier der Garde du Korps sprach, bitter und unvorsichtig, über die Greuelthaten, welche jetzo ungestraft zu Versailles vorgiengen. Die Königin, welche dieses hörte, lenkte sogleich die Unterredung auf einen andern Gegenstand, gieng auf die Herren zu, welche so sprachen, und sagte: „Seyn sie „vor-

a) Témoin 48. 161. 149.

b) *Témoin* 18. Mes amis prenez garde à vous. Vos officiers et les Gardes-du-corps ont formé une conspiration contre vous. Les gardes du Roi viennent d'assassiner deux de vos camarades devant leur hôtel, et un troisieme dans la rue Sartory. Je suis ici pour vous défendre.

c) Témoin 154.

d) Vous avez l'air de Charles XII.

e) On ne sait ce qui peut arriver; il faut toujours être en état de défense. *Témoin* 37.

„vorsichtiger, meine Herren, sehen sie nicht dort einen „Kammerdiener des Herzogs von Orleans. Ich begreife „gar nicht, wie er herein gekommen ist.“ a)

Die Gardes du Korps hatten von dem Könige ausdrücklichen Befehl erhalten, sich nicht zu vertheidigen, sondern sich in ihr Quartier zurück zu ziehen. Während des Rückzuges geschahen auf sie mehr als sechshundert Schüsse, von denen aber nur wenige trafen. Die Garde du Korps schickten Abgesandte an den Pöbel, um zu erklären, daß sie keine feindliche Gesinnungen hätten, und um den Haufen zu bitten, daß er mit dem Morden aufhören möchte. Aber Destaing hielt diese Abgesandten zurück. „Gehen sie nicht heraus, meine Herren, „wenn sie nicht ermordet werden wollen. Ich selbst habe „heraus gehen wollen, und man hat acht Schüsse auf „mich gethan. Ich bin nicht mehr Meister.“ b)

Auch das Regiment Flandern erhielt ausdrücklichen Befehl vom Könige sich nicht zu wehren. Dieser Befehl wurde so pünktlich ausgeführt, daß die Meuchelmörder sogar die eiserne Kette, durch welche der Schloßhof wie durch ein Gitter verschlossen wurde, mit Beilen entzwei schlugen, in den Hof und in das Schloß bis in das königliche Vorzimmer eindrangen, und alles plünderten was sie antrafen, ohne daß das Regiment Flandern, welches in Schlachtordnung im Schloßhofe stand, auch

 nur

a) Messieurs, soyez plus reservé. Voilà un valet-de-chambre de M. le Duc d'Orleans, qui s'est introduit ici, je ne sais comment. *Témoin* 146. 168.

b) Messieurs, ne sortez pas, ou vous serez massacrés. Moi-même j'ai voulu sortir, et on m'a tiré huit coups de fusil. Je ne suis plus le maître. *Témoin* 18.

nur eine Bewegung gemacht hätte, diesen Unordnungen, an einem der Majestät geheiligten Orte, Einhalt zu thun a). Aus dem Schlosse wurden die Mörder von den Schweizern gejagt b). Der Pöbel, welcher alle diese Greuel ungestraft und ohne Gefahr begehen konnte, wurde dadurch nur desto dreister, und kannte nun, durch Orleans und Mirabeau aufgewiegelt, keine Gränzen mehr. Königsmord war sein liebstes Gespräch, und Niemand war vorhanden, der denen, welche so sprachen, Vorwürfe gemacht oder sie gestraft hätte. Entsetzlich sind die Nachrichten, welche uns Augenzeugen von dem geben was sie hörten und sahen, und wenn irgend etwas beweisen kann, mit wie großem Rechte der göttliche Rousseau behauptet hat: der höchste Grad der Verfeinerung der Sitten seye zugleich der höchste Grad von Verdorbenheit: so ist es das Betragen der Frankreicher während der Revolution. Man lese die Beschreibung der, auf der untersten Stufe der Kultur stehenden, menschenfressenden Neuseeländer; man lese die gegenwärtige Geschichte, der auf der höchsten Stufe der Verfeinerung stehenden Pariser; man vergleiche dann Neuseeländer und Pariser: und man wird, ohne Bedenken, an moralischem Werthe jene diesen weit vorziehen! Hier nur einige Fakta, welche dienen können, um eine solche Vergleichung anzustellen. Dich, meinen Leser, bitte ich um Verzeihung, daß Liebe zur Wahrheit mich nöthigt Abscheulichkeiten zu beschreiben, die du, ohne Schaudern und Entsetzen, nicht wirst lesen können!

Ein Mann näherte sich einem Garde du Korps, welcher auf seinem Posten Schildwache stand, und sagte zu

a) Témoin 37. b) Témoin 168.

zu ihm: „Du Sch. . ., die Reihe wird bald auch an dich „kommen!" a) Ein Haufe von Mördern schrie im Schloß- hofe: „Wo ist die verfluchte . . . . . ? Wir wollen ihr „Herz fressen!" b) Wenn sie vom Könige sprachen, nannten sie ihn nur: „den Kerl." c) Die Bürgermiliz sagte: „Sie wollten die Gardes du Korps zwingen vor „der Miliz zu defiliren, mit dem Huthe in der Hand, „und mit einem gebogenen Knie." d) Ein Officier der Pariser Bürgermiliz sagte: „Die Gardes du Korps „müßten alle, ohne Ausnahme, ermordet, ihnen das „Herz aus dem Leibe gerissen, und dasselbe gebraten, „und zum Frühstücke verzehrt werden." e) Ein Pariser Bürgersoldat sagte: „ich habe dem Könige heute aus „seiner Küche ein gebratenes Huhn gestohlen, und es „hat mir besser geschmeckt als Seiner Majestät." f) Der Herzog von Orleans ließ Mörder anwerben, und jedem funfzig Louisd'ors versprechen, der sich mit dem Haufen vereinigen wolle, welcher am folgenden Morgen in das Schloß mit Gewalt einbrechen, und die Gardes du Korps und die königliche Familie ermorden sollte. g) Ein Mann von Stande sprach mit zweien andern, und sagte: „bald „werden wir stark genug seyn. Die Bürgermiliz ist auf „dem Wege. Dann wollen wir nach dem Schlosse hin „ziehen, uns der Personen des Königs und der Königin „des

a) J . . . F . . . . de galonné, ton tour viendra avant qu'il soit long-tems. *Témoin* 9.

b) Ou est cette sacrée co . . . . ? Il faut lui manger le coeur. *Témoin* 9.

c) Témoin 29. d) Témoin 61.

e) Qu'il faudroit les tuer tous, jusqu'au dernier, leur arracher le coeur, les fricasser, et déjeuner avec. *Témoin* 61.

f) Témoin 88. g) Témoin 110.

„bemächtigen, und aller der Spitzbuben mit denen sie „umgeben sind. Alle diese Leute brauchen wir gar nicht. „Weil sie nicht zu regieren verstehen: so sind sie eine un„nütze Last, welche wir uns vom Halse schaffen müssen. „Uebrigens kommt unter der Bürgermiliz ein Mann der „sich mit uns versteht, und der uns helfen wird unsern „Plan auszuführen." Einer der Zuhörer, über diese Rede unwillig, antwortete: „Was? meine Herren, ein „Komplott? Das ist schrecklich! Der König hat ja keine „Schuld, wenn sich seine Minister schlecht betragen ha„ben!" Darauf riefen die übrigen: „Bo! bo! wozu ein „König? Nichts mehr von Alle dem!" a) Und Einer, der dabei stand, sagte: „Ja! ja! ihr habt Recht!" Einen Garde du Korps verwundete ein Soldat der Pariser Bürgermiliz mit seinem Bajonette, durch das Gitterthor des Schloßhofes, mit schrecklichen Drohungen. b) Der erste Prinz vom Geblüte, der Herzog von Orleans, war mit den Mördern einverstanden, sprach mit denen welche die gräßlichsten Verwünschungen gegen die Königin ausstießen, grüßte dieselben, und wurde von ihnen gegrüßt. c) Die in Weiber verkleideten Männer sprachen

a) Bon, bon, à quoi bon un Roi? plus de tout cela. *Témoin* 115.

b) Un soldat de la garde nationale, de Versailles ou de Paris, m'a au travers les barreaux de la dite grille, allongé un coup de bayonette, qui a déboutonné mon habit, et ne m'a qu'éffleuré la poitrine, en me disant: „B . . . à la „lanterne; il fera jour demain. Si tu crois que nous som„mes venus ici pour des prunes, tu te trompe bien." *Témoin* 158.

c) Que lui Déposant a entendu, dans cette même soirée et dans la matinée du Mardi, des femmes venues de Paris dire:

chen lachend und hüpfend davon, daß sie den Kopf der Königin mit sich nach Paris bringen wollten: und, was bemerkenswerth ist, sie nannten die Königin nicht anders als die Oesterreicherin. a) Dieses geschah deswegen, weil die Verschwornen, da sie voraus sahen, daß das Haus Oesterreich eine so himmelschreiende Greuelthat, als die Ermordung eines gekrönten Hauptes, einer geheiligten Person aus ihrer Familie, nicht ungestraft lassen würde, es auch für nöthig hielten, schon im voraus, dem Volke Haß und Abscheu gegen alles was Oesterreichisch war, oder Oesterreichisch hieß, beizubringen. Sie nannten daher, und nennen noch bis auf den heutigen Tag, die königliche Familie nicht anders als: der Oesterreichische Ausschuß (le Comité Autrichien). Die Anarchie war so groß, und in den Gemüthern der Frankreicher war so wenig Gefühl von Anständigkeit, Großmuth, oder auch nur Menschlichkeit übrig geblieben, daß man den Weibern lauten Beifall zuklatschte, welche, auf öffentlicher Straße, die Messer auf den Steinen wetzten, mit denen sie, wie sie sagten, die Königin ermorden, ihr den Leib aufschneiden, und das Herz

dire: „Ah! la garce! nous ne nous en irons d'ici qu'après „avoir fait des cocardes avec ses boyaux." Qu'il a vu également, pendant la dite soirée du Lundi, M. le Duc d'Orleans, allant et venant plusieurs fois de chez lui à l'Assemblée, et de l'Assemblée chez lui, recevant, chemin faisent, les hommages et les saluts de toute la populace, et que de tems en tems ce Prince leur rendit le salut. *Témoin 272.*

a) Nous rapporterons à Paris la tête de cette B . . . . d'Autrichienne. *Témoin 316.*

Herz aus dem Leibe reißen wollten. a) — — ich muß — — ich muß abbrechen. Die Feder fällt mir aus der Hand, indem ich solche Abscheulichkeiten niederschreibe! Aber dieses sind die traurigen Folgen des gänzlichen Verfalls der Sitten und der Religion; dieses sind die Folgen der Modephilosophie, und des dogmatischen Atheismus!

Einen großen Theil dieser Greuelthaten hätte der Hof verhindern, und vielleicht auch denen, welche am folgenden Tage geschahen, zuvor kommen können, wenn er gleich anfänglich Gewalt gebraucht hätte. Es waren Truppen genug in Versailles vorhanden, um einen Haufen zusammengelaufener Weiber, und eine Rotte von Meuchelmördern nach Paris zurückzujagen. Bösewichter sind allemal auch zugleich feige Menschen, und fürchten sich vor jedem Scheine von Widerstand. Auf die Garde du Korps und auf die Schweizer konnte der Hof sich verlassen; ein großer Theil des Regiments Flandern war auch noch treu geblieben, und wurde erst am Abende dieses Tages und am folgenden Morgen verführt. Zu diesen Truppen hätten sich noch viele Volontairs der Bürgermiliz von Versailles gesellt; und so hätte man leicht die Weiber und Mörder nach Paris zurückjagen, sich der Brücke zu Sevres bemächtigen, dieselbe, da sie nur

a) *Monsieur du Forget,* Chevalier de Malthe, dépose, qu'il vit passer beaucoup de poissardes, ou femmes du peuple, qui se déchainoient en propos tres indécents contre la Reine. Qu'une d'elles particulierement, ayant un conteau à la main, qu'elle aiguisoit sur une borne, disoit, qu'elle feroit heureuse, si elle pouvoit lui ouvrir le ventre avec ce couteau, et lui arracher le coeur, en fourrant le bras jusqu'au coude; ce qu'elle accompagnoit d'un geste démonstratif.

nur von Holz gebaut ist, abbrechen, und dadurch, wenigstens auf eine Zeitlang, die Pariser Bürgermiliz verhindern können nach Versailles zu kommen. Dann hätte der König der Nationalversammlung erklären müssen: „Daß Er so große Beleidigungen geduldig zu ertragen „nicht gesonnen sey, und daß Er um sich her alle seine „getreuen Unterthanen versammeln und sich den Rebellen „widersetzen wolle. Sie, die Nationalversammlung „werde der Nation für alles das Unglück, welches nunmehr erfolgen würde, verantwortlich seyn müssen, „wenn sie sich nicht mit ihm vereinige, um die auf dem „Marsche begriffene Pariser Armee zu verhindern nach „Versailles zu kommen.“ Hätte der König eine solche Erklärung gethan: so würden die Verschwornen, aller ihrer demagogischen Kunstgriffe ungeachtet, dennoch dem Wunsche des Königs gemäß haben stimmen müssen: weil der Ausgang einer Schlacht zwischen der tapfern Leibwache des Königs und dem Parisergesindel viel zu ungewiß war. Gesetzt aber auch der König wäre geschlagen worden, oder er hätte keine Schlacht wagen wollen: so würde es dann doch möglich gewesen seyn, daß sich der König in eine benachbarte Stadt flüchten, und mit denjenigen Mitgliedern der Versammlung, welche ihrer Pflicht getreu geblieben waren, würde haben vereinigen können. a) Hätte der König seinen Truppen Befehl gegeben sich zu wehren: so wäre alles was nachher geschah verhütet worden, und die tapfern Gardes du Korps wären nicht der Wuth eines rasenden Pöbels aufgeopfert worden. Aber Menschlichkeit hielt den König davon ab, seiner Leibwache Gegenwehr zu erlauben; eine miß-

ver-

a) *Mounier* appel. p. 152.

verstandene, zu unrechter Zeit angebrachte Menschlichkeit. Mißverstandene Menschlichkeit habe ich gesagt! Seit einiger Zeit ist es Mode geworden zu behaupten, daß das Volk, wenn es glaubt daß ihm Unrecht geschehe, oder wenn es von Partheigängern aufgewiegelt wird, ein Recht habe, sich mit gewaffneter Hand den Befehlen seines Fürsten zu widersetzen und die schändlichsten Exzesse zu begehen; und daß der Fürst, in einem solchen Falle, nicht unter den zusammengelaufenen Haufen schießen lassen dürfe; daß er, mit einem Worte, kein Bürgerblut vergießen könne, ohne seine Pflicht zu verletzen. Diese Lehre ist aber auf unrichtige Grundsätze gebaut. Wenn in einem Staate ein Auflauf entsteht: so muß der Fürst erst alle möglichen Mittel der Güte versuchen, um das Volk zu zerstreuen. Helfen diese nicht: so muß er durch Drohungen zu schrecken suchen. Und wenn auch diese keine Wirkung thun sollten: so ist es seine Pflicht (freilich eine unangenehme Pflicht) der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen, und den Haufen zu zerstreuen. Die Menschlichkeit sogar fordert dieses von ihm: sie fordert, daß einige Wenige umkommen, damit viele gerettet werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Pöbel, wenn er einmal aufrührisch geworden ist, durch Schonung sich nicht leiten läßt, sondern durch Nachgiebigkeit nur noch mehr rebellisch wird. Hingegen hat die Erfahrung auch gelehrt, daß ein Haufe von vielen tausend Menschen sogleich auseinander läuft, sobald nur einmal unter denselben geschossen wird. In England, wo doch völlige Freiheit herrscht, wird bei einem Auflaufe des Volkes das Kriegsgesetz laut vorgelesen und öffentlich bekannt gemacht; die rechtschaffenen, guten, ruhigen und friedliebenden Bürger gehen dann nach

Hause,

Hause, und unter das Gesindel wird, wenn es fortfährt Unordnungen zu begehen, geschossen. Bei dem großen Auflaufe zu London, im Jahre 1780, hatte man lange, vielleicht zu lange, Nachsicht gegen das Volk gehabt. Der Pöbel plünderte, mordete, sengte und brennte, am hellen Tage und ungestraft; Vermahnungen halfen nichts; viele hundert Menschen verloren ihr sauer erworbenes Eigenthum; und die Aufrührer wurden täglich dreister. Als sie aber, zu vielen tausenden, nach der Bank hinzogen, und dieselbe zu verbrennen und zu plündern, und folglich dem ganzen Staate den Untergang drohten: da wurden Soldaten gegen den Haufen abgeschickt. Diese schossen und von Jenen fielen einige wenige. In demselbigen Augenblicke lief der ganze versammelte Haufe vieler tausend Menschen erschrocken auseinander, und die Ruhe war hergestellt. Augenzeugen haben mich versichert, daß es beinahe unglaublich sey, wie schnell, nach wenigen Schüssen, eine so große Menge rasender Menschen sich getrennt und ruhig sich nach Hause begeben habe. War denn nicht der Tod dieser wenigen aufrührischen Menschen ein Opfer, das dem Besten des Ganzen, dem Besten des Staates gebracht wurde? Ich kann hier aus Erfahrung sprechen: ich bin selbst, zu verschiedenen malen, bei gefährlichen Volksaufläufen Augenzeuge, und, durch die Menge gewaltsam fortgerissen, gegen meinen Willen, mit handelnd gewesen; und ich habe gesehen, wie wenig die Güte hilft, und wie viel der Ernst ausrichtet. Zwei mal zu Genf; einmal zu Rotterdam in Holland; im Julius des Jahres 1789; vier bis fünfmal zu Paris, im Julius und August des Jahres 1790; und zu Nancy, am 31. August 1790. Wo Strenge gebraucht wurde, da war die Ruhe sogleich wiederum hergestellt: wo man gelinde

Mittel anwandte, da wurde der Aufruhr nur desto grös=ser und gefährlicher. Ich kann daher gar nicht einsehen, aus welcher Ursache man die folgenden Worte des ver=storbenen Kaisers, an seinen General Dalton, so unbe=greiflich grausam hat finden wollen, da sie vielmehr die allgemeine Regel sind, nach welcher jeder Fürst, bei einem Volksauflaufe handelt, und handeln muß; denn es ist seine Pflicht, die öffentliche Ruhe, wenn sie gestört wird, wieder herzustellen. Der Kaiser schreibt: Ennuyé de leur durée (*des troubles, des Pays-bas*) & voyant que le mal ne fait qu'augmenter en différant davantage, j'ai ré-solu de couper court aux difficultés. Si les choses vont, sans qu'on soit obligé d'employer la force, tant mieux. Si non, il faut l'employer à propos, mais avec fermeté & énergie, & ne pas balancer, ne pas douter; & ne rien commencer qu'on ne l'achève, & que tout ne soit soumis. Le plus ou moins de sang, que peut couter une pareille opération, ne doit point être mis en ligne de compte, *quand il s'agit de tout sauver* & de finir une bonne fois ces éternelle, insolences. Hätte Dalton diesen Rath des Kaisers sogleich, und strenge befolgt: so würde die bra=bantische Pfaffenrevolution niemals erfolgt seyn, und dann wäre auch der Kaiserlichen Armee die Mühe einer Wieder=eroberung erspart worden; eine Wiedereroberung, von welcher man eben das sagen kann, was Florus vom Ma=cedonischen Kriege sagt: Introisse victoria fuit!

Es hatte den ganzen Tag sehr stark geregnet, und auch bei anbrechender Nacht, als es anfing finster zu werden, hatte der Regen noch nicht aufgehört. Die be=wafneten Männer und Meuchelmörder, welche mit den Weibern von Paris gekommen waren, zogen sich nun=mehr auf einen Haufen zusammen, lagerten sich vor dem

Hause

Hause, in welchem die Nationalversammlung ihre Sitzungen hielt, ladeten die Kanonen, welche sie mit sich von Paris gebracht hatten, stellten diese Kanonen vor die Fronte, und einige von ihnen giengen, mit brennender Lunte, welche man im Finstern sehen konnte, neben den Kanonen hin und her. Da es schon ganz finster war, und dieser Haufe, unverrückt, noch immer in eben der Stellung vor dem Saale der Nationalversammlung Wache hielt; so reitet Herr **Le Cointre**, ein Staabsofficier der Versailler Bürgermiliz, begleitet von zwei Adjutanten, zu diesem Lager hin, und verlangt in dasselbe eingeführt zu werden. Zwölf bewafnete Männer werden ihm entgegen geschickt. Er steigt vom Pferde, und befiehlt seinen beiden Adjutanten an den Vorposten zurück zu bleiben. Bei stockfinsterer Nacht wird er in das Lager eingeführt. Die Wache stellt ihn vor die Mündung einer geladenen Kanone, und um ihn her formirt sich ein Kreis, welcher bloß allein durch das schwache Licht der brennenden Lunten erleuchtet wird. Die tiefste Stille herrscht rings umher, und nun fängt Herr Le Cointre an zu sprechen: „Eure Brüder zu Versailles „wundern sich, Euch hier in einem solchen Aufzuge, zu „sehen, und lassen Euch durch mich fragen, warum ihr „hieher gekommen seyd, und was ihr hier verlanget?„ Ein allgemeines Geschrei schallt dem Redner entgegen: „Brodt! Brodt! und das Ende der Unruhen!„ — „Wir „wollen, antwortet Le Cointre, Eure dringendsten Be„dürfnisse befriedigen; aber wir können nicht zugeben, daß „Ihr Euch, mit Euren Waffen in der Stadt zerstreuet; „denn wenn ein Unglück geschähe, so würde dadurch der „König beunruhigt werden; Er, dem wir die gröste „Hochachtung schuldig sind. Schwört, daß keiner von

„Euch

„Euch seinen Posten verlassen wolle; und dann will ich „suchen, Euch Brodt zu verschaffen. Wie viel sind „Euer?„ — „Sechs hundert!„ — „Habt Ihr genug „an sechs hundert Pfund Brodt?„ — „Ja! Ja! Ja!„

Nun wollte Le Cointre sich wegbegeben, um den Auftrag, welchen er übernommen hatte, auszuführen; aber zwei Männer aus dem Haufen kamen wüthend auf ihn zu, ergriffen ihn, und behaupteten, er wolle sie verrathen, und darum habe er sich nach ihrer Anzahl erkundigt. Endlich lassen sie ihn los, aber sie geben ihm ein Detaschement mit, um ihn zu begleiten, und darauf zu dringen, daß er sein Versprechen erfülle. Er kommt an den Eingang des Lagers, besteigt sein Pferd, welches er daselbst zurück gelassen hatte; seine Begleiter ergreifen dasselbe bei dem Zaume, und führen ihn so nach dem Rathhause. Hier stellt er dem versammelten Bürgerrathe vor, in welcher traurigen Lage ihre Pariserbrüder sich befinden, welche er so eben im Lager verlassen habe, und bittet sich für dieselben die versprochenen sechshundert Pfund Brodt aus, wobei er zugleich erzählt, diese Leute hätten ihm den Eid, sich während der Nacht in der Stadt nicht zu zerstreuen, nur unter der Bedingung geschworen, wenn er ihnen dieses Brodt liefern würde. Seine Bitte wurde ihm abgeschlagen. „Man kann, „sagte ein Mitglied des Bürgerrathes, nicht so viel Brodt „auf einmal weggeben, ohne die Stadt Versailles selbst „einer Hungersnoth auszusetzen; und, ausserdem, wer „soll das Brodt dahin bringen? wer will es austheilen? „und wer soll die Bezahlung dafür einnehmen? — „Ich „will dasselbe, auf meinen eignen Pferden hinbringen „lassen, antwortete Le Cointre; ich will dafür bezahlen; „und ich will es austheilen: denn man kann doch diese ar-

„men

„men Leute nicht Hungers sterben lassen.„ Hierauf antwortete man ihm: „seine Bitte könne nicht gewährt „werden, und Alles was man zu thun im Stande sey, „bestehe darin, unter diese Leute zwei Tonnen Reis auszutheilen.„ Aller Vorstellungen ungeachtet blieb es bei diesem Entschlusse, und nunmehr erhielt Herr Le Cointre den Auftrag, sich zu erkundigen, ob die Leute im Lager den Reis roh oder gekocht zu erhalten verlangten? Er legte ihnen diese Frage vor, und sie antworteten, wie man sich leicht vorstellen wird: sie wünschten den Reis gekocht zu bekommen. Le Cointre brachte diese Antwort nach dem Rathhause zurück, aber indessen war der Bürgerrath auseinander gegangen, und er erhielt also Nichts für die Leute im Lager, von denen einige den ganzen Tag noch nichts gegessen hatten.

Herr Le Cointre verlangte nunmehr, mit einigen andern Soldaten der Bürgermiliz abermals Pulver und Patronen von den Oberofficiren, um auf die Gardes du Korps schiessen zu können. Herr de la Tontiniere, an welchen sie sich gewandt hatten, versicherte, er hätte keine. Hierauf antwortete ihm Herr de Bury, ein Lieutenant der Bürgermiliz: er wisse zuverlässig, daß Patronen vorhanden seyn, und wenn er sie nicht sogleich unter die Bürger austheilte, so wollte er ihm den Kopf spalten. Nach dieser Drohung öfnete Herr de la Tontiniere das Magazin, und hier war Vorrath in Menge vorhanden. Nun wurden die Kanonen geladen, und gegen das Gitterthor des Schloßhofes gekehrt, um auf die Gardes du Korps zu schiessen, im Falle sie sich wiederum zeigen sollten.

Indessen waren die Männer, welche vor dem Hause der Nationalversammlung gelagert gewesen waren, auf-

ge-

gebrochen, und hatten ihr Lager verlassen, und sich in der Stadt zerstreuet, da sie sahen, daß die ihnen versprochenen Lebensmittel nicht ausgeliefert wurden. Sie warfen sich auf zwei in der Straße liegende todt geschossene Pferde der Gardes du Korps, hauten dieselben in Stücken, machten Feuer an, brateten diese und verzehrten dieselben, halbgebraten, mit großem Appetite. a)

Nachdem der König den Abgesandten der Nationalversammlung seine Antwort wegen der Versorgung der Stadt Paris übergeben hatte, waren diese, mit den sie begleitenden Weibern, wiederum zu der Nationalversammlung zurückgekehrt, nur allein Herr Mounier, der President der Versammlung, war auf dem Schlosse geblieben. Er stellte dem Könige vor, daß, da in der Versammlung beschlossen worden sey, bald eine zweite Gesandschaft an Ihn zu senden, um von Ihm unbedingte Genehmigung der ihm vorgelegten konstitutionellen Artikel, und der Bekanntmachung der Rechte des Menschen und des Bürgers zu verlangen: so würde es der Ehre des Königs angemessener seyn, wenn Er einen solchen Befehl der Versammlung nicht abwarten, sondern durch eine freiwillige Genehmigung einer erzwungenen zuvor kommen wollte. b) Der König ging mit seinem Staatsrathe in ein anderes Zimmer, um über diesen Vorschlag sich zu berathschlagen. Herr Mounier blieb indessen in dem Audienzsaale, von halb sechs Uhr des Abends bis zehn Uhr des Nachts. c) Um 10 Uhr erhielt endlich Herr Mounier die unbedingte Genehmigung

a) Déposition de M. *Le Cointre.*

b) *Mounier* appel. p. 133.

c) *Mounier* exposé de sa conduite.

gung des Königs über die Artikel welche die Rechte des Menschen betrafen. Der König mußte der Gewalt nachgeben; es war eine erzwungene Unterschrift, welche, so wie alles was der König seither unterschrieben hat, gar keine gerichtliche Gültigkeit haben kann. Mounier selbst giebt dieses zu, und sagt deutlich, daß der König, nur um nicht ermordet zu werden, diese Artikel angenommen und unterschrieben habe. a) Welch eine Freiheit, die eine solche Genehmigung, mit bewafneter Hand, mit Beilen und Dolchen erzwingt! Brauchten denn die Artikel der Rechte des Menschen einer Genehmigung? Es sind ja keine Gesetze; es sind bloße spekulative Sätze, welche die Genehmigung aller Könige der Erde nicht wahr machen kann, wenn sie an sich falsch sind!

Mit der erhaltenen Genehmigung des Königs gieng nunmehr Hr. Mounier nach der Nationalversammlung zurück. Nach der Entfernung des Hrn. Mounier aus der Versammlung hatte der Bischof von Langres, an seiner Stelle den Presidentenstuhl eingenommen, aber es wurde ihm unmöglich Ordnung und Ruhe zu erhalten. Weiber und verkleidete Männer hatten sich auf die Bänke und zwischen die Mitglieder der Versammlung gesetzt. Sie lärmten, schrien, sprachen laut, spotteten über einige Mitglieder, neckten andere, drohten einigen mit der Laterne, und schimpften auf die übrigen. Sie mischten sich in die Berathschlagungen der Stellvertreter der Nation, unterbrachen dieselben durch wildes Geschrei, stimmten mit, und verlangten endlich: die

Na-

a) *Mounier* appel. p. 133.

Nationalversammlung solle den Preis des Brodtes und des Fleisches herunter setzen. Da der President einsahe, daß es ganz unmöglich seyn würde unter einem solchen Lärme die Berathschlagungen fortzusetzen: so ließ er, statt derselben, einige an die Versammlung geschriebene Addressen vorlesen. Unter diesen befand sich eine, welche des Tages an welchem sie vorgelesen wurde, vollkommen würdig scheint. Es war eine Addresse der Galeerensklaven zu Toulon, in welcher sie dem Vaterlande ihre Arme und ihre Hände, zu Errichtung der Konstitution anboten. a) Gegen zehn Uhr hob der Bischof von Langres die Versammlung auf. Nur sehr wenige Mitglieder waren in dem Versammlungssaale zurückgeblieben; die meisten hatten sich entfernt, und alle Bänke, ja sogar der Stuhl des Presidenten, waren mit Weibern besetzt. In diesem Zustande befand sich die Versammlung als Hr. Mounier derselben die königliche Genehmigung überbrachte. Er ließ sogleich trommeln, um die Mitglieder wiederum zu versammeln. Die Weiber schrien, um ihn her: „Brodt! Brodt! Brodt! Wir „haben noch nichts gegessen!“ Hr. Mounier befahl, ihnen Brodt bringen zu lassen, und dieses geschah b), aber bald nachher schickte ihnen der Herzog von Orleans Wein, Liqueure, Wurst und Schinken in den Versammlungssaal c): und so entstand in demselben ein wahres Trinkgelag. Hr Mounier las der Versammlung die königliche Genehmigung vor; da riefen die Weiber: „wird uns denn dieses Brodt geben?“

Die-

a) Témoin 201. 177.
b) *Mounier* 163.
c) Témoin 146.

Diejenigen Weiber, welche die Ehre gehabt hatten dem Monarchen vorgestellt zu werden, und von ihm eine eigenhändige Versicherung zu erhalten, daß Er sich bemühen wolle, der Theurung zu Paris abzuhelfen, waren so vergnügt, daß sie sogleich nach Paris zurückkehren wollten, um dahin diese frohe Nachricht zu überbringen. Sie kündigten diesen ihren Vorsatz, den auf dem Schloßplatze versammelten Weibern an, und baten diese sie nach Paris zurück zu begleiten, da nunmehr der Zweck ihrer Reise nach Versailles vollkommen erfüllt sey. Aber die Weiber antworteten: „Nein! wir können nicht „mitgehen; man hat uns ausdrücklich befohlen, hier zu „bleiben!" Die Chabry reiste um eilf Uhr des Nachts, in Gesellschaft neun und dreißig anderer Weiber, und des Anführers Maillard, in Wagen welche ihnen der König zu geben befohlen hatte, nach Paris ab. Sie trafen auf dem Wege die nach Versailles ziehende Pariserarmee an, und kamen am 6sten Oktober, um 2 Uhr des Morgens, auf dem Rathhause an. Eine große Menge Weiber waren schon vorher nach Paris zurückgekehrt, und auf dem Greveplatze waren gegen 150 derselben versammelt, als Maillard ankam. Diese begleiteten ihn alle nach dem Saale in welchem der Bürgerrath von Paris versammelt war. Maillard stattete von demjenigen, was er seit dem vorigen Tage gesehen, gehört und gethan hatte, Bericht ab, und übergab dem Maire, Hrn. Bailly, die Schrift des Königs, welche die Versorgung der Stadt Paris betraf. Dann übergab er dem Hrn. Bailly den Degen, welchen er dem Schweizer, an dem Eingange der Thuillerien, mit Gewalt abgenommen hatte. Hr. Bailly antwortete: „er mache „ihm, im Namen der Versammlung, mit diesem

„Degen ein Geschenk! Denn dieser Degen könne sich „in keinen bessern Händen befinden, als in den seinigen.“ Zugleich befahl Hr. Bailly dem Sekretair eine schriftliche Urkunde über dieses Geschenk auszufertigen, welche er unterschrieb. a) Darauf befahl Hr. Bailly: man solle in einem Nebenzimmer dem Maillard, mit allen den Weibern die ihn begleiteten, auf Kosten der Stadt Paris, ein Nachtessen geben. Dieses geschah. Die Weiber zechten, wurden betrunken, lärmten, stießen die gröbsten Verläumdungen und die beleidigendsten Reden gegen die Königin aus, und betrugen sich überhaupt auf die allerunanständigste und unverschämteste Weise. b) Erst um 6 Uhr des Morgens giengen diese Weiber betrunken nach Hause.

Ehe ich noch die Geschichte der Reise der Pariserarmee nach Versailles erzähle, finde ich es nöthig Einiges

a) Témoin 81. Le Sieur Maillard assure, que Monsieur Bailly lui a fait présent de l'épée du brave et fidéle Suisse, et qu'il a signé l'écrit qui en contenoit le don. Cette anecdote est digne de figurer dans l'histoire du Gouvernement Municipal. *Mounier* appel. p. 136.

b) M. *Brousse des Fauckerets*, Avocat au Parlement, dépose: que la curiosité ayant conduit lui Déposant dans la salle, il vit ces femmes rangées autour d'une table, qui, dans l'ivresse de leur joye, se livrèrent aux propos les plus scandaleux; que s'étant approché de l'une d'elles, il l'entendit très distinctement dire: „Ah! cette petite Marie-Antoinette, „si nous l'avions attrappée, nous l'aurions fait danser comme il faut!“ et, sur l'étonnement, que lui, Déposant, témoigna de pareils discours, elle ajouta: „C'est bien ce „qu'elle mérite, car elle seule est la cause de tous les maux „que nous souffrons.“ Alors lui, Déposant, révolté du spectacle d'un souper, ou regnoit une pareille licence, retourna dans la salle d'Assemblée. *Témoin* 30.

ges nachzuholen. Die Pariser Wahlherren hatten, wie oben erzählt worden ist, alle Gewalt in die Hände der, von der Pariser Bürgerschaft gewählten, hundert und zwanzig Personen abgegeben. Jeder von den sechzig Distrikten, in welche die Hauptstadt getheilt war, hatte zwei von diesen Personen aus seiner Mitte gewählt, und dieselben nach dem Rathhause gesandt, woselbst sie nun, unter dem Vorsitze des Hrn. Maire, des Hrn. Bailly, den vorläufigen Bürgerrath ausmachten, dessen vorzügliche Beschäftigung seyn sollte, über die künftige Einrichtung des würklichen Bürgerrathes sich zu berathschlagen. Diesen vorläufigen Bürgerrath nannte man: die Hundert und Zwanziger. Sie übernahmen am 31. Julius die Gewalt aus den Händen der Wahlherren, und hielten, von diesem Tage an, ihre Sitzungen auf dem Rathhause. Sie fanden bald, daß ihre Anzahl, bei der Menge und Verschiedenheit der Geschäfte, nicht groß genug war, und daher baten sie, schon am 1sten August, jeden Distrikt, noch einen Abgesandten nach dem Rathhause zu senden. Am 5ten August erschienen diese neuen Abgesandten auf dem Rathhause, und nunmehr hieß der Bürgerrath: die Versammlung der Hundert und Achtziger. Ihre erste Arbeit war die Einrichtung der Bürgermiliz. La Fayette legte den Plan vor, und derselbe wurde einstimmig gebilligt. Die Pariser Bürgermiliz sollte aus 31,000 Mann bestehen, worunter 1000 Officiere. Die ganze Miliz wurde in zwei Korps getheilt: eines, von 6000 Mann besoldeter Truppen, welches den Namen der besoldeten Bürgermiliz führt; und eines von 24,000 Mann nicht besoldeter Truppen. Die besoldeten Truppen bestehen aus den desertirten Soldaten verschiedener französischer Regimenter, und

aus

aus den treulosen französischen Gardisten: die nicht besoldete Miliz besteht aus Pariserbürgern. Ausserdem wurde Paris in sechs Divisionen getheilt, deren jede zehen Distrikte in sich begreift. Jede Division hat einen Kommendanten. In jedem Distrikte ist ein Bataillon aus fünf Kompagnien, deren jede hundert Mann stark ist. In jedem Distrikte ist eine Kompagnie besoldet und kasernirt. Diese heißt die Kompagnie des Centrums; die übrigen vier sind unbesoldete Bürgerkompagnien. Jeder Distrikt hat das Recht die Officiere seiner fünf Kompagnien selbst zu wählen; der Bürgerrath wählt die sechs Kommendanten; die sechzig Distrikte, das heißt die ganze Bürgerschaft, wählt den Generalkommendanten, und der Generalkommendant wählt seine Staabsofficiere (l'Etat-major). La Fayette wurde zum Generalkommendanten von der Bürgerschaft gewählt. Er wählte zu seinem Generalmajor Hrn. de Gouvion, welcher schon an seiner Seite, in Amerika, für die Freiheit gestritten hatte. Zum Generaladjudanten wählte er Hrn. de la Jarre, welcher in Holland für die Patrioten gefochten hatte. Außer den 30,000 Mann der Bürgermiliz, wurde noch ein großes Jägerkorps, und eine zahlreiche Kavallerie errichtet: so daß gegenwärtig die Pariser Bürgermiliz aus mehr als 40,000 Mann besteht. Den treulosen französischen Gardisten erlaubte der Bürgerrath eine Medaille am Knopfloche zu tragen, welche zum immerwährenden Beweise ihres sogenannten Patriotismus dienen sollte. Ferner gab der Bürgerrath jedem dieser Soldaten ein sogenanntes National-Certifikat; und endlich schenkte ihnen der Bürgerrath alle beweglichen und unbeweglichen Güter ihres Regimentes, sogar bis auf das Hospital und die Kasernen in welchen

sie

sie wohnten. Die Betten und übrigen Mobilien wurden ihnen von dem Bürgerrathe, im Namen der Stadt Paris, um 130,000 Livres, und die Kasernen um 900,000 Livres abgekauft, und diese ungeheure Summe, von 1,030,000 Livres wurde sogleich, zu gleichen Theilen, unter die Soldaten ausgetheilt. a) Alles dieses geschah, nach dem ganz neuen, bis dahin unbekannten Grundsatze: daß die Kasernen und das Hospital eines Regiments, so wie die Regimentskasse, die Montirungskammer, u. s. w. den Soldaten dieses Regimentes eigenthümlich zugehören!

Die Bürgermiliz wurde nunmehr, nach dem beschriebenen Plane eingerichtet; die Bürgersoldaten und Officiere wurden eingeschrieben und gewählt; und die Fahnen der verschiedenen Regimenter wurden in der Kirche eingesegnet. Nachdem dieses geschehen war, fiengen die Hundert und Achtziger am 28sten August an, über die künftige Einrichtung des Pariser Bürgerrathes sich zu berathschlagen. Aber hier fanden sich unglaubliche Schwierigkeiten. Die der Knechtschaft gewohnten, sklavischen Pariser hatten gar keine Begriffe davon, wie die Einrichtung eines Bürgerrathes bei einem freien Volke beschaffen seyn müsse; daher verfielen sie auf die allerungereimtesten Ideen und Plane. Einige wollten aus dem Maire einen Polizeilieutenant, und aus dem Bürgerrathe ein Polizeitribunal machen; andere wollten sich Venedig zum Muster nehmen, und aus dem Maire einen Doge, aus dem Bürgerrathe einen Senat, und aus den Distrikten die Versammlung des Volkes ma-

a) Exposé des travaux de l'Assemblée générale p. 27. Histoire de la révolution T. 3, p. 30.

machen; andere wollten die vollkommenste demokratische Verfassung haben, und verlangten, daß jeder Beschluß des Rathes erst den versammelten Distrikten vorgelegt, und von dem Pöbel der Hauptstadt gebilligt werden solle. Diese letzte Meinung erlangte die Oberhand, und die versammelten Distrikte behielten sich das Recht vor, jeden Beschluß ihrer selbst gewählten Stellvertreter nach Gutdünken zu billigen, oder zu mißbilligen; jedem Befehle zu gehorchen, oder auch nicht zu gehorchen. Die Beschlüsse der Distrikte waren sich einander so widersprechend, und zum Theil so ungereimt, daß sie zum Sprüchworte geworden sind, und daß man gegenwärtig, zu Paris, wenn man von einem Manne sagen will, daß er abgeschmacktes Zeug rede, sich so ausdrückt: er redet wie ein Distrikt (Il parle comme un District). Während dieser Streitigkeiten stieg die Anarchie auf das Höchste; Jedermann befahl, Niemand gehorchte. Hr. Bailly, der Maire, suchte sich diese Uneinigkeiten zu Nutze zu machen, um alle Gewalt an sich zu reißen, und sich zum Könige von Paris zu machen. Dieser Mann, an dessen Rechtschaffenheit bisher Niemand gezweifelt hatte, zeigte nun, auf einmal, einen Ehrgeiz ohne Gränzen, und eine unerwartete Falschheit des Karakters; er zeigte, daß er nicht nur schwach, sondern auch tückisch sey. Zwar hatte man schon früher angefangen an seinem so gerühmten Patriotismus zu zweifeln; denn seitdem er zum Maire gewählt worden war, hatte er sich gegen seine Mitbürger mit unerträglichem Stolze betragen, und ganz den Bauernstolz eines Emporgekommenen gezeigt. Er hatte sich Wagen, und Pferde, und prächtige Livree angeschaft, hatte angefangen Audienz zu geben, Antischambre halten zu lassen, Leute welche zu

ihm

ihm kamen zu messen (toiser); ja er hatte sogar auf seinen Wagen ein Wappen mahlen lassen, ohne daß Jemand begreifen konnte, was für ein Recht er haben könne seit der Revolution ein Wappen zu führen. Der Kontrast zwischen Bailly und la Fayette war Jedermann aufgefallen. Dieser ließ, an eben dem Tage, an welchem er zum Generalkommendanten der Bürgermiliz erwählt wurde, auf seinem Wagen sein angestammtes, altadeliches Wappen übermahlen, und statt desselben seine Chiffer, L. F. darauf setzen, auch schafte er seine Livree ab: Bailly that gerade das Gegentheil. Indessen würde man noch gerne Hrn. Bailly diese kleine Eitelkeit verziehen haben, aber sein Betragen als Maire war unverzeihlich. Er bediente sich der allerverächtlichsten, demagogischen Kunstgriffe, um sich bei dem Pariserpöbel beliebt zu machen. Während er in der Versammlung der Hundert und Achtziger den Vorsitz hatte, und bei allen Berathschlagungen über die künftige Einrichtung des Bürgerrathes gegenwärtig war, schrieb er, heimlich, ohne den Hundert und Achtzigern vorher davon Nachricht zu geben, an die sechzig Distrikte einen Brief, worinn er ihnen vorstellte, daß zwanzig Personen eine hinlängliche Anzahl für einen Bürgerrath wären, und daß, auf alle Fälle dem Maire eine unumschränkte Macht übertragen werden müßte. Der Maire sollte, seiner Meinung nach, eben so unumschränkt über Paris herrschen, wie der König über Frankreich, und der Bürgerrath sollte, im Kleinen, das seyn was die Nationalversammlung im Großen ist. a) Sobald dieser Brief des Hrn. Bailly

a) Folgende Worte sind die eigenen Worte des Hrn. Bailly: Je crois que le pouvoir législatif réuni, *à certains intervalles*, pour

Bailly an die Distrikte bekannt wurde, schrieben die Hundert und Achtziger einen andern Brief, worinn sie das Gefährliche in dem Plane des Maire mit sehr starken Ausdrücken zeigten. a) Ueber diesen Brief der Hundert und Achtziger wurde Hr. Bailly sehr aufgebracht, weil nunmehr sein ganzer geheimer Plan entdeckt war. Da er aber, seit einiger Zeit, mit der Orleansschen Parthei in der allergenauesten Verbindung stand: so bediente er sich nunmehr des Einflusses dieser Parthei, um dem Eindrucke, welchen jener Brief nothwendig machen mußte, zuvorzukommen. Der Brief der Hundert und Achtziger war am Morgen des 30sten August den Distrikten bekannt gemacht worden, und schon am Abende desselbigen Tages war ganz Paris im Aufruhr. Die Nationalversammlung berathschlagte sich eben damals über die königliche Genehmigung, oder über das sogenannte Veto, und dieses Veto wurde der Vorwand des Aufstandes unter dem Volke. Am Abend des 30sten August kamen zwei Abgesandte des Palais Royal nach dem Rathhause, wo die Hundert und Achtziger versammelt waren. „Wir kommen, sagte Einer von „diesen beiden Abgesandten, wir kommen hieher, um „Ihnen

pour se rendre compte de l'exécution des loix, ne doit point arrêter ni gener le pouvoir exécutif dans sa marche. Je crois que ce pouvoir doit être *un*, et que, si une partie peut être distribuée entre différents coopérateurs, *il faut établir dans le Chef une supériorité d'influence, qui conserve cette unité.*

a) Que la Municipalité doit à la vérité distribuer et concentrer le pouvoir exécutif dans peu de mains; mais que ce pouvoir, dans quelques mains qu'il soit placé, doit être sans cesse surveillé, et circonscrit dans ses limites légitimes, par un conseil assez nombreux pour prévenir toute oligarchie.

„Ihnen bekannt zu machen, daß eine schreckliche Gäh-
„rung im Palais Royal herrscht; daß eine große Anzahl
„bewafneter Männer sich versammelt, um nach Ver-
„sailles zu ziehen, und daselbst zu verhindern, daß das
„königliche Veto von der Nationalversammlung nicht
„zugegeben werde, und um dem Grafen von Mirabeau
„eine Leibwache von zweihundert Mann zu geben; denn
„er hat uns selbst geschrieben, er befinde sich, wegen
„seines Patriotismus, in der allergrößten Lebensge-
„fahr." Kaum hatte dieser Abgesandte seine Rede ge-
endigt, und kaum hatten die Berathschlagungen über
dieselbe angefangen, als schon eine neue Gesandtschaft
aus dem Palais Royal ankam, welche ankündigte, daß
der Marquis de St. Huruge an der Spitze eines be-
wafneten Haufens nach Versailles gezogen sey, um der
Nationalversammlung eine drohende Addresse zu über-
reichen, die aristokratischen Mitglieder derselben aufzu-
hängen, und den König mit seiner Familie nach Paris
zu bringen. Bald nachher kam die Nachricht, daß la
Fayette seinen Truppen Befehl gegeben hätte, sich am
Thore diesen Schwindelköpfen zu widersetzen, und ihnen
die Reise nach Versailles nicht zu erlauben, sondern sie
zu nöthigen nach Paris zurückzukehren, welches auch
geschehen sey. Es war nunmehr 11 Uhr des Nachts.
Der Marquis de St. Huruge und die übrigen Patrioten
waren auf das äußerste erbittert darüber, daß man ihnen
nicht erlaubt hatte ihr Vorhaben auszuführen. Am
folgenden Tage, Montags, am 31sten August, ver-
sammeln sich die Patrioten im Palais Royal, und senden
eine Gesandtschaft nach dem Rathhause, um sich über
das Verfahren des Bürgerrathes zu beklagen. Die Ab-
sandten werden in den Saal herein gelassen, und Einer
von

von ihnen spricht, mit funkelnden Augen und drohenden Geberden: „Wir haben von den im Palais Royal ver-„sammelten Bürgern den Auftrag erhalten, von Ihnen „zu verlangen, daß Sie die Distrikte versammeln sollen. „Wir verlangen daher, daß Sie die Distrikte heute noch, „und zwar des Abends um 5 Uhr, versammeln, und „daß Sie, auf der Stelle, in jedem Distrikte die Trom-„mel rühren, und die Versammlung ansagen lassen.“ Die Hundert und Achtziger berathschlagen sich über diese Bitte, und der President antwortet, im Namen des Bürgerraths: „Der Bürgerrath kann keine Gesandt-„schaft annehmen, als eine solche, die von einer gesetz-„mäßig eingerichteten Zunft kommt. Er würde auch sie „nicht angenommen haben, wenn Sie nicht vorgegeben „hätten, daß Sie Mittel vorschlagen wollten, um im „Palais Royal die Ruhe wieder herzustellen. Dies ist „Alles was wir Ihnen zu sagen haben.“ Die Abge-sandten begeben sich hinweg, drohen aber noch im Weg-gehen den Rathsherrn mit geballter Faust. Sie kom-men nach dem Palais Royal zurück, und bringen dem versammelten Volke diese Antwort. Eine allgemeine Wuth bemächtigt sich aller Gemüther, bei Anhörung dieser Erzählung, und Alle schreien wie rasend: „Nach „dem Rathhause! Nach dem Rathhause! Versammlung „der Distrikte! der Distrikte! Kein Veto! Kein Veto! „Keine Aristokraten! Keine Tyrannen!“ Aufs neue wird von dem Volke, oder von denen welche dasselbe führten, eine Gesandtschaft von acht Personen nach dem Rathhause gesandt. Die Abgesandten treten in den Saal des Rathhauses, und Einer von ihnen sagt: „Meine Herren! Uns ist nicht unbekannt, wie ungünstig „Sie die Abgesandten der im Palais Royal versammel-

„ten

„ten Staatsbürger aufzunehmen pflegen; auch wissen
„wir, daß Sie den Zusammenfluß dieser Menschen für
„gefährlich halten. Jedoch, meine Herren, wenn die
„Bürger des Palais Royal von jeher die, gegen den
„Auflauf des Volkes gegebenen Gesetze, strenge befolgt
„hätten: so wäre auch die Bastille noch vorhanden, und
„Sie, meine Herren, würden nicht die Ehre haben un-
„sere Stellvertreter zu seyn. Hüten Sie Sich daher,
„diejenigen, welche jetzo mit Ihnen im Namen der in
„diesem Augenblicke im Palais Royal versammelten
„Staatsbürger sprechen, für Aufrührer zu halten. Es
„ist nöthig daß einige besser unterrichtete Bürger sich
„in den Strudel werfen, um seine Bewegungen zu einem
„nützlichen Zwecke hinzuleiten. Jeder von uns trägt
„in seinem Herzen, mit geringerem Ruhme und geringe-
„rem Verdienste, den Patriotismus eines Bailly und
„eines la Fayette. Wir wissen, meine Herren, daß die
„Nationalversammlung sich gegenwärtig mit der Frage
„beschäftigt: ob in der neuen Konstitution der König die
„verneinende Gewalt, oder das Veto, haben solle oder
„nicht? Wir wissen, daß viele Mitglieder der Versamm-
„lung für das Veto gestimmt haben. Dennoch, meine
„Herren, giebt es nicht einen einzigen Bürger von Pa-
„ris, welcher nicht das Veto für eine Entheiligung der
„Nation halte. Vor einer Stunde haben wir zwanzig-
„tausend Bürger rufen hören: „Kein Veto! Keine Ty-
„rannen!“ Das einzige Mittel, meine Herren, um die
„Wuth des Volkes aufzuhalten ist, daß Sie demselben
„die gesetzmäßigen Wege eröfnen. Es will die Auffüh-
„rung seiner Stellvertreter bei der Nationalversammlung
„untersuchen; es will diejenigen zurückrufen, welche
„seines Zutrauens unwürdig sind, denn das Zutrauen

„läßt

„läßt sich nicht erzwingen; und es will bekannt machen, „daß es dem Könige kein Veto zuzugestehen gesonnen „sey." Der President des Bürgerrathes antwortete dem Redner: daß der Bürgerrath die Abgesandten eines zusammengelaufenen Haufens unmöglich für Abgesandte des Volks erkennen könne, und daher auch ihre Bitten und Vorstellungen keiner näheren Untersuchung würdigen werde. Die Abgesandten brachten diese Antwort nach dem Palais Royal zurück, und das Volk gieng ruhig auseinander.

Am folgenden Tage ließ der Bürgerrath an alle Ecken der Straßen ein sehr strenges Verbot alles Volksauflaufs anschlagen. Dieses Verbot fieng sich auf folgende Weise an: „Die Versammlung der Stellvertreter „der Bürgerschaft, voll des tiefsten Unwillens über das„jenige was in den vorigen Tagen im Palais Royal vor„gegangen ist, sieht mit gerechtem Schmerze daß, zu „einer Zeit wo sechszig Distrikte dem Eifer der Staats„bürger eröfnet sind, um ihre Plane für das gemeine „Beste in denselben vorzutragen, man dennoch fortfährt „durch schaamlose Verleumdungen und blutdürstige Vor„schläge, die Wohnung eines von der Nation geliebten „und geehrten Prinzen zu entheiligen." a) Außerdem wurde der Marquis de St. Huruge, als der Anstifter des Aufruhrs, ins Gefängniß gesetzt, und dadurch war die Ruhe wiederum hergestellt. Herr Bailly hatte sich indessen von dem Könige das prächtige Hotel, welches vormals der Polizeilieutenant bewohnt hatte, als Maire, zu seiner Wohnung ausgebeten, und seine Bitte wurde ge-

a) Das Palais Royal ist, wie bekannt, die Wohnung des Herzogs von Orleans.

gewährt. Ueber dem Thor des Hotels wurde die Aufschrift: HOTEL DE LA POLICE herunter genommen, und mit goldnen Buchstaben in schwarzem Marmor die Aufschrift darüber gesetzt: HOTEL DE LA MAIRIE. Von den Hundert und Achtzigern war dem Herrn Bailly ein Geschenk von 50,000 Livres angeboten worden, und er hatte dasselbe angenommen: da hingegen la Fayette, den seine Stelle zu den größten Ausgaben täglich nöthigt, die ihm angebotene Schadloshaltung von 100,000 Livres ausschlug: „Ich habe hinlängliches „Vermögen, sagte er, um die Ausgaben zu bestreiten, „welche meine Stelle mir auflegt. Sollte aber mein „Vermögen zu den nöthigen Ausgaben nicht zureichen: „so werde ich mir von dem Bürgerrathe einen Geldbei- „trag ausbitten; denn ich lege nicht mehr Werth dar- „auf einen solchen Beitrag auszuschlagen, als denselben „anzunehmen.“ a)

Am 18ten September giengen die Hundert und Achtziger auseinander, und übergaben ihre Gewalt einem neugewählten, vorläufigen Bürgerrathe, dem Rathe der Drei Hunderter. Diese hielten ihre Sitzung ziemlich ruhig, bis am 4ten Oktober, an welchem Tage die Stadt, wie schon oben erzählt worden ist, höchst unruhig wurde. Am Abend des 4ten Oktobers hatte ein

a) En persistant dans mon refus, je n'affecte point une fausse générosité. Je serois disposé, non seulement à accepter, mais même à demander, à solliciter du peuple, à qui j'ai consacré ma fortune et mon sang, les indemnités de mes dépenses, si cette même fortune ne me mettoit au dessus du besoin. Elle étoit considérable. Elle a suffi à deux révolutions, et s'il en survenoit une troisiéme pour le bonheur du peuple, elle lui appartiendroit toute entière.

ein großer Haufe des Pöbels sich auf dem Greveplatze versammelt, und laut gedroht, in der Nacht das Rathhaus zu verbrennen. Die Dreihunderter beschlossen daher, daß einige von ihnen die ganze Nacht auf dem Rathhause zubringen sollten, und die übrigen, welche nach Hause giengen, schworen vorher einen Eid, daß sie am folgenden Morgen, aller Gefahren ungeachtet, so früh als möglich, auf dem Rathhause wiederum zusammenkommen wollten. Die Nacht war ziemlich ruhig, aber schon mit dem Anbruche des Tages kamen einige Weiber nach dem Rathhause. Ihre Zahl nahm immer mehr und mehr zu; sie läuteten die Sturmglocke, plünderten die Zimmer, bemächtigten sich des vorhandenen Geldes, drohten alle Mitglieder des Bürgerraths umzubringen, henkten den Abbe Lefebure auf, trugen brennende Fackeln in die Archive und in die übrigen Zimmer des Rathhauses, um Feuer anzulegen, a) und reisten endlich nach Versailles ab.

Bald nachdem die Weiber ihren Zug nach Versailles angetreten hatten, füllte sich der Greveplatz von neuem an. In ganz Paris ertönte der traurige dumpfe Ton der Sturmglocken. Die Bürger verließen ihre Häuser und zogen bewafnet nach dem Rathhause. Die treulosen französischen Gardisten (nunmehr besoldete Bürgermiliz, oder Kompagnien des Zentrums) marschirten in Ordnung nach dem Greveplatze. Sobald das Volk sie erblickt, klatscht es ihnen, unter einem wilden Freudengeschrei, lauten Beifall zu. Die Gardisten machen Halt; einige Soldaten treten aus ihren Gliedern, und rufen

a) Exposé des travaux de l'Assemblée générale des Représentans de la Commune. p. 64.

rufen dem Volke zu: „Ergreift die Waffen! die Waffen! „Bürger ergreift die Waffen! die Waffen! die Nation „ist beleidigt!“ Nun entsteht neues Händeklatschen und wildes Freudengeschrei. Ein Officier tritt hervor, gebietet mit der Hand Stillschweigen, und sagt: „Haltet „ein mit Euern Beifallsbezeugungen, die wir gar nicht „verlangen. Die Nation ist beleidigt. Ergreift die „Waffen und kommt mit uns, um Befehle von Eueren „Officieren zu erwarten.“ a) Die Bürgermiliz auf dem Platze stellt sich, nach dieser Aufforderung, in Reihe und Glieder, und zwischen diesen, und mit ihnen vermischt, steht der Pöbel. Der ganze auf dem Platze versammelte Haufe bricht bald in ein wüthendes Geschrei aus, und verlangt, daß sich die Dreihunderter versammeln möchten. Die Mitglieder des Bürgerraths drängen sich durch den Haufen, und kommen, einer nach dem andern, auf dem Rathhause an. Von dem Platze her erschallt nunmehr ein unaufhörliches, entsetzliches Geschrei: „Nach Versailles! Nach Versailles! Nach Versailles!“ Ein Piket der besoldeten Bürgermiliz steigt die Treppe des Rathhauses heran, klopft an der Thür des Versammlungssaales, und verlangt Hrn. de la Fayette zu sprechen. La Fayette steht von seinem Platze auf, und geht durch den Saal nach diesen Soldaten zu, welche unter der Thür stehen geblieben waren. Einer von den Anführern sagt: „Herr General, das Volk hat kein „Brodt; das Elend ist aufs höchste gestiegen; der Aus-„schuß

a) Ce ne sont pas des applaudissements, que nous vous demandons; prenez les armes et venez avec nous recevoir l'ordre des chefs. *Histoire de la révolution.* T. 3. p. 299.

„schuß welcher für die Versorgung der Stadt Paris sor-
„gen soll, betrügt Sie entweder, oder wird selbst be-
„trogen; die Lage in welcher wir uns befinden kann nicht
„lange dauern; es giebt nur Ein Mittel derselben ein
„Ende zu machen; gehen wir nach Versailles; man sagt
„der König sey ein Mann ohne Verstand; wir wollen die
„Krone seinem Sohne aufsetzen, einen Regierungsrath
„wählen, und dann wird Frankreich besser als bisher
„regiert werden." a) — „Was! sagt la Fayette, ist es
„Eure Absicht Krieg gegen den König zu führen, und
„Ihn zu zwingen, daß Er uns verlasse?" b) — „Er
„wird uns nicht verlassen, und wenn Er uns verläßt so
„haben wir den Dauphin." c) La Fayette bat, daß sie
von ihrem Vorhaben abstehen möchten, und stellte ihnen
vor, was ein solcher Schritt für wichtige Folgen haben
könnte. Aber alle Vorstellungen waren vergeblich, und
der Redner antwortete: „Es ist unnütz uns zu über-
„zeugen; alle unsere Kammeraden denken eben so wie
„wir, und wenn Sie auch uns überzeugten: so würden
Sie

a) Mon Général le peuple manque de pain; la misère est au comble; le Comité des Subsistances ou vous trompe, ou est trompé; nous sommes dans une position qui ne peut pas durer; il n'est qu'un moyen de la faire cesser; allons à Versailles; on dit que le Roi est un imbécile, nous placerons la Couronne sur la tête de son fils; on nommera un Conseil de Régence, et la France sera mieux gouvernée. *Témoin* a. 30.

b) Quoi donc, avez-vous le projet de faire la guerre au Roi, et de le forcer à nous abandonner?

c) Il ne nous quittera pas, et s'il nous quittoit nous avons le Dauphin.

„Sie dennoch Jene nicht umändern können.“ a) La Fayette gieng mit diesen Grenadiers auf den Platz herunter b). Dort stellt er sich mitten unter die besoldete Miliz, hält an dieselbe eine Anrede und stellt den Soldaten vor, daß sie einen Eid geschworen hätten, welcher ihnen Treue gegen den König, gegen das Gesetz und gegen die Nation auferlege. Es entsteht ein allgemeines Gemurmel; man hört nicht auf seine Worte; er schweigt; und nun erschallt, rund um ihn her, aus zwanzigtausend Stimmen, das Geschrei: „Nach Versailles! Nach Ver„sailles! Nach Versailles!“ c) La Fayette hofte indessen noch seine Truppen zur Ordnung und zum Gehorsam wiederum zurückzubringen, und in dieser Hofnung sendet er einen Kourier nach Versailles, mit einem Briefe, in welchem er meldet, daß die Gährung zwar groß und der Aufruhr gefährlich sey, daß er aber dessen ungeachtet noch Hofnung habe die Ruhe wieder herzustellen. Das fürchterliche Geschrei: „Brodt! Brodt! „Brodt! nach Versailles!“ erschallt aufs Neue. La

a) Il est inutile de nous convaincre; car' tous nos camerades pensent ainsi, et quand vous nous convaincriez, vous ne les changeriez pas. *Témoin* 30.

b) Wenn der Leser sich die Mühe nehmen will im Tacitus die Geschichte Roms unter den Kaisern zu lesen, vorzüglich die Stellen die den Aufstand der Legionen betreffen: so wird er, zwischen den Mitteln, welche Otho und andere anwandten, um die Legionen aufrührisch zu machen, die frappanteste Aehnlichkeit mit den Mitteln finden, durch welche Orleans die französische Garde verführte; so wie man auch finden wird, daß sich die aufrührischen Legionen gerade so betrugen, wie sich jetzt diese Garde beträgt!

c) Obturbabatur militum vocibus Aponianus; cum loqui coeptaret fremitu et clamore aspernatus. *Tacitus* Hist. l. 3.

Fayette hält abermals eine Anrede an seine Soldaten: „Brüder! sagt er, ich beschwöre Euch dem Eide, wel„chen ihr geschworen habt, getreu zu bleiben. Ich rechne „auf Euren Eifer und auf Eure Tapferkeit, so gewiß als „Ihr auf die meinige rechnen könnt. Den letzten Tro„pfen meines Blutes werde ich für die Freiheit vergießen, „und wenn wir sie nicht erhalten, so verlange ich nicht „länger zu leben. Steht von Eurem Vorsatze nach Ver„sailles zu ziehen ab. Ich bitte, ich beschwöre Euch „darum." Einer der Grenadiere sagte hierauf zu seinen Kammeraden: „Wir müssen; wir wollen nach Versailles: „will uns Hr. la Fayette nicht dahin begleiten, so wäh„len wir unter uns einen alten Grenadier, der uns an„führen soll." a) Nunmehr läßt sich la Fayette sein Pferd bringen, und erscheint unter dem rasenden Haufen mit seinen Adjutanten zu Pferde. „Ich werde, sagt „er, Euch nach Versailles führen, sobald ich dazu von „dem versammelten Bürgerrath den Befehl werde er„halten haben." Niemand antwortet; alle schreien: „Nach Versailles! Nach Versailles!" Auf einige Augenblicke wird es stille, dann erschallt das Geschrei abermals. Es erfolgt eine neue Stille, der Haufe drängt sich, von allen Seiten her, auf la Fayette zu, und schreit mit heiserer Stimme: „An die Laterne! An die „Laterne! La Fayette an die Laterne!" — „Habt doch, „ruft er, um Gotteswillen, nur so lange noch Gedult, „bis ich Befehl vom Bürgerrathe erhalte." — „Nein! „Nein! Nein!" war die Antwort. „So laßt mich we„nigstens vom Pferde steigen, und den Befehl selbst ab„holen." — „Nein! Nein! Nein!" rufen Alle. Er ver-

a) Témoin 7.

versucht es abzusteigen, aber seine Soldaten halten ihm eine Reihe von Bajonetten entgegen, und Einer aus dem Haufen ruft ihm zu: „Beim T . . . .! Sie wer„den doch bei uns bleiben, und uns nicht verlassen wol„len." a) Das ungedultige Gemurmel des Haufens wird stärker und stärker, das wüthende Geschrei: „Nach „Versailles!" läßt sich abermals hören. La Fayette schickte einen Adjutanten nach dem andern zu dem versammelten Bürgerrathe, läßt die Lebensgefahr, in welcher er sich befinde, auf das lebhafteste vorstellen, und um Verhaltungsbefehle dringend bitten. Schon ist es halb fünf Uhr des Nachmittags, und noch hat der Bürgerrath seine Berathschlagungen nicht geendigt. Ungedult und Wuth des versammelten Haufens steigen aufs höchste; „Fort! Fort! Fort! nach Versailles!" rufen sie Alle. La Fayette sagt: „Meine Brüder! ich kann „eher nicht abreisen, als bis ich Befehl dazu erhalten „habe." — Befehl? von Wem?" ruft ihm eine Stimme entgegen. „Von dem versammelten Bürgerrathe," antwortet la Fayette. „Ey was Bürgerrath, schreit „die Stimme, Befehle vom Bürgerrathe! Niemand hat „hier zu befehlen als wir, und wir wollen, daß der „Kommendant sogleich mit uns abreise; wir befehlen „es." La Fayette hörte gar nicht auf diesen Kerl, noch auf einige andere, welche dasselbe wiederholten und ihm mit dem Laternenpfahle drohten. Er sah wohl ein, daß Hr. Bailly, ohne Rücksicht auf die dringende Gefahr zu nehmen in welcher sich der Kommendant der Bürgermiliz befand, vorsetzlich die Berathschlagung verlängerte, um

a) Morbleu, mon Général, vous resterez avec nous; vous ne nous abandonnerez pas.

um den Kommendant zu nöthigen ohne Befehl abzureisen, und folglich die Verantwortung der unabsehbaren Folgen, welche eine solche Reise haben konnte, ganz allein auf sich zu nehmen. Alles dieses sah la Fayette ein; darum weigerte er sich abzureisen ehe er Befehl dazu erhalten hätte, und blieb standhaft. Lärm, Geschrei, Tumult, Wuth, Raserei und Ungedult nehmen nun unter dem Volke und der Miliz auf den höchsten Grad zu. „Nach Versailles! Nach Versailles! Brodt und „nach Versailles!" war das allgemeine Geschrei. Einige Grenadiere ergreifen das Pferd des Hrn. la Fayette bei dem Zügel, um dasselbe mit Gewalt nach Versailles zu führen. In diesem Augenblicke drängt sich ein Bedienter durch das Volk, und übergiebt Hrn. la Fayette einen Brief von dem Bürgerrathe. Nun sind die Augen von mehr als 40,000 Menschen auf ihn gerichtet. Er erbricht den Brief; es entsteht die tiefste Stille, und la Fayette liest:

„In Betracht der Zeitumstände und des Verlan„gens des Volkes, und auf die Vorstellung des Herrn „Generalkommendanten, daß es unmöglich sey diesem „Verlangen nicht zu entsprechen, giebt der Bürgerrath „dem Herrn Generalkommendanten die Erlaubniß, und „sogar den Befehl, nach Versailles zu ziehen."

Nach Ablesung dieses Briefes wird la Fayette todtenblaß; er wirft einen Blick, in welchem der Schmerz deutlich ausgedrückt zu lesen ist, über den Greveplatz, über das versammelte Volk, und über die ihn umgebende Bürgermiliz, und giebt dann den Befehl zum Abmarsch. Das Volk antwortet durch ein lautes Freudengeschrei. Zur Avantgarde beordert er drei Kompagnien Grenadiers, und eine Kompagnie der unbesoldeten Miliz mit

drei

drei Kanonen: Vor der Avantgarde her, marschierten sieben bis achthundert Mann, die mit Flinten, Stöcken, Knüppeln und Spießen bewafnet waren. Nach der Avantgarde kam la Fayette zu Pferde, begleitet von vier Mitgliedern des Bürgerrathes. Sobald er den Platz verließ ertönte von allen Seiten das Jubelgeschrei: „Hoch lebe la Fayette! Hoch lebe la Fayette!" La Fayette nahm seinen Hut ab, und nickte dem Volke Dank zu. Er sah sich nach allen Seiten um, und sein Blick schien zu sagen: „Ihr verlangt es; ich gehorche."

Die Armee, welche la Fayette anführte, bestand aus ohngefähr 40,000 Mann. Es regnete sehr stark; aber, dessen ungeachtet, obgleich alle welche den Zug ausmachten, schon bei dem Ausmarschieren bis auf die Haut naß waren, nahm dennoch das Jubelgeschrei, so wie sie weiter zogen, immer mehr und mehr zu. In allen Straßen der Hauptstadt, durch welche sie zogen, waren die Fenster und Dächer der Häuser mit einer unzählbaren Menge Menschen angefüllt, welche Beifall klatschten, und: Bravo! Bravo! Bravo! riefen. Damit wurde so lange fortgefahren, als man die Trommeln der Armee hören, oder ihre Fahnen sehen konnte. Nachher folgte auf das entsetzliche Geschrei die allertraurigste Stille. Paris gleich einer unbewohnten, verödeten Stadt; die Straßen waren einsam und verlassen, und die tiefe Stille wurde auch nicht durch das geringste Geräusch unterbrochen.

Sobald la Fayette mit seiner Armee zu Montreuil angekommen war, befahl er Halt zu machen, und ließ die Truppen einen Eid schwören, daß sie dem Könige und der Nation treu verbleiben und die Wohnung Sr. Majestät respektiren wollten. Sie schworen, und dann

setzte

setzte er seinen Marsch fort. Er sagte zu den Herren le Fevre und de la Grey, zweien Mitgliedern des Bürgerrathes, welche neben ihm ritten: „Wenn ja Ei„ner von uns zurück kommt: so halte er es für seine „Pflicht, öffentlich die Gründe bekannt zu machen, wel„che uns zu diesem Marsche bewogen haben; denn wir „marschieren jetzt, um das Königreich zu retten, und „um die königliche Familie zu beschützen.“ a)

Als die Pariserarmee gegen 7 Uhr des Abends bei dem Hause des Herzogs von Orleans zu Passy vorbei zog, bemerkten die Soldaten, daß das Haus des Herzogs mehr als gewöhnlich erleuchtet war, so sehr, daß einer von den Soldaten zu den übrigen sagte: „Wenn „schon der König in diesem Hause wohnte, oder wenn „man einen Ball darinn hielte: so könnte es nicht mehr „erleuchtet seyn.“ b) Gegen halb zwölf Uhr kam la Fayette mit der Armee zu Versailles an, und ließ die Truppen aufs neue den Eid der Treue schwören. c) Dann begab er sich zum Könige, mit den Herren le Fevre und de la Grey. Im Kabinette des Königs befanden sich: der Graf von Provence, der Graf Destaing, der Marschall von Brauvau, Hr. Necker, der Siegelbewahrer, und einige andere Herren des Hofes. La Fayette sagte zum Könige: „Ich komme, mit zwei Abgesandten des „Pariser Bürgerrathes, um Ew. Majestät unsere Liebe „für Dero geheiligte Person zu bezeugen, und um Sie „zu versichern, daß wir auch den letzten Tropfen unsers „Blutes für Dero Sicherheit zu vergießen bereit sind. „Zwanzigtausend bewafnete Männer sind mit mir nach

„Ver-

a) *Dusaulx* de l'insurrection Parisienne.
b) Témoin 7. c) Témoin 60. 193.

„Versailles gekommen. Der Wille eines ungeheuren „Volkes hat uns genöthigt hieher zu reisen, und es war „mir schlechterdings unmöglich die Truppen zu verhin„dern nach Versailles zu ziehen; aber ich habe sie zwei„mal schwören lassen, daß sie die Befehle ihrer Officiere „auf das genaueste und strengste befolgen würden, und „alle haben den Eid geschworen.“ a)

Sobald der König hörte daß die Pariserarmee im Anmarsche begriffen sey, ließ er die Nationalversamm„lung ersuchen, sich bei ihm auf dem Schlosse zu versammeln. Es kamen aber nur wenige Mitglieder, und auch diese nur sehr langsam an, nicht eher als bis die Pariser Armee schon angelangt war. Nachdem Hr. la Fayette dem König die oben angeführte Versicherung gegeben hatte, verließ er den Monarchen. Darauf kam der König selbst aus seinem Zimmer, in das Vorzimmer, und fragte den Vicomte de la Chatre: „Herr de la „Chatre sind viele Mitglieder der Versammlung im „Schlosse?“ — „Ja, Sire,“ antwortete dieser. Darauf sagte der König: „Laßt sie hieher kommen, und ruft „auch Hrn. Mounier hieher.“ Hr. Mounier und die übrigen Mitglieder kamen, und der König sagte: „Hr. „de la Fayette ist Ihnen zuvorgekommen: sonst würde „ich mitten unter Sie gekommen seyn, um bei Ihnen „Rath zu holen wegen der gegenwärtigen Zeitumstände; „aber Hr. de la Fayette hat mir versprochen, er wolle „mich vor den Meuchelmördern bewachen, von denen „man sagt, daß sie zu Versailles angekommen seyn. „Also gehen Sie nunmehr Herr Mounier, und fahren „Sie

a) Procès-verbaux de l'Assemblée générale des Réprésentans de la Commune de Paris.

„Sie in den Berathschlagungen in ihrem Saale fort.“ a) Nach dieser Rede gieng der König in sein Zimmer zurück, und Hr. Mounier bat die Mitglieder, sich nach dem Versammlungssaale zu verfügen. Die meisten weigerten sich dessen, und verlangten nach Hause zu gehen, weil ohnehin alles ruhig sey; aber Hr. Mounier antwortete ihnen: „Niemals ist es nothwendiger gewesen, daß das „gesetzgebende Korps versammelt bleibe, als eben jetzt. „Ich will mich nach dem Saale hinbegeben, und wer „mir nicht dahin folgen will, dem steht es frei es nicht „zu thun.“ b)

Als la Fayette aus dem Zimmer des Königs kam, sagte er im Vorzimmer zu den Gardes du Korps: „Meine „Herren Alles ist in Ordnung gebracht. Der König erlaubt daß die vormalige französische Garde ihre Posten „wiederum einnehme, und der Wille Seiner Majestät „ist, daß Sie morgen die Nationalkokarde aufstecken.“ c) Bald nachher hörte man im Schlosse die Trommeln der treulosen französischen Gardisten, welche im Schloßhofe auf die Wache zogen, und ihre vorigen Posten wiederum einnahmen. Die Nacht war kalt und es regnete stark. Daher zerstreute sich das Volk in die Wirthshäuser, und die Miliz quartierte sich bei den Bürgern und in den Kirchen ein. Hr. de Gouvion der Generalmajor des Hrn. la Fayette, traf einen seiner Freunde, Hrn. Chauchard, einen Officier von Versailles an. Dieser sagte zu dem Hrn. Gouvion: „Bester Freund, sagen Sie mir doch, „was wird denn das Ende von alle diesem seyn?“ — „Da thun Sie mir eine große Frage, antwortete Herr „de

a) Témoin 127. 211. b) Témoin 211.
c) Forfaits du 6 Octobre T. 2. p. 257.

„de Gouvion; hätten Sie mich heute Vormittag gefragt, „womit ich endigen werde: so würde ich Ihnen geant„wortet haben, daß ich mit Aufhenken endigen werde; „denn zwei oder drei Stunden lang war ich beständig „darauf gefaßt.“ a) Dann erzählte Hr. de Gouvion alles was zu Paris vorgefallen war. Hr. Chauchard fragte: „Und Hr. la Fayette?“ — „Er hat sich wenigstens in „eben so großer Gefahr befunden als ich; er ist hier.“ — „Wie, sagte Hr. Chauchard ganz erstaunt, Hr. de la „Fayette ist mit allen diesen Leuten hieher gekommen, „um den König gefangen zu nehmen?“ — „Er hat kom„men müssen; man hat ihn dazu gezwungen. Aber war„um hat sich auch der Hof nicht entfernt?“ — „Sie „haben uns ja einen Kourier zugeschickt, welcher die Nach„richt brachte, Hr. la Fayette fange an über die Trup„pen Meister zu werden, und die Ruhe in Paris werde „in Kurzem wieder hergestellt seyn.“ — „Sie müssen „aber einen zweiten Kourier erhalten haben, versetzte „Hr. de Gouvion, welcher Nachricht brachte, daß die „Unordnung unter den Truppen wiederum angefangen „habe, und daß Hr. la Fayette an ihrer Spitze sie nach „Versailles anführe. Uebrigens sind die französischen „Gardisten jetzt zufrieden, sie haben ihre Posten wieder „eingenommen, morgen früh reisen wir nach Paris zu„rück, und der König wird frei seyn zu gehen wohin er „will, und zu thun was ihm gefällt.“ b) Diese Unter-
redung

a) Vous me faites une grande question. Si vous m'aviez demandé ce matin, par où je finirois? je vous aurois dit, que je finirois par être pendu; car pendant deux à trois heures je m'étois arrangé pour cela. *Témoin* 101.

b) Témoin 101.

redung beweißt deutlich, daß die Oberofficiere der Bürgermiliz mit den geheimen Planen der Verschwornen ganz unbekannt waren. La Fayette sandte sogar einen Kourier nach Paris mit einem Briefe an den Bürgerrath, in welchem er anzeigte, daß die vollkommenste Ruhe zu Versailles herrsche.

Gegen 2 Uhr des Morgens kam Hr. la Fayette zu dem Könige zurück, versicherte daß Alles ruhig sey, und bat den Monarchen sich zur Ruhe zu begeben. Der König legte sich zu Bette, und auch die Königin. Die Monarchin sagte noch ehe sie sich niederlegte: „Ich weiß „daß man meinen Kopf verlangt; aber ich habe von „meiner Mutter gelernt den Tod nicht zu fürchten, und „ich erwarte ihn standhaft. Niemals werde ich den Kö„nig oder meine Kinder verlassen; und was für ein „Schicksal dieselben auch treffen mag: so will ich es mit „ihnen theilen.“ a)

Die Gardes du Korps erhielten aufs neue Befehl Niemand zu verwunden und sich auf keinen Fall zu wehren. Der Graf Destaing, der Generalkommendant aller Truppen von Versailles, dem die Wache über das Schloß anvertraut war, und der die Gardes du Korps hätte kommandiren sollen, verlor den Kopf, wußte nicht mehr was er that, und — legte sich zu Bette. b) Der Herzog de Guiche gieng gegen 2 Uhr des Morgens zu ihm, und bat sich Befehle aus: aber Destaing gab keine Befehle,

a) J'ai appris de ma mére à ne pas craindre la mort, et je l'attendrai avec fermeté. Jamais je n'abandonnerai le Roi, ni mes enfants; quel que soit le sort qui les attend, je le partagerai.

b) *Forfaits du 6. Octobre.* T. 2. p. 268. Le vainqueur de la Grenade avoit perdu la tête.

fehle, sondern Rath. Die furchtsamen Minister zitterten, sie wußten nicht was sie thun sollten, und gaben dem Könige lauter Rathschläge welche eines Monarchen ganz unwürdig waren. Sie glaubten in la Fayette den Retter des Vaterlandes zu sehen, und verließen sich ganz auf ihn, und auf die Maaßregeln welche er nehmen würde. Die Königin ausgenommen, war Jedermann im Schlosse bestürzt, unschlüßig, furchtsam und verzagt. a)

Die Nationalversammlung war indessen noch versammelt. Man berathschlagte sich — über die Kriminalgesetze. Einige Mitglieder der Versammlung sagten ihre Meinungen: aber eine von den Weibern stand auf, und rief laut aus: „Brodt! Brodt! keine so lange Reden!" Nunmehr zeigte Mirabeau die Gewalt, welche er über den Pöbel hatte. Er stand auf und sagte: „Ich „möchte wohl wissen, warum man sich hier das Ansehen „giebt, Uns Gesetze vorschreiben zu wollen." Die Weiber klatschten ihm lauten Beifall zu. Sonderbar genug, daß der Pöbel gegen diejenigen Mitglieder der Nationalversammlung, welche zu allen seinen Ausgelassenheiten stille schwiegen, aufgebracht schien, dem Grafen Mirabeau hingegen, welcher ihnen eine derbe Wahrheit sagte, Beifall zuklatschte! Gegen drei Uhr des Morgens ließ Hr. la Fayette dem Presidenten der Versammlung, Hrn. Mounier, sagen: alles sey ruhig; alle Posten seyn be-

a) Il faut avoir été à Versailles le Lundi 5. Octobre, pour se faire une idée du désordre et de la confusion qui regnoient dans toutes les demarches et dans toutes les délibérations: la consternation et la stupeur étoient générales; la Reine seule montra un grand caractère. *Forfaits du 6. Octobre.* T. 2. p. 270.

besetzt, und die nöthigen Befehle gegeben; er könne sich auf seine Truppen verlassen, denn diese wären nunmehr zufrieden, da sie alles erhalten hätten was sie verlangten; er wolle sich zur Ruhe begeben; und er bitte Hrn. Mounier seinem Beispiele zu folgen und die Sitzung aufzuheben; er stehe für Alles. a) Zu gleicher Zeit schrieb Mirabeau ein Billet an Hrn. Mounier, in welchem er ihn bat, daß er die Sitzung aufheben möchte. Herr Mounier that es; er hob die Sitzung auf, und die meisten Mitglieder der Versammlung giengen nach Hause. Als Hr. Mounier nach Hause kam, erfuhr er daß eine Bande Meuchelmörder bei ihm gewesen war, die seinen Kopf verlangten und gedroht hatten ihn zu ermorden. a)

Nach drei Uhr des Morgens war in Versailles die Ruhe hergestellt. Im Schlosse herrschte die größte Stille. Jedermann schlief, und in den langen, gewölbten Gängen hörte man kein Geräusch, ausgenommen das Räussern einzelner Soldaten, und von Zeit zu Zeit die Fußtritte der Schildwachen, welche kamen um ihre Kameraden abzulösen. Die tiefste Ruhe herrschte überall. Der König, die Königin und die königliche Familie schliefen. Sie wußten nicht, daß das Mordschwerdt über ihrem Haupte hieng, und daß die Dolche, durch welche sie ermordet werden sollten, in den Händen feiger Meuchelmörder schon gezuckt waren. Sie hörten nicht die schrecklichen Drohungen und Beschimpfungen, welche man, sogar in der Nähe des Schlosses, gegen ihre geheiligten Personen ausstieß. — Sie schliefen ruhig und sanft — aber welch ein Erwachen.

Die

a) Dépofition de M. *Mounier.*
b) *Mounier* ex posé de fa conduite.

Die Pariser Bürgermiliz, welche von dem anhaltenden Regen ganz naß geworden war, hatte sich in die Kirchen und in die Häuser der Bürger einquartirt, und ruhte nunmehr so gut als es möglich war. Die von Paris gekommenen Weiber und Freudenmädchen trieben ihr gewöhnliches Handwerk. Einige von ihnen lagen in den Kirchen, zwischen den Bürgersoldaten; andere brachten die Nacht bei den Mitgliedern der Nationalversammlung zu a): aber der größte Theil blieb in dem Versammlungssaale der Nationalversammlung. Diese hatten, auf Kosten des Herzogs von Orleans gezecht, und sich betrunken, und begiengen nunmehr im Rausche, in dem Versammlungssaale selbst, die allerabscheulichsten Ausschweifungen. b) In einem Theile von Versailles rauchte noch das Blut der ermordeten Gardes du Korps: in einem andern Theile wurde getrunken, gelacht, getanzt, und mit verworfenen Weibspersonen die niedrigsten Ausschweifungen begangen. c) Die mit allerhand Instrumenten

a) Témoin 373.

b) Aprés la derniére séance de l'Assemblée levée, on donna, autant qu'il fut possible, à boire et à manger à tous ces gens. Environ 900 ou 1000 passérent la nuit dans la salle de l'Assemblée. Comme ils étoient crottés et mouillés, les uns quittèrent des jupons qu'ils avoient sur des culottes, d'autres des culottes et des bas qu'ils avoient sous des jupons pour les faire secher. Pendant cette nuit il se passa entre ces gens des scénes peu décentes inutiles à raconter. *Témoin* 61.

c) Saeva ac deformis urbe tota facies. Alibi praelia et vulnera; alibi balineae popinaeque. Simul cruor et strues corporum: juxta scorta et scortis similes. Quantum in luxurioso otio libidinum; quidquid in acerbissima captivitate scele-

menten bewafneten Meuchelmörder, waren theils in dem Versammlungssaale der Nationalversammlung unter die Weiber gemischt; theils hatten sie hin und wieder zu Versailles, auf den Straßen, vorzüglich auf dem Schloßplatze, große Feuer angezündet, und sich um diese Feuer gelagert, wobei sie die getödteten Pferde der Gardes du Korps in Stücken hieben, brateten und verzehrten. Von Wein und Brandtewein berauscht machte ein Haufe dieser Kannibalen, nahe am Schlosse, großen Lärm. Hr. Borg, ein Musikus von der Kapelle des Königs, stellte ihnen vor, daß es unschicklich sey in der Nähe des Schlosses solchen Lärm zu machen, und dadurch den König und die Königin am Schlafe zu hindern. Die Mörder antworteten: „Was geht das Euch an? Wir „bekümmern uns viel darum, ob wir diese . . . . . am „Schlafe verhindern oder nicht!“ a)

So war also, von drei Uhr des Morgens an, zu Versailles alles ruhig. Die guten und rechtschaffenen Bürger des Staates schliefen, und nur die Bösewichter und Verbrecher wachten.

Die ungeheure Menge von Menschen, welche von Paris nach Versailles gekommen war, bestand aus drei verschiedenen Klassen. „Erstens, aus Unglücklichen „und

scelerum: prorsus ut eandem civitatem et furere crederes, et lascivire. . . . . . Nunc inhumana securitas, et ne minimo quidem temporis voluptates intermissae, velut festis diebus id quoque gaudium accederet, exsultabant, fruebantur, nulla partium cura, malis publicis laeti. TACITUS *Historiar lib. 3.*

a) Ils me repondirent: Qu'est-ce que ça vous fait? Nous nous f . . . . bien d'empêcher cette g . . . . de dormir. *Témoin 346.*

„und Armen, deren Einfalt man gemißbraucht, und die „man überredet hatte, daß sie, und ihre Weiber und „Kinder, vor Hunger würden umkommen müssen, wenn „sie nicht von dem Könige, welcher an der Hungersnoth „Schuld sey, Brodt verlangten. Zweitens, aus Fa„natikern, Schwindelköpfen und Freiheitsschwärmern, „welche, durch die aufwiegelnden Reden des Palais „Royal erhitzt, nach Versailles kamen, um sich wegen „der vorgeblichen, der Nation erzeigten Beleidigung, „an den Gardes du Korps zu rächen. Unter ihnen gab „es mehr als Ein Ungeheuer, welches sich durch Er„mordung der Königin auszuzeichnen wünschte, und wel„ches seine Trophäen nur nach der Anzahl der von ihm „selbst abgehauenen Köpfe, oder der seiner unsinnigen „Wuth aufgeopferten Schlachtopfer berechnete. Unter „ihnen gab es auch mehr als Einen gedungenen Böse„wicht, welcher den Auftrag hatte, diese blinden Werk„zeuge des Ehrgeizes und der Rachsucht der Verschwor„nen, zum Morden anzutreiben. Die dritte Klasse be„stand aus rechtschaffenen Männern, welche von Paris „gekommen waren, um, wo möglich, die Unordnungen „zu verhindern, oder doch wenigstens den traurigen Fol„gen derselben zuvorzukommen. Zu dieser Klasse gehört „der größte Theil der Pariser Bürgermiliz — ich sage „der größte Theil dieser Miliz; denn leider! gab es „auch unter diesem, sonst so preiswürdigen Korps, Leute „welche die Wuth des Patriotismus irre führte, andere „welche von persönlichen Vortheilen geleitet wurden, und „unter diese letztern kann man vorzüglich die französischen „Gardisten rechnen, die ihre vormaligen Posten wieder„um einzunehmen verlangten." a)

Gegen

a) Forfaits du 6. Octobre T. I. p. 163.

Gegen fünf Uhr des Morgens, bei dem ersten Anbruche des Tages, wird auf dem Schloßplatze getrommelt; einige Bataillons der Bürgermiliz versammeln sich; ein Haufe von Weibern versammelt sich auch. Einige Kerle laufen, mit rasendem Geschrei, durch die Straßen von Versailles, und rufen, mit einem fürchterlichen Geheule: „Tödtet die Gardes du Korps! Tödtet „die Gardes du Korps! Verschont Keinen!“ Der Haufe von Weibern auf dem Schloßplatze vergrößert sich immer mehr und mehr; viele verkleidete Männer und gedungene Meuchelmörder mischen sich unter sie. Die Weiber sind größtentheils betrunken, und nun erhitzt man ihre Köpfe noch mehr, durch die entsetzlichsten Verläumdungen gegen die Königin. Ein Unbekannter schlägt den Königsmord vor; andere stimmen ihm bei; noch andere sind unschlüssig; aber auch diese werden endlich, durch Zureden und Geld, gewonnen: und nunmehr setzt sich der ganze Haufe in Bewegung; er theilt sich in verschiedene Kolonnen, von denen jede einen eigenen Anführer hat; und alle diese Kolonnen ziehen, mit dem schnellen Schritte, und mit der tiefen Stille, mit welchen alle große Verbrechen begangen werden, nach dem Schlosse zu, in dem entsetzlichen Vorhaben, die geheiligten Personen der königlichen Familie — zu ermorden. Die Pariser Bürgermiliz sieht ihnen zu — und läßt sie ruhig nach dem Schlosse ziehen. Eine von diesen Kolonnen erscheint vor dem verschlossenen Gitterthore des ersten Schloßhofes. Sie verlangen daß es geöfnet werden solle, aber die Gardes du Korps, welche inwendig Schildwache stehen, schlagen dieses ab, und kehren sich nicht an die Drohungen der Mörder. Eine andere Kolonne erscheint vor dem Thore des zweiten

Schloßhofes, wo die besoldete Bürgermiliz, oder die vormalige französische Garde die Wache hat, und diese treulose Wache läßt die Mörder, ohne Widerstand, in den Pallast des Monarchen eindringen. a) Sie laufen, sobald sie im zweiten Hofe sind, nach dem ersten Schloßhofe zu, und die Gardes du Korps sehen, mit Entsetzen, daß die Mörder, welche sie nicht hatten einlassen wollen, von andern waren eingelassen worden. Die Mörder nähern sich jetzt nur langsam und furchtsam den Gardes du Korps b); da sie aber bemerken, daß diese keinen Widerstand thun: so werden sie kühner und dreister, und werfen sich nunmehr wie wüthende Tyger, auf alle Gardes du Korps, welche sie antreffen. Hr. de Luillier, ein Officier der Gardes du Korps, begiebt sich zu dem Marquis Daguesseau, dem Major der Gardes du Korps. Er erzählt ihm was vorgeht, stellt die Gefahr vor, in welcher sich die königliche Familie befinde, wenn man die Meuchelmörder, welche nunmehr schon in dem Schloßhofe sich befänden, nicht verhindere in das Schloß selbst einzudringen, und bittet sich endlich bestimmte Befehle aus. Der Marquis Daguesseau befiehlt die Wachen zu verdoppeln, und zwei Gardes du Korps statt einem an jeden Posten zu setzen — zwei Menschen gegen die rasende Menge! Ferner sagt Hr. Daguesseau zu den Gardes du Korps: „Der König befiehlt und verlangt „von Ihnen, daß sie nicht schießen sollen, daß sie Niemand schlagen sollen, daß sie sich gar nicht einmal ver-

a) Témoin 158.

b) J'ai remarqué que le peuple ne venoit qu'avec infiniment de crainte. *Témoin* 158.

„theidigen sollen.“ a) Hr. de Luillier antwortet: „Ver„sichern Sie unsern unglücklichen Herren, daß seine Be„fehle erfüllt werden sollen; aber wir werden ermordet „werden.“ b)

Indessen waren die Meuchelmörder schon über die Gardes du Korps hergefallen. Die beiden Gardes, welche im Schloßhofe Schildwache standen, waren die ersten Schlachtopfer ihrer Wuth. Rasend fiel der Pöbel über sie her. Vergeblich kämpfen sie gegen den Haufen. Von tausend Stichen durchbohrt fällt der unglückliche Deshuttes zu Boden, und diese Ungeheuer verschaffen sich die barbarische Freude seinen Todeskampf zu verlängern. Sie bringen ihn nicht um, sondern sie schleppen ihn in den zweiten Schloßhof, und überhäufen ihn mit Schimpfwörtern und Schlägen. Sie berauben ihn, ziehen ihn ganz nackt aus, streiten sich um seine Kleider, um seine noch klopfenden Glieder, und hauen ihm endlich den Kopf ab. In dem Augenblicke, in welchem der auf einen Spieß gesteckte Kopf in die Höhe gehoben wird, entsteht unter dem Haufen ein gräßliches Händeklatschen und Jubelgeschrei. c)

Hr.

a) Le Roi ordonne et vous demande, de ne point tirer, de ne frapper personne, enfin de ne point vous défendre.

b) Monsieur, assurez nôtre malheureux maître, que ses ordres seront exécutés; mais nous allons être assassinés. Forfaits *du 6 Octobre* T. 1. p. 274.

c) Tant qu'il respire, ils l'accablent d'outrages, ils se disputent ses membres palpitans, et lorsque sa tête est elevée sur une pique, des cris féroces se font entendre; ils applaudissent à cet horrible spectacle. Jamais l'histoire des Cannibales n'offrit l'exemple d'une pareille atrocité! *Forfaits du 6 Octobre* T. 2. p. 275.

Hr. Moreau, der zweite Gardes du Korps, hatte das Glück dem rasenden Pöbel, mit Zurücklassung seines Degengehänges, zu entrinnen. Er lief nach dem Schlosse, in den großen Saal, zu seinen Kameraden. Die mit Flinten, Dolchen, auf Stöcken bevestigten Messern, Pistolen, Bajonetten und Spießen bewafneten Meuchelmörder, verfolgen ihn. Die Gardes du Korps, welche das gräßliche Geheul der ankommenden Mörder hören, verschanzen sich in dem Vorzimmer der Königin. Hr. Miomandre de Sainte Marie, ein Garde du Korps, geht dem Pöbel entgegen, und ruft ihnen zu: „Freunde ihr liebt eueren König, und kommt „doch ihn in seinem eigenen Pallaste zu beunruhigen.“ Statt aller Antwort ergriffen sie ihn bei den Haaren und bei seinem Degengehänge, und suchten ihn wegzuschleppen, um ihn zu ermorden. Aber er wurde noch von seinen Kameraden gerettet, und zog sich mit ihnen in das Vorzimmer zurück. a) Mit gräßlichem Geschrei folgten ihnen die Mörder nach. Sie schrien nicht; sie heulten; sie spieen schreckliche Verwünschungen gegen die königliche Familie aus, verlangten den Kopf der Königin, drohten, ihr das Herz aus dem Leibe zu reißen b), und suchten die verschlossene Thür des Vorsaals, in welchem die Gardes du Korps befindlich waren, einzusprengen. Die-

a) Témoin 18.

b) Une foule immense d'hommes et de femmes, armés de piques, lances, fusils et autres armes, est monté par le grand escalier, et tous, en montant, disoient: que ces gardes du Roi étoient des Aristocrates, des gueux, qu'ils vouloient tuer; arracher l'ame, le coeur du Roi, de la Reine et du Dauphin, en faire une fricassée, et la manger. *Témoin 375.*

Dieses gelingt ihnen nicht; aber bald vereinigt sich mit ihnen ein anderer Haufe, welcher Beile mitbringt. Nun sprengen sie die Thüre ein; stürzen sich in den Saal, und fallen ganz rasend über die Gardes du Korps. „Gebt „euere Waffen her!“ rufen sie ihnen zu, indem sie sie niederhauen. Der Garde du Korps Varicourt ist der erste den sie umbringen. Er will sich in den innern Saal retten, aber sie verfolgen ihn, und geben ihm, in den Armen eines seiner Kameraden, den tödtlichen Stich. Er fällt zu Boden, und nun durchbohren sie ihn mit wiederholten Dolchstichen, verüben die schrecklichsten Grausamkeiten an seinem Leichname, und hacken ihm nachher den Kopf ab. Von einer andern Seite kommt noch ein neuer Haufe von Mördern, der sich mit diesen vereinigt und bis in das zweite Vorzimmer der Königin die Gardes du Korps verfolgt. Sie wehren sich tapfer, sie vertheidigen den Grund Schritt vor Schritt, aber endlich müssen sie der Menge weichen. Einige von ihnen, erschrocken über die Gefahr in welcher sich die Königin befand, klopften an die Thüre ihres Schlafzimmers, und verlangten eingelassen zu werden. Die Kammerfrau der Königin, Madame Thibault, wollte nicht aufmachen. Sie hatte inwendig die Thüre verriegelt, und alles was sie finden konnte davor gesetzt. Sie weinte und schluchzte laut. Hr. la Roque de Saint Virieu, ein Garde du Korps, rief ihr leise, durch das Schlüsselloch zu: sie möchte ihnen die Thüre aufmachen; die Königin befinde sich in der größten Lebensgefahr und werde ermordet werden, wenn man sie nicht herein lasse. Hierauf wurde die Thüre aufgemacht, die Kammerfrau warf sich vor ihnen auf die Knie nieder, und beschwor sie mit Thränen, daß sie die Königin nicht verlassen möch-

möchten. „Wir werden, antworteten sie, die Königin, „auch mit Gefahr unsers eigenen Lebens vertheidigen, „und es sind unserer genug, um den Mördern so lange „Widerstand zu leisten bis die Königin Zeit gehabt haben „wird sich anzuziehen und sich zu retten.“ a) Die Königin stand so schnell als möglich auf, ließ sich die Strümpfe anziehen, zog einen dünnen Unterrock an, und warf einen Mantel über ihre Schultern. Eilig verließ sie ihr Schlafzimmer, gieng durch ein Nebenzimmer und klopfte an der Thüre des großen Saales, des sogenannten Ochsenauges an. Die in demselben befindlichen Gardes du Korps öfneten die Thüre, und die Königin sagte zu ihnen, unter heftigem Weinen und Schluchzen: „Freunde, liebe Freunde, rettet mich.“ b) Sie eilte durch den Saal, um in das Schlafzimmer des Königs zu gelangen; und in eben diesem Augenblicke geschahen im Schlosse einige Flinten und Pistolenschüsse, welche die Angst der Königin sichtbar vermehrten. c) Sie kam in das Schlafzimmer des Königs, aber sie fand ihn nicht. Der König war von dem Lärm aufgewacht, er hatte sich in das Fenster gelegt und die Mörder durch den Schloßhof ankommen und gegen das Zimmer der Königin hinziehen gesehen. Der Monarch, hierüber unruhig, und wegen des Lebens seiner Gemahlin besorgt, war durch einen heimlichen Gang nach dem Schlafzimmer der Königin gegangen, zu eben der Zeit da die Königin durch den großen Saal nach seinem Schlafzimmer gegangen war. Die Königin fand daher den König nicht; sie sank halb

a) Déposition de M. *la Roque de St. Virien.*

b) Mes amis, mes chers amis, sauvez moi.

c) Témoin 387.

halb ohnmächtig nieder, und sagte zu dem Kammerdiener des Königs: „Thierry! ohne meine Gardes du Korps „war ich ermordet.“ a)

Als der König in das Schlafzimmer der Königin kam, fand er seine Gemahlin nicht mehr, aber wohl die Gardes du Korps, welche in demselben geblieben waren. Der König fragte diese Gardes, sehr hastig und unruhig: „Wo ist die Königin?“ Sie antworteten: „Das „ganze Schloß ist gestürmt, und die Königin hat sich zu „Ihnen begeben, weil ihr Leben in Gefahr war.“ Sogleich kehrte der König in sein Schlafzimmer zurück, auf eben dem Wege auf welchem die Königin dahin gegangen war. Er klopfte an der verschlossenen Thüre des Ochsenauges an. Die Gardes du Korps fragten: „Wer da?“ Der König gab sich zu erkennen, wurde eingelassen, und begab sich zu seiner Gemahlin. b) Kaum hatte der König das Schlafzimmer der Königin verlassen, als schon die bewafneten Meuchelmörder in dasselbe eindrangen. Sie stürzen sich wüthend in das Zimmer der Monarchin und rufen dabei aus: „man muß ihr den Kopf „abhauen; man muß ihr das Herz aus dem Leibe reissen!“ c) Hr. Durepaire, ein Garde du Korps, welcher noch nicht weiß daß sich die Königin schon gerettet hat, stellt sich dem rasenden Haufen entgegen, und ruft ihnen zu: „Nichtswürdige! was habt ihr vor?“ Sie fallen

a) Thierry, ſans mes Gardes du Corps j'étois aſſaſſinée. *Témoin* 202.

b) Dépoſition de M. la Roque. *Témoin* 128. 129.

c) Forfaits du 6 Octobre T. 2. p. 279. M. *du Repaire* dépoſe, qu'il a entendu des gens crier: Ou eſt cette ſacrée C . . . ? Il faut lui manger le coeur.

fallen über ihn, werfen ihn nieder, schlagen und stechen ihn, und schleppen ihn weg. Einige rufen: „Bringt „ihn um! Bringt ihn um!“ Andere schreien: „Schlagt „ihm den Kopf ab! Schlagt ihm den Kopf ab!“ Aber du Repaire rafft sich auf, er reißt einem von den Mördern seinen Spieß aus der Hand, und wehrt sich gegen die Menge, so lange bis er von seinen herbeieilenden Kameraden aus den Händen der Mörder errettet wird. a) Die Mörder stürzen sich auf das Bette der Monarchin zu. Sie finden es leer. Einer ruft: „der Streich ist „mißlungen!“ und die übrigen, voller Wuth das Schlachtopfer ihrer Rache nicht gefunden zu haben, durchbohren das noch warme Bette der Königin mit tausend Dolchstichen. Nun kommen sie wiederum heraus, wollen in das Ochsenauge, und durch dasselbe in das Zimmer des Königs eindringen, aber die Pariser Bürgermiliz eilt herbei und jagt den Haufen der Mörder aus dem

a) Als im Julius 1790 die Abgesandten der Bürgermiliz der verschiedenen Provinzen, nachdem das Nationalfest vorüber war, von der königlichen Familie Abschied nahmen, hielten die Abgesandten aus Anjou eine Anrede an die Königin. Der Redner lobte den erhabenen Muth der Monarchin, den sie vorzüglich an dem schrecklichen Tage des 6. Oktobers gezeigt hätte. Er war gerührt und konnte sich der Thränen nicht enthalten. Die Königin weinte und schluchzte; alle Zuschauer zerflossen in Thränen. Endlich antwortete die Königin, und schloß ihre Rede mit folgenden Worten: „Sie sprechen von meinem Muthe, Sie erheben denselben. Hier sehen Sie einen von denen welchen ich das Glück zu verdanken habe Sie jetzt anhören zu können (indem sie auf Hrn. du Repaire wies, welcher neben ihr stand) ihm bin ich das Leben schuldig; um mich zu retten hat er sich selbst in Lebensgefahr gesetzt; seinen Muth müßt Ihr loben, nicht den meinigen.“

dem Schlosse. Die in dem sogenannten Ochsenauge eingeschlossenen Gardes du Korps hatten sich indessen so gut als möglich verschanzt und in Vertheidigungsstand gesetzt. Sie waren alle entschlossen, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren, und den Mördern den Eingang in die königlichen Zimmer nicht zu gestatten. So erwarteten sie, nun schon seit einer halben Stunde, standhaft den Tod, als sie auf einmal heftig an der Thüre anklopfen hören. „Wer da?" rufen sie. „Grenadiere" — „Was verlangt ihr?" — „Daß ihr die Nationalkokarde auf euere Hüte setzen sollt." — „Wir tragen die Kokarde unserer Uniform, so wie wir von jeher gethan haben." — „Dann sind wir betrogen worden. Ganz Paris glaubt, daß ihr die schwarze Kokarde traget." Nunmehr öfnet Hr. de Chevannes die Thüre, und sagt zu den Grenadieren: „Meine Herren, wenn Sie ein „Schlachtopfer verlangen: so komme ich mich anzubie„ten. Ich bin einer von den Kommendanten dieses Po„stens, und mir gebührt die Ehre, in der Vertheidigung „meines Königs zuerst umzukommen; aber lernt von „mir diesen guten König hochzuachten." Der Officier der Grenadiere ergreift die Hand des Hrn. de Chevannes und sagt: „Weit entfernt euch das Leben nehmen zu „wollen, sind wir gekommen, um euch gegen euere „Feinde zu vertheidigen." Kaum hat noch der Officier diese Worte ausgesprochen, als sich schon alle Grenadiere den Gardes du Korps in die Arme werfen, sie umarmen, ihre Grenadiermützen gegen die Hüte der Gardes du Korps, und ihre Nationalkokarden gegen die weißen Kokarden vertauschen, und sich gegenseitig Beweise von Zuneigung und Freundschaft geben. a)

Eine

a) Forfaits du 6 Octobre. T. 2. p. 284.

Eine Kolonne von Weibern und Meuchelmördern hatte sich nach den Zimmern des Dauphins begeben. Sie zeigten sich unten auf der Terrasse sein Schlafzimmer und sagten: „Dort wohnt der Dauphin." Der Graf von St. Aulaire, der dieses hörte, gieng nach den Zimmern des Dauphins, weckte die Marquise de Tourzel, welche schlief, setzte ein brennendes Wachslicht zu den Füßen ihres Bettes und sagte: „Madame, „verlieren Sie keinen Augenblick; bringen Sie sogleich „den Dauphin zum Könige." Madame de Tourzel stand auf, und eilte, mit dem Dauphin auf den Armen, nach dem Schlafzimmer des Königs, wo sie die Königin antraf. Auf eben diese Weise wurde auch Madame, die Tochter des Königs, dahin gebracht.

Die Gardes du Korps wurden von dem wüthenden Pöbel überall verfolgt, und ermordet, und ein Ungeheuer mit einem langen Barte und einer hohen Mütze, hackte den Leichnamen, ehe sie noch ganz todt waren, die Köpfe ab, welche nachher der Pöbel auf Stangen steckte, und im Triumphe in Versailles herum trug. Die Mörder tanzten auf den nackten Leichnamen, sie tauchten ihre Hände in das noch warme Blut, sie bestrichen sich damit das Angesicht, sangen und jauchzten. Die enthaupteten Leichname zweier Gardes du Korps wurden weggetragen, in eine Ecke nebeneinander gelegt, und mit Stroh zugedeckt. Von Zeit zu Zeit kamen Männer und Weiber, welche das Stroh wegnahmen, mit wüthender Freude die Leichname der Ermordeten betrachteten, und ihnen Faustſtöße und Fußtritte gaben. a) Endlich kamen auch zwei Officiere der Pariser Bürgermiliz. Sie

a) Témoin 346.

Sie drängten sich durch den Haufen, und verlangten, daß man das Stroh wegnehmen und ihnen die Leichname zeigen sollte. Dabei riefen sie aus: „Wie! sind dann „ihrer nicht mehr als zwei! Dies ist lange nicht hinrei„chend; wir müssen das Herz der Königin haben!“ Der Kopfabhauer gieng herum, er zeigte sein blutiges Beil, und seine mit Blut bespritzten Arme und Kleider, und wenn er einen Garde du Korps antraf: so drohte er mit dem Beile daß er ihm den Kopf abhacken wolle. a) Die Mörder rühmten sich ihrer Mordthaten, und Einer von ihnen sagte ganz laut: „Ich habe schon einen Garde „du Korps umgebracht, und ich hoffe ihrer noch mehrere „umzubringen.“ b) Der Pöbel plünderte das Hotel der Gardes du Korps, und raubte Alles was er darinn antraf, und die Pariser Bürgersoldaten nahmen die Pferde aus den Ställen, und sagten: „Das ist gut! zu Fuße „sind wir hergekommen, und zu Pferde wollen wir zu„rückkehren.“ c) Nachdem der Kopfabhauer dem zuerst ermordeten Garde du Korps, Deshuttes, den Kopf abgehackt hatte, rief er voller Freude aus: „Da liegt „schon Einer; aber er soll nicht der letzte seyn.“ d) Dann gieng

a) A quelques pas de là *M. de Blaire* a rencontré un homme, qui avoit une grande barbe, portant une hache, ou un couperet ensanglanté: ses habits l'étoient pareillement. Il a fait au Déposant un signe très-expressif, pour lui faire entendre, qu'il étoit très disposé à lui couper la tête. *Témoin* 171.

b) J'ai déja tué un Garde du Roi, et je compte encore en tuer d'autres. *Témoin* 20.

c) Cela est bon! Nous sommes venus de Paris à pied, nous nous en retournerons à cheval. *Témoin*. 21. *Forfaits du 6 Octobre*. T. 2. p. 302.

d) En voilà déja un; ce ne sera pas le dernier. *Témoin* 131.

gieng er hin, zu einem nahe dabei stehenden Schweizer, und forderte, mit seinen von Blut triefenden Händen, eine Prise Tabak. Der Schweizer legte ihm zitternd eine Prise auf seine Hand, die das Ungeheuer begierig schnupfte. Bald nachher schlug er den zweiten Kopf ab, und rief nachher überlaut: „Was! nur zwei Köpfe; „ich hatte wenigstens auf dreihundert gerechnet!“ a). Darauf ging dieses Ungeheuer in ein Weinhaus, ließ sich Wein geben, und sagte: „Ich bin müde, und den„noch habe ich den besten Streich verfehlt, die Königin; „man wird nicht mit mir zufrieden seyn!“ b).

Die Wuth der Mörder war so groß, daß sie sogar nach dem Hospitale der Gardes du Korps hinzogen, um die daselbst krank liegenden Gardisten zu ermorden c).

Noch ehe die Mörder, wie ich erzählt habe, in das Schlafzimmer der Königin eindrangen, waren sie schon vorher einmal in dem Vorzimmer desselben gewesen, und weil damals die Königin noch ruhig schlief, so würde Sie durch die Hände dieser Meuchelmörder ihr Leben verloren haben, wenn nicht der Muth des an ihrer Thüre Wache habenden Garde du Korps das Leben ihrer geheiligten Person noch gerettet hätte. Hr. Miomandre de

a) Bon! je nai eu que deux têtes; je comptois au moins sûr trois cents! *Témoin* 132.

b) Témoin 146.

c) Témoin 233. Les monstres n'ônt pas même respectés ceux qui étoient à l'infirmerie; une foule de scélérats est arrivée pour les massacrer, et si on ne les avoit pas fait évader dans les maisons voisines. elle exécutoit cet exécrable forfait. Cita - t - on jamais un pareil exemple de barbarie! *Forfaits du 6 Octobre*. T. 2. p. 302.

de Sainte Marie, so hieß dieser Garde du Korps, dessen Namen auch die späteste Nachwelt noch mit Dank, und mit Bewunderung seines Heldenmuthes nennen wird; Hr. Miomandre de Sainte Marie hielt seine Muskete inwendig im Zimmer queer über die Thüre, und verwehrte, auf diese Weise, dem eindringenden, rasenden Haufen einige Sekunden lang den Eingang. Die Kammerfrau der Königin, Mademoiselle Genet, hörte den Lerm im Vorzimmer und machte die Thüre des königlichen Schlafzimmers auf. Sie sah den Kampf des getreuen Dieners Ihrer Majestät gegen die eindringenden Mörder. Er kehrte sich zu ihr, und sagte: „Madame, retten Sie die Königin; ihr Leben ist in Gefahr".a) Erschrocken sprang die Kammerfrau zurück, und schob den Riegel des Schlafzimmers vor. Die Mörder stoßen die gräßlichsten Drohungen gegen die königliche Familie aus, und dringen auf Hrn. Miomandre ein. Er springt zurück, schlägt schnell die Thüre des Vorzimmers zu, springt an die Thüre des Schlafzimmers, und ruft: „Madame „retten Sie die Königin; man will Sie ermorden; ich „bin allein gegen zwei tausend Tieger"b). In demselbigen Augenblicke stürzen sich die Mörder herein, fallen über ihn her, und geben ihm einige Stiche mit ihren Spießen, gegen welche er sich wehrt: dann ruft Einer, welcher eine Flinte in den Händen hat, den übrigen zu: „zurück! zurück!" ergreift darauf seine Flinte vorne am Lauf, zielt auf den Kopf des unglücklichen Mio-

a) Madame, sauvez la Reine; ses jours sont en danger. *Témoin* 94. 86.

b) Madame, sauvez la Reine; on en veut à sa vie; je suis seul contre deux mille tigres. *Temoin* 18.

Miomandre, und schlägt ihn mit dem Kolben zu Boden, so daß der Hahn tief durch die Hirnschale in das Gehirn eindringt. Nun liegt Miomandre ohne Besinnung; die Mörder fallen über ihn her und berauben ihn. Sie nehmen ihm seine Uhr und sein Geld, und lassen ihn, im Blute schwimmend, liegen. Nunmehr aber — und wer erkennt nicht hier den Finger der Allmacht — nunmehro dringen die Mörder nicht in das Schlafzimmer der Monarchin, sondern in ein Nebenzimmer, in welchem einige Gardes du Korps befindlich sind, welche sie verfolgen. Ein unwillkührlicher Schauder ergriff sie in der Nähe der Majestät, und ihre feigen Hände zitterten, da sie im Begriffe waren, kaiserliches Blut zu vergießen! Die gütige Vorsehung wachte über das Leben der unglücklichen, und eines bessern Schicksals würdigen Monarchin.

Während die Gardes du Korps im Schlosse, sogar bis in das Innere der königlichen Zimmer, verfolgt und ermordet wurden, verlangten ihre Kammeraden, welche die Nacht in ihrem Hotel zugebracht hatten, sich nach dem Schlosse zu begeben. Gewissermaaßen waren sie Gefangene der Pariser Bürgermiliz. Diese hatte sich, um ein Uhr in der Nacht, die Thüre des Hotels der Gardes du Korps öfnen lassen, und hatte sich desselben bemächtigt, und alle darin vorhandenen Waffen weggenommen. Die Bürgermiliz hatte den Gardes du Korps angekündigt, ihre Dienste seyn künftig überflüssig, und der Marquis de la Fayette sey darüber mit dem Könige einverstanden, daß künftig niemand anders als die Bürgermiliz ihn bewachen solle. Die Gardes du Korps behandelten die Miliz sehr höflich, und gaben derselben ein Nachtessen. Dadurch wurden sie bald Freunde und brach=

brachten die Nacht vergnügt miteinander zu. Sie spra-chen von den traurigen Begebenheiten des Tages, von der Verwirrung des Volkes, und von dem sträflichen Ehrgeize der Verschwornen, welche dasselbe in Bewe-gung setzten. Bei dem Anbruche des Tages wünschten die Gardes du Korps nach dem Schlosse sich zu begeben, und der kommandirende Officier der Bürgermiliz ver-sprach, sie dahin zu begleiten. Sie wusten damals noch nicht, was indessen im Schlosse vorgefallen war. End-lich kommt ein verkleideter Garde du Korps aus dem Schlosse nach dem Hotel, und erzählt den Herren de Lu-ckerque, Delamotte, Desmiers, Daubiac, seinen Kameraden, alles was vorgefallen ist. Diese glauben, daß Ehre und Pflicht sie verbinden, sich sogleich nach dem Schlosse zu begeben. Sie eilen dahin: — aber, zu welch einer Zeit! zu der Zeit, da die, durch die Bürger-miliz aus dem Schlosse weggejagten Banditen, voller Wuth darüber, daß man sie verhindert hatte ihr schreck-liches Vorhaben auszuführen, sich in der Stadt zerstreu-ten, mit dem Vorsatze, alle Gardes du Korps, welche ihnen in die Hände fallen würden, ihrer Rache aufzu-opfern.

Kaum hatten jene vier, deren Namen ich genannt habe, das Hotel verlassen, als sie sich schon von den Mördern umgeben sahen. Hr. de Luckerque war der erste, den sie ergriffen. „Hängt ihn! Hängt ihn! Haut ihn nieder!“ rufen alle mit Einer Stimme. Er wird gestoßen, geschlagen, geprügelt, niedergeworfen, be-raubt, und, mit einem Stricke um den Hals, schleppt ihn ein Haufe der Banditen eine Strecke weit fort. Sie lassen ihn liegen. Er sammelt seine Kräfte, und sucht sich aufzuraffen, aber tausend gegen ihn gekehrte Spie-

ße

ße und Bajonetter widersetzen sich diesem Vorsatze, und ein Kerl aus dem Haufen versetzt ihm, mit dem Kolben seiner Flinte, einen Streich auf den Kopf, der ihn leblos dahin streckt. Er liegt da im Blute, und schon hebt das Ungeheuer mit dem großen Barte sein von Blute triefendes Beil empor, um ihm den Kopf vom Rumpfe zu sondern, als ein Grenadier der Pariser Bürgermiliz sich mitten durch die Mörder durchdrängt, den scheußlichen Arm ergreift, welcher das Beil aufgehoben hat, und laut ausruft; „mich selbst, ihr Ungeheure, müßt „ihr vorher ermorden, ehe ich zugebe, daß ihr diesen „Garde du Korps eurer Wuth aufopfert!" Die feigen Mörder zittern bei dem Anblicke eines rechtschaffenen Mannes. Der Grenadier, mit Hülfe eines seiner Kameraden, ergreift den Garde du Korps, und trägt ihn weg an einen sichern Ort. Stumm und betäubt steht der ganze Haufe der Mörder da, und wagt es nicht sich gegen einen einzigen Mann zu wehren, oder sich ihm zu widersetzen a).

Während dieser Zeit hatten sich Hr. Delamotte und Hr. Daubiac durch den Haufen gedrängt, und waren einige Schritte vorwärts gegangen, aber bald fielen sie einem andern Haufen von Mördern in die Hände. Diese ergreifen Hrn. Delamotte bei seinem Rocke und reißen ihn zurück. Er wehrt sich. Ein unzählbarer Haufe drängt sich auf ihn zu; rings um sich her erblickt er nichts als gezückte Dolche, Spieße und Bajonetter. Mit unglaublicher Stärke wehrt er sich lange, und parirt die Stiche mit seinen Händen aus; endlich aber ermattet

a) Forfaits du 6 Octobre. T. 2. p. 290.

mattet er, und schon ist er im Begriffe nieder zu sinken und den Todesstreich zu erwarten, als die Mörder unter sich selbst in Streit gerathen — sie streiten sich (wer schaudert nicht der dieses ließt?) sie streiten sich, ob sie ihn aufhängen oder ihm den Kopf abschlagen sollen. Dieser Streit rettete den Gefangenen. Die Parthei, welche ihn hängen wollte, schleppte ihn weg; die andere Parthei, welche ihn köpfen wollte, entriß ihn der ersten mit Gewalt; aber bald kam die erste zurück, und riß ihn der andern wüthend und schäumend abermals weg. Jede Parthei blieb hartnäckig auf ihrer Meinung; keine wollte der andern nachgeben. Endlich trat einer von ihnen hervor, und schlug ein Mittel vor, sie zu vereinigen: „Wir wollen, rief er, diesen Sch.... nach Paris führen, und ihn dort, auf dem Greveplatze, an die Laterne hängen". „Nein! Nein! schrien sie alle, so lange „wollen wir nicht warten! jetzt gleich, auf der Stelle, „müssen wir die Hände in seinem Blute baden!" Das Ungeheuer mit dem langen Barte kam herbei, und erwartete, mit aufgehobenem Beile, den Befehl, dem Unglücklichen das Leben zu rauben. Nun drängen sich aber zwei Grenadiere der Miliz durch den Haufen, und entreißen den feigen Mördern auch dieses Schlachtopfer a).

Auch den Herrn Daubiac rettete die Pariser Bürgermiliz aus den Händen seiner Mörder; aber Hr. Desmiers war nicht so glücklich. Er wurde von drei Kugeln getroffen, er fiel zu Boden und schwamm im Blute. Die Miliz entriß ihn den Händen der Banditen, welche ihm den Kopf abschlagen wollten, und brachte ihn nach dem Hospitale.

Bald

a) Forfaits du 6. Octobre. T. 2. p. 291.

Bald nachdem diese vier Gardes du Korps das Hotel verlassen hatten, gieng der Chevalier de Saint Georges, mit sechzehn Gardes du Korps, und einer zahlreichen Begleitung der Bürgermiliz, aus dem Hotel nach dem Schlosse zu. Sie stießen auf den ganzen, versammelten Haufen der Meuchelmörder, und in einem Augenblicke war die Bürgermiliz, welche ihnen zur Beschützung diente, von ihnen getrennt. Die Mörder schlossen um diese unglücklichen Gardes du Korps einen Kreis, und berathschlagten sich untereinander, auf welche Weise sie dieselben umbringen wollten. Sie tanzten im Kreise um diese unglücklichen Schlachtopfer ihrer Wuth. Sie freuten sich darauf, diese Gardes du Korps, rund um den Paradeplatz, an jede Laterne einen, zu hängen; schon im voraus lachten sie über den schönen Anblick. Sie stellten die Gardes du Korps hintereinander in eine Kolonne, den grösten voran, und so, nach ihrer Größe, einen hinter den andern. Schon traten diese den Todesmarsch, unter dem Jubelgeschrei des Pöbels an, als la Fayette erschien. Er war aufgebracht, und hatte erfahren, was für Greuel im Schlosse vorgegangen waren. Beschämt darüber, daß er geschlafen hatte, gedemüthigt über dem Gedanken, daß er sich von den Verschwornen hatte einschläfern lassen, und daß er nicht besser für die Sicherheit der königlichen Familie gewacht hätte, setzte er sich auf sein Pferd, und sprengte in der Stadt herum, um seine zerstreuten Truppen zusammen zu ziehen. Flehend bat er die Grenadiere: sie möchten die Mörder verjagen und die Gardes du Korps befreien. Er sah die siebzehn Gardes du Korps, welche von dem Volke zum Tode geführt wurden. Er sprengte herbei, und sagte: „nie werde er zugeben, daß man so tapfere

„Leute ermorde, welche niemand beleidigt hätten; er „nähme sie unter seinen Schutz, und vorher müsse man „ihn selbst umbringen, ehe er zugeben werde, daß ihnen „auch nur das geringste Leid zugefügt würde“. Durch diese Anrede an den Haufen der rasenden Mörder gewann La Fayette Zeit. Ein Pelotton Grenadiere nähert sich. La Fayette ruft ihnen zu: „Tapfere Grenadiere, wollt „ihr zugeben, daß tapfere Leute von feigen Meuchel-„mördern umgebracht werden? Schwört mir, auf „Grenadiers Treue, daß ihr nicht leiden wollt, daß ih-„nen Leid geschehe“. Die Grenadiere schwören, neh-men die Gardes du Korps zwischen sich, und führen sie weg. Einer von den Gardes du Korps, ein Officier mit grauen Haaren, sagte zu dem Volke: „Unser Leben „ist in euren Händen; ihr könnt uns ermorden; ihr wer-„det unser Leben nur um wenige Augenblicke verkürzen, „und wir werden wenigstens nicht entehrt sterben“. Diese kurze Anrede that große Wirkung. Ein Officier der Pariser Bürgermiliz fiel diesem Garde du Korps um den Hals, und sagte: „Nein, so tapfere Leute, wie ihr „seyd, wollen wir nicht umbringen.“ Alle Grenadiere folgen diesem Beispiele, und die Gardes du Korps wer-den, im Triumphe, bis in den Schloßhof getragen. In demselbigen Augenblicke öfnet der König sein Fenster, kommt auf den Balkon, und bittet sich von dem Volke Pardon für seine Gardes du Korps aus, und einige Gardes du Korps, neben dem Monarchen, legen ihre Gewehre nieder, zeigen die Nationalkokarde auf ihrem Hute, und rufen: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe „die Nation!“ Die von dem Blutvergießen ermüdeten Mörder; diese Ungeheure, welche noch vor einer Stun-de die entsetzlichsten Drohungen gegen die Königin aus-

ge-

spien hatten; welche ihren Kopf verlangten; welche sich darauf gefreut hatten, daß sie sich würden in ihrem Blute baden und ihr das Herz aus dem Leibe reißen können; diese riefen jetzo: „Hoch lebe der König! Hoch lebe der „König!“ Das Geschrei wird allgemein; die gefangenen Gardes du Korps werden losgelassen, umarmt, und im Triumphe unter die Fenster des Königs getragen. Mitten in diesem Freudenrausche gab es doch noch Bösewichter, welche unzufrieden darüber schienen, daß die vorgehabten Greuelthaten mißlungen waren. Sie verlangten die Königin zu sehen, und stießen gräßliche Drohungen gegen die Monarchin aus a). Die Königin war in ihrem Zimmer; sie stand an einem Fenster, Madame Elisabeth, die Tante des Königs zu ihrer Rechten, und Madame, ihre Tochter, zur Linken. Vor ihr stand, auf einem Stuhle, der Dauphin. Er war munter und vergnügt, er spielte mit den Haaren seiner Schwester, und sagte zu der Monarchin: „Mama, mich „hungert!“ Die Königin antwortete ihm, mit Thränen in den Augen: „Sei ruhig, und warte bis der Lärm vor„über ist.“ In demselbigen Augenblicke trat jemand in das Zimmer, und sagte der Königin: das Volk verlange sie auf dem Balkon zu sehen. Die Monarchin zweifelte, ob sie hingehen sollte, aber Hr. de la Fayette sagte: sie müste es thun, um das Volk zu beruhigen. Hierauf antwortete die erhabene Tochter der Maria Theresia: „Nun, so will ich gehen, und wenn es mir auch „das Leben kosten sollte b)“. Mit ihrem Sohne an

der

a) Témoin 12. 105.

b) *En ce cas, dussé — je aller au supplice, je n'hésite plus; j'y vais.* Temoin 168.

der einen, und ihrer Tochter an der andern Hand, ging sie auf den Balkon, und zeigte sich dem Pöbel, welcher diese große Fürstin mit Hohnlächeln empfing. Einige Weiber, welche anfingen: Hoch lebe die Königin! zu rufen, wurden von dem Pöbel mißhandelt a). Endlich schrie der Haufe: „Keine Kinder! „Keine Kinder!" und — höre es Nachwelt und erstaune! — die Königin ging hinein, ließ ihre Kinder zurück, und erschien a l l e i n; b) allein erschien sie, vor dem wüthenden Haufen ihrer Mörder; vor den gezückten Dolchen, und den geladenen Flinten. Ein Kerl legte seine Flinte auf sie an; aber seine Hand zitterte, sein Finger versagte ihm den Dienst, er konnte nicht losdrücken c). Der Pöbel, erstaunt und bestürzt über ihren Heldenmuth, ließ die Mordgewehre aus den Händen fallen, und klatschte lauten Beifall der unglücklichen Monarchin zu. Maria Theresia erschien, mit ihrem Sohne auf den Armen, vor dem Ungarischen Adel, dessen Edelmuth bekannt war: ihre erhabene Tochter zeigte sich, am sechsten Oktober, einem Haufen blutdürstiger Mörder, erweichte ihre Mörderherzen, und entwafnete ihre Hände. Hätte sie nur ein einziges Wort gesprochen; so würden sie vor ihr auf das Angesicht niedergefallen seyn!

Eine unzählbare Menge Volks war im Schloßhofe versammelt, und diese Menge verlangte, mit gräßlichem Geschrei, den König zu sehen. Der König erscheint, mit seiner Familie, auf dem Balkon. Er tritt vor, und versucht zu dem Volke zu sprechen; aber der

An-

a) Témoin, 82.

b) Journal politique national. Forfaits du 6 Octobre T. 2. p. 295.

c) Témoin 365.

Anblick des vergossenen Blutes; der zerstümmelten Körper seiner Leibwache; der auf Stangen gesteckten Köpfe seiner Lieblinge, die man, mit ausgesuchter Grausamkeit, empor hielt; der scheusliche Anblick, des mit Blut befleckten und mit Mordinstrumenten bewafneten Haufens, und Alles dessen was er um sich her erblickt, erstickt die Worte in seiner Kehle, und beklemmt seine Brust. Er öfnet den Mund, aber seine Zunge ist gelähmt. La Fayette bemerkt es. Er spricht im Namen des unglücklichen Monarchen, und versichert: der König werde Alles thun, was in seinen Kräften stehe, um die Wünsche des Volks zu erfüllen. Zugleich warnt la Fayette (obgleich der Herzog von Orleans in diesem Augenblicke hinter ihm sich befindet) vor Partheimachern und Verschwornen, welche durch Aufwiegelung des Volks zu unerhörten Grausamkeiten, keine andere Absicht hätten als ihre eigenen sträflichen Plane in Ausführung zu bringen; er kenne sie, fuhr er fort, recht gut, und werde sie zu gehöriger Zeit entdecken. a) Der König wendet sich gegen das Volk und verlangt noch einmal Gnade für seine Leibwache: „Pardon! Pardon! ruft er dem Volke „zu, Pardon für meine Leibwache!" und das Volk antwortet: „Ja! Ja! Pardon!" Nun zieht sich der König mit seiner Familie in seine Zimmer zurück. b) Aber bald verlangt der Pöbel den König von neuem zu sehen. Der König erscheint, das Volk ruft: „Hoch lebe der Kö-

a) Témoin 312.

b) Qu'elle affreuse déstinée! Un *Roi de France*, entouré de sa famille, est donc obligé de s'humilier devant une populace féroce, pour obtenir la GRACE de ses Gardes, qui n'ont commis d'autre crime, que celui de lui rester fidèle! *Monnier* appel. p. 190.

König!" Ein Kerl aus dem niedrigsten Pöbel, mit zerrissenen Kleidern, mit dem Hute auf dem Kopfe, und mit einer Flinte in der Hand, ruft dem Könige zu: „Wir verlangen, daß Sie nach Paris kommen; Sie „müssen nach Paris kommen!" a) Nunmehr widerhallt, von allen Seiten, ein tobendes Geschrei: „Der „König nach Paris! der König nach Paris!" Die Beklemmung des Königs nimmt sichtbar zu, und er entfernt sich schluchzend. Aber bald erscheint er wieder, und stammelt, mit gebrochenen Worten: „Meine Kin„der! ihr verlangt mich nach Paris; ich will gehen, „aber nicht anders als in Begleitung meiner Frau und „meiner Kinder." b) Plötzlich ändert sich nun die Scene, und der wilde Haufe ruft freudetrunken aus: „Hoch lebe „der König! Hoch lebe der König!" Der König, durch dieses Geschrei, welches eine neue Beleidigung war, bis in das Innerste seiner Seele erschüttert, gebietet mit der Hand Stillschweigen, und sagt schluchzend: „Meine „Kinder! ach! meine Kinder! eilt meiner Leibwache zu „Hülfe!" Sogleich geht ein Detaschement der Bürgermiliz nach dem Hotel der Gardes du Korps, und thut daselbst dem Morden Einhalt, welches wieder angefangen hatte. Die Königin versucht es, einige Worte zu dem Volke zu sprechen, aber ihre Beklemmung ist zu groß; die unglückliche Monarchin kann kein Wort vorbringen.

a) Témoin 387.

b) In sua concione, Vitellius, inter suos milites, prospectantibus etiam feminis, pauca et praesenti moestitiae congruentia locutus: Cedere se, pacis et Reipublicae caussa, retinerent tantum memoriam sui, fratremque et conjugem, et innoxiam liberorum aetatem miserarentur. *Tacit.* Histor. lib. 3.

bringen. La Fayette spricht an ihrer Stelle: „Die Kö-
„nigin, sagt er, ist sehr betrübt über das was sie vor
„sich sieht. Sie ist betrogen worden; sie verspricht, sich
„nicht mehr betrügen zu lassen, und sie verspricht ihr
„Volk zu lieben, und demselben ergeben zu seyn, wie
„Jesus Christus seiner Kirche ergeben ist." Als einen
Beweis ihrer Beistimmung hob die Monarchin zweimal
ihre wunderschönen Arme gen Himmel, und Thränen
rollten über ihre Wangen herunter. a)

Die Ruhe scheint nunmehr hergestellt. Der Pöbel
lagert sich, hin und wieder, gruppenweise, und ruht,
bei angezündetem Feuer, von dem Morden aus. Züge
der allerempörendsten Grausamkeit, fallen, auch jetzt
noch, nicht wenige vor. Drei Poissarden setzen sich auf
den noch blutigen, nackten Leichnam eines Garde du
Korps, sie zerstücken sein todtgeschossenes Pferd, das
neben ihm liegt, braten die Stücke am Feuer, und
essen sie, während die Pariser Bürgermiliz, um das
Feuer herum, bei kriegerischer Musik, einen Reihentanz
tanzt. b)

Die Mitglieder der Nationalversammlung, welche
zu den Verschwornen gehörten, waren indessen nicht un-
thätig gewesen. Einige von ihnen, **Barnave**, **Du-
port**, **Chapelier**, **Charles Lameth**, der **Marquis
de Montesquiou**, der **Herzog von Aiguillon**, und
andere, hatten sich, in Weiberkleidern, unter die Mör-
der gemischt und dieselben zum Blutvergießen ange-
feuert. c) Auch Hr. **de la Clos**, der Verfasser des sit-
tenverderbenden Romans: les liaisons dangereuses, be-
fand

a) Témoin 82.
b) Journal politique national. T. 2.
c) Témoin 373. 226. 157.

fand sich, in Weiberkleidern, unter den Meuchelmördern. Vorzüglich geschäftig waren aber Mirabeau und Orleans. Mit einem bloßen Degen unter dem Arme, wiegelte Mirabeau die Soldaten des Regiments Flandern zum Aufruhr auf, so wie er schon am Abende des vorigen Tages gethan hatte a); und den Mördern rief er zu: „Seyd tapfer, meine Kinder, ihr streitet für die „Freiheit!“ b)

Der Herzog von Orleans, dieser erste Prinz vom Geblüte, dessen Pflicht es war, selbst mit Aufopferung seines eigenen Lebens, das Leben der königlichen Familie zu vertheidigen; der führte, statt dessen, selbst die Mörder an. An der Spitze der Banditen stieg er die Treppe des Schlosses herauf, und zeigte ihnen, mit ausgestrecktem Arme, den Weg zu dem Schlafzimmer der Königin. „Dort! Dort!“ c) rief er aus, und die Banditen antworteten: „Unser Vater ist bei uns, und darum „gehen wir getrost!“ d) Eine Menge Zeugen haben den Herzog unter den Mördern, ihnen freundlich zulächelnd und mit ihnen sprechend, gesehen. e) Die Mörder liefen ihm sogar auf der Straße nach, sie klatschten ihm Beifall zu, riefen: „Bravo! Bravo! Bravo!“ hinter

a) Témoin 373.

b) Courage, mes enfants, vous combattez pour la liberté. *Témoin* 230. 157.

c) C'est par là! C'est par là. *Témoin* 100.

d) *Nôtre père est avec nous, et marchons.* Il demanda à un de ces hommes, quel étoit ce père? Cet homme lui repondit: Ah! sacredieu, est-ce que vous ne le connoissez pas? *C'est le Duc d'Orleans!* Témoin 226. 157.

e) Témoin 256. 365. 132. 133. 136. 177. 381. 254. 195. 146.

hinter ihm her a), und schrien überlaut: „Hoch lebe „unser König von Orleans!" b) Die Banditen sahen ihn als ihren Vater und Anführer an; ihre, von dem Blute der Gardes du Korps noch triefenden Hände, klatschten ihm lauten Beifall zu; ihr unreiner Mund rief ihn zum Könige aus — und Er; er lächelte — er schauderte nicht vor Entsetzen; er stieß nicht die ihn umgebenden Mörder mit Unwillen von sich — er lächelte: der erste Prinz vom Geblüte lächelte den Mördern seiner eigenen Familie Beifall zu. — O! über das Jahrhundert in welchem wir leben! —

Die Mitglieder der Nationalversammlung fiengen jetzt an sich zu versammeln, um ihre Berathschlagungen fortzusetzen; aber der König schickte eine Bothschaft an die Versammlung, und ließ sie ersuchen, sich nach dem Schlosse zu begeben, damit er sich ihren Rath, bei so schreckenvollen Umständen ausbitten könne. Der Presi-dent, Hr. Mounier, forderte die Mitglieder auf, ihn zum Könige hin zu begleiten, und alle schienen bereit dazu, als Mirabeau aufstand, und sagte: „es sey gegen „die Würde der Versammlung zum Könige hinzugehen; „man solle einige Abgesandte dahin senden." — Gegen die Würde der Versammlung, einen König zu trösten, den man hatte ermorden wollen! Wie tief läßt nicht dieser Ausdruck in das Herz des Bösewichts sehen, welcher die Frechheit hatte sich desselben zu bedienen! Aber die Nationalversammlung stimmte dem Vorschlage bei; sie beschloß: „es sey unter ihrer Würde den so unglück-„lichen König, die so muthvolle Königin, und das gute „Kind

a) Témoin 205. 127. 133.
b) Témoin 88. 127.

„Kind zu beschützen, welches lächelte, während das „Mordschwerdt ihm so nahe war." a) Doch dieses war noch nicht alles. Mirabeau stand noch einmal auf, und schlug vor, eine Proklamation an die Provinzen ergehen zu lassen, in Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeitumstände, und in dieser Proklamation solle man sagen: „das Schiff der Republik werde nunmehr schneller „als jemals fortsegeln." b) Es macht der Nationalversammlung Ehre, daß sie diesen schändlichen Vorschlag ausschlug!

Als der König sahe daß die Nationalversammlung nicht ankam, und das Volk in ihn drang, daß er die Stunde seiner Abreise bestimmen möchte; so entschloß er sich um Mittag abzureisen. Die Nachricht von diesem gefaßten Entschlusse gieng, wie ein Lauffeuer, von einem Munde zum andern. Die Kanonen werden zum Zeichen der Freude abgefeuert, und mit dem kleinen Geschütze werden wiederholte Salven gegeben. Die Na-

a) *Mémoires de Lally-Tolendal.* p. 166. Quand on dit aux Députés, qui se trouvoient dans la salle, que le Roi désiroit qu'ils voulussent se rendre auprès de lui, et l'aider de leurs conseils, le Comte de Mirabeau fut le premier qui osa se montrer insensible aux malheurs du Monarque, et proposer de repondre à ses voeux par un refus. Lorsque je vins moi-même les presser de remplir ce devoir, l'homme qui osa dire, qu'il étoit contraire à la dignité de l'Assemblée de se transporter chez le Roi fut le Comte de Mirabeau. Il consentit seulement à lui envoyer une députation, qui n'ayant pas le droit de délibérer, ne pouvoit protéger sa liberté, et qui n'eut d'autre but, que de communiquer au Roi la résolution prise par l'Assemblée, de le suivre partout, où l'on voudroit le conduire. *Mounier* app. p. 315.

b) Que le vaisseau de la chose publique va s'élancer plus rapidement que jamais.

Nationalversammlung beschließt, dem Könige eine Begleitung von hundert Mitgliedern nach Paris mitzugeben. Dem Presidenten wird aufgetragen diese Mitglieder zu ernennen. Er läßt ihre Namen aufschreiben, befiehlt aber ausdrücklich Mirabeaus Namen nicht auf die Liste zu setzen. Mirabeau, welcher sich das Vergnügen machen will ein Zeuge dieses traurigen Zuges zu seyn, läßt seinen Namen dennoch zusetzen. Herr Mounier streicht den Namen aus. Nun kommt Mirabeau zu dem Presidenten, und sagt: „Hr. President, Sie wollen „nicht daß ich nach Paris gehen solle. Sie haben Recht, „wenn Sie es deswegen thun, weil Sie glauben ich „habe keine Neigung diese Reise zu unternehmen. Aber, „Sie wissen wie sehr ich bei dem Volke beliebt bin, und „vielleicht kann meine Popularität auf dieser Reise dem „Könige oder der Königin nützlich werden; ich verlange „nur mitzugehen, um das Volk zu besänftigen, im Falle „ein Tumult entstehen sollte.“ Hr. Mounier antwortete: „Mein Herr, diejenigen welche über das Volk so „viel vermögen, daß sie es besänftigen können, sind auch „im Stande es aufzuwiegeln.“ — „Ich folge Ihnen, „Hr. President,“ antwortete Mirabeau; aber dessen ungeachtet ließ er seinen Namen aufschreiben, und begleitete den König nach Paris. a)

Obschon der König versprochen hatte um Mittag abzureisen, so verließ er doch seinen Pallast erst um ein Uhr, und schon wurde der Pöbel ungedultig, und murmelte, daß der König in Befolgung seiner Befehle so saumseelig sich bezeigte. In dem Wagen des Königs saßen mit dem Monarchen: die Königin; Madame Royale,

a) *Mounier* appel. p. 316. *Forfaits du 6 Octobre* T. 2. p. 298.

Royale, ihre Tochter; Madame Elisabeth; der Dauphin; Monsieur, der Bruder des Königs; Madame die Gemahlin Monsieurs; und Madame de Tourzel. Nach dem königlichen Wagen folgten die Wagen seiner Suite, und die Wagen der Mitglieder der Nationalversammlung.

Jetzt reißte die königliche Familie von Versailles ab. Waren die des Morgens vorgefallenen Auftritte schon schrecklich gewesen, so war es nun die Reise nach Paris noch weit mehr. Der Zug gieng langsam fort, und dauerte sechs volle Stunden. Voran giengen die gefangenen Gardes du Korps, ein Haufe von Banditen, und ein Theil der Parisermiliz. Weiber, mit Bändern und Baumzweigen, welche sie in der königlichen Orangerie abgerissen hatten, in der Hand, umgaben den Wagen in welchem die königliche Familie saß. Vor dem Wagen her, wurden, auf Stangen gesteckt, die abgehackten Köpfe der ermordeten Gardes du Korps getragen, und zwischen denen die sie trugen gieng ein großer Kerl, mit einer hohen Mütze und einem langen Barte. Dieser zeigte dem Pöbel seine mit Menschenblut befleckten Arme; von Zeit zu Zeit kehrte er das noch blutige Beil, welches er auf seiner Schulter trug, dem Volke zu, und rief dabei aus: „Seht! Seht hieher! „Dies ist die wahre Nationalkokarde!" a) Um die Köpfe und um diesen Kerl herum, tanzten Weiber, in Gruppen, mit wildem Freudengeschrei. Nach den Wagen

a) Praefixa contis capita gestabantur, inter signa cohortium, juxta Aquilam legionis certatim ostentantibus cruentas manus, qui occiderant, qui interfuerant, qui vere, qui falso, ut pulchrum et memorabile facinus jactabant. *Tacitus* Histor. lib. I.

gen folgte der übrige Theil der Miliz, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele. Zum Zeichen der Freude wurden, von Zeit zu Zeit, wie nach einer gewonnenen Schlacht, die Gewehre abgefeuert, worauf die Artillerie zu Versailles antwortete. Bei dem Abzuge der königlichen Familie fiengen die Einwohner von Versailles auf einmal an betrübt zu werden. Sie sahen nun, aber zu spät ein, daß sie zwar für die Pariser gestritten hatten, aber daß sie die Kriegskosten wohl allein würden bezahlen müssen. Um sie zu trösten, riefen die Pariser ihnen zu: „gebt euch zufrieden; er kommt wieder!" Mirabeau lachte und sagte überlaut, zu einem Freunde, welcher neben ihm stand: „Dieses Volk bedarf, daß man es von „Zeit zu Zeit einen Hauptsprung thun lasse." a)

So zog der gute König von Versailles ab, umringt von den Mördern seiner treuen Diener; umgeben mit einer Miliz, welche, durch Verschworne verführt, das Panier des Aufruhrs aufgesteckt, und ihren Anführer gezwungen hatte, sie gegen den König und die Nationalversammlung in den Krieg zu führen; einer Miliz, welche selbst alle vorgegangenen Greuel mit hatte verüben helfen; welche die noch blutenden Köpfe mit Wohlgefallen unter sich tragen sah, und mit den Mördern in Freundschaft lebte; welche, obgleich bewaffnet, beinahe nichts gethan hatte, um Ordnung und Ruhe herzustellen, oder die königliche Familie zu beschützen. So zog der gute König ab, und verließ sein mit Blut beflecktes Schloß; die Nationalversammlung, welche es unter ihrer Würde hielt, ihn zu begleiten; welche

a) Ce peuple a besoin, qu'on lui fasse faire de tems en tems le saut du tremplain. *Témoin* 1.

welche zu allen Verbrechen, die unter ihren Augen vorgingen, nicht nur schwieg, sondern dieselben sogar zu billigen schien. Wohl niemals hat sich ein König in einer so bemitleidenswürdigen Lage befunden! und welch ein König! ein König, der aufrichtig sein Volk liebt, und der dem Wunsche, es glücklich zu sehen Alles aufgeopfert hatte! a).

„Man muß diesen schrecklichen Zug selbst gesehen „haben, sagt ein Augenzeuge, um sich einen richtigen „Begriff davon machen zu können. Ich habe ihn vorbei gehen gesehen, diesen gräßlichen Zug. Die Königin „behielt mitten unter den Mördern, eine Ruhe der See„le, und einen Muth, welcher beinahe übernatürlich „schien. Sie hörte das lermende Geschrei, und die ent„setzlichsten Drohungen dieser Horde von Kannibalen; „sie hörte die wiederholten Salven des kleinen Geschützes, „durch welche dieser gräßliche Triumph gefeiert wurde. „Es war möglich, daß sie den König, oder ihre Kinder, „in ihren Armen fallen sah; es war möglich, daß sie „selbst von dem Todesstreiche getroffen wurde. Die Waf„fen dieser Banditen waren in sehr schlechtem Zustande, „und ein Ungeheuer konnte seine Flinte laden, sich die „Finsterniß der Nacht zu Nutze machen, und einen Kö„nigsmord begehen. . . . . Mir schaudert, wenn ich „nur daran denke!“ b)

Wäh-

a) Nec quisquam adeo rerum humanarum immemor, quem non commoveret illa facies, Romanum principem et generis humani paulo ante Dominum, relicta fortunae suae sede, per populum, per urbem exire de Imperio. Nihil tale viderant, nihil audierant. . . Audita defectione legionis cohortiumque, palatio degreditur, moesta circum familia. . . . Simul ferebatur lecticulo parvulus filius, velut in funebrem pompam. *Tacitus* Histor lib. 3.

b) Forfaits du 6 Octobre, T. 2. p. 300

Während des Zuges, welcher sich bis tief in die Nacht hinein erstreckte, spie der Pöbel, und vorzüglich die Weiber, die gräßlichsten Verwünschungen, Drohungen, und den bittersten Spott gegen die Königin aus. Einige gedungene Bösewichter wagten es, sogar neben dem Wagen des Königs, auszurufen: „Hoch lebe Ludwig „der Siebzehnte!" Andere riefen der unglücklichen Königin zu: „O! welch ein schöner Ball zum Spielen würde Dein Kopf nicht seyn!" und noch andere riefen aus: „Kokarden von den Eingeweiden der Königin, sind die „wahren Nationalkokarden; verschafft euch welche!" Bei jedem Wirthshause hielt der Zug an, und die königliche Familie muste warten, bis es dem Pöbel gefiel, nachdem er getrunken hatte, wiederum aufzubrechen. Zu Sevres hielt der Zug lange an; die Mörder nahmen die Köpfe der getödteten Gardes du Korps von den Stangen, und zwangen einen Friseuer — sie zu frisiren, wornach sie dieselben wieder auf die Stangen steckten, und vor dem Wagen des Königs hertrugen a).

Sechs schreckliche Stunden saß die königliche Familie im Wagen, ohne es zu wagen sich nur zu rühren; ohne einen Bissen Brodt oder einen Tropfen Wasser fordern zu dürfen, aus Furcht vergiftet zu werden. Der Herzog von Orleans, mit seinen Kindern, stand auf der Terrasse seines Hauses zu Passy, und machte sich das barbarische Vergnügen den schrecklichen Zug vorbei ziehen zu sehen.

a) Les brigands, qui portoint en triomphe les horribles trophées de leur victoire, s'arretèrent à Sevet; ils forcèrent un peruquier à friser les deux têtes sanglantes; imagina - t-on jamais rien de plus atroce! Peut - on en parler sans frissonner d'horreur! *Forfaits du 6 Octobre.* T. 2. p. 304.

hen a). Die königliche Familie saß da, betäubt von dem Lärme, welchen das Jauchzen des Volkes; das Freudengeschrei der Miliz; die wiederhohlten Ausrufungen: „Hoch lebe die Nation!“ das Donnern der Kanonen; die Flintenschüsse; der Lerm der Trommeln; das Sprechen eines unzählbaren Haufens; das Klingen der Waffen und das Traben der Pferde; nebst den Spottgesängen der Fischweiber machte. Alle Augenblicke erwarteten sie, in der dicken Finsterniß, den Schuß, oder den Dolch, welcher einem Leben, das keinen Werth mehr für sie hatte, ein erwünschtes Ende machen werde.

Von Paris aus kam ein großer Haufe dem Zuge entgegen, um den König und seine Familie zu empfangen; aber sie kamen nicht, wie sonst gewöhnlich war, mit Freudengeschrei, sondern mit wildem Jauchzen und Mordgeschrei. Finsterniß, anhaltender Regen, und das dämmernde Licht der Fackeln, machten den Anblick noch scheuslicher und schreckenvoller. Um das Volk aufzuwiegeln, und, wo möglich, jetzo noch den Streich auszuführen, welcher ihnen am Vormittage nicht gelungen war, ließen die Verschwornen, zwei Stunden ehe der Zug ankam, vor demselben her, funfzig bis sechzig mit Getreide beladene Wagen, von der Seite von Versailles her, in Paris einführen; und die neben dem königlichen Wagen hergehenden Fischweiber, riefen, sobald sie nach Paris kamen, aus: „Wir bringen den Becker und „die Beckerin, und den kleinen Beckerjungen!“ b)

Die

a) Témoin art. 344.

b) Nous tenons le boulanger, et la boulangère, et le petit mitron; ils nous donneront du pain, ou ils verront. *Témoin* 182. 349.

Die ganze Stadt wurde erleuchtet. Endlich kamen die königlichen Wagen, auf dem Greveplatze, vor dem Rathhause an. Als der König aus dem Wagen stieg, drängte sich das Volk auf eine höchst verdächtige Weise auf ihn zu, und seine Wache hatte große Mühe den Pöbel zurück zu treiben a). In dem Augenblicke als der König aus dem Wagen stieg, waren sogar einige Ungeheure — mit Entsetzen schreibe ich es nieder — frech genug, zu fünf verschiedenen malen auszurufen: „an die Laterne!“ b) Der König, welcher diese gräßlichen Worte hörte, zitterte und schwankte, als er die Treppe des Rathhauses hinauf stieg, aber bald erhohlte er sich wieder. Hr. la Fayette, welcher neben ihm ging, bat den Monarchen, zu verschiedenen malen, er möchte doch sagen, daß er künftig in der Hauptstadt wohnen wolle; oder er möchte wenigstens ihm erlauben dieses in seinem Namen zu sagen. Der König antwortete standhaft: „Ich weigere mich nicht, künftig zu Paris zu wohnen; „aber ich bin über diesen Punkt noch unentschlossen, und „ich will nicht etwas versprechen, ehe ich weiß, ob ich „es werde halten können.“ c). Der König trat, mit einem heitern Angesichte, in den Versammlungssaal der Dreihunderter. Ihm folgte die Königin, mit ihren Kindern, von denen Sie an jeder Hand eines führte, und ihr folgten der Graf von Provence und seine Ge-

a) Témoin 182.

b) Témoin 349.

c) Je ne refuse pas, de fixer mon séjour dans ma ville de Paris; mais je n'ai encore pris à ce sujet aucune résolution, et je ne veux pas faire une promesse que je ne suis pas décidé à remplir.

mahlin nach. Sie setzten sich auf den für sie zubereiteten Thron. Hr. Moreau de St. Mery hielt hierauf an die königliche Familie eine Anrede, welche eine wahre Beleidigung war, weil sie so viele Komplimente und Glückwünschungen enthielt, welche, unter solchen Umständen, wenig Eindruck machen konnten. Hr. Bailly hielt, als Maire von Paris, auch eine Rede, worin er dieses einen schönen Tag nannte, welcher den König mit seiner Familie nach Paris brächte. Der König antwortete, eben so unwahr: „Er komme nach Paris „mit Freude und Zuversicht." Die königliche Familie begab sich nun nach den Thuillerien, in die ihr bestimmte, aber noch uneingerichtete Wohnung, und ein Detaschement der Bürgermiliz bewachte hier, auf seinem eigenen Schlosse, den guten König, seine Gemahlin und seine Kinder. Das Volk, sich immer gleich, immer unbeständig, immer nur von den Eindrücken des gegenwärtigen Augenblickes geleitet, verfolgte den König, von dem Rathhause bis nach den Thuillerien, mit Vivatrufen und Freudengeschrei. „Hoch lebe der König! Lange „lebe die Königin!" ertönten in der Luft, aus dem Munde derer, welche, noch vor einer Stunde, gegen eben diesen König, und gegen eben diese Königin, die gräßlichsten Drohungen und Verwünschungen ausgestoßen hatten. Des andern Tages drängte sich ganz Paris nach den Thuillerien, um den unglücklichen, gefangenen Monarchen zu betrachten; und der König, und die Königin, sich in die traurigen Umstände schickend, zeigten sich dem Volke, und besteckten sich, und auch ihre Kinder, über und über mit Nationalbändern und mit Nationalkokarden. Wer könnte sich enthalten hiebei auszurufen:

Etre heureux comme un Roi, dit le peuple hébété.
Hélas! pour le bonheur que sert la Majesté!

VOLTAIRE.

Sogleich nach der Ankunft des Königs in der Hauptstadt war Brodt im Ueberflusse vorhanden: ein deutlicher Beweis, daß die Theurung der vorigen Tage durch die Verschwornen bewirkt worden war.

Der Bürgerrath der Dreihunderter theilte unter die Weiber, welche sich zu Versailles am meisten ausgezeichnet hatten, Medaillen an Nationalbändern aus, und der Abbe Mulotin sagte, indem er den Weibern die Medaillen öffentlich überreichte: „Empfangt die Belohnung, welche das Vaterland euerer Tugend, euerer „Weisheit, und euerem Patriotismus zuerkannt hat!"

Hr. Bailly, an der Spitze der Abgesandten der Hauptstadt, erschien am folgenden Tage vor dem Könige und der Königin. Er hielt eine wohlgesetzte Rede, welche abermals ein empörendes Possenspiel war. Er versicherte den König „der Hochachtung und Liebe der Einwohner von Paris." Eben derselben Einwohner, welche, vier und zwanzig Stunden vorher, die königliche Familie hatten ermorden wollen. Er sagte ferner: „ihm „sey von den Pariserbürgern aufgetragen, dem Könige „für die gütigen Gesinnungen zu danken, welche ihn „bewogen hätten mit seiner Gemahlin, und mit seinen „Kindern nach Paris zu kommen." Und er wußte doch, daß man den guten König, wie einen Gefangenen, mit Gewalt nach Paris gebracht hatte. Er sagte ferner zu dem Könige: „Zufolge eines alten Vorrechts (obgleich alle alten Vorrechte waren abgeschaft und aufgehoben worden) wünsche die Hauptstadt ihn nun auf immer zu besitzen." Das heißt: er befahl dem

„Kö-

Könige künftig hier im Arreste zu bleiben. Der König antwortete: „Er wolle gerne in der Hauptstadt bleiben, „wenn Er hoffen dürfe Friede und Ruhe wiederum her„gestellt zu sehen.“ Dann wandte sich Hr. Bailly an die Königin, versicherte auch Sie der Hochachtung und Liebe der Hauptstadt, und endigte mit einem zierlichen Komplimente, wie es sich für eine Dame schickte. a) Wahrlich eine Nation welche so handelt und so spricht, ist der Freiheit ganz unwürdig, und beweißt, daß sie unter die Zahl derjenigen Nationen gehöre, von denen Rousseau sagt: „daß sie, das Herz voll von allen Dien„sten der Sklaven, sich einbilden, um frei zu seyn, brau„che man nur aufrührisch sich zu bezeigen!“

„Die Verschwörung, deren Geschichte ich so eben „erzählt habe, gleicht keiner von denen, welche die Ge„schichte uns aufbehalten hat. Lesen wir die Verschwö„rung von Venedig; die Verschwörung von Genua; die„jenige welche den Herzog von Braganza auf den Por„tugiesischen Thron setzte; oder auch die Verschwörung „des Katilina (welche mit der Orleanschen die größte „Aehnlichkeit hat) so finden wir überall Männer welche „einen festen Plan haben, und welche die Ausführung „desselben selbst übernehmen. Ihr seht Männer, die „entschlossen sind den Plan durchzusetzen oder umzukom„men. Wenigen unter ihnen ist das eigentliche Geheim„niß bekannt, aber alle sind entschlossen; sie gründen die „Hofnung eines glücklichen Erfolges auf weiter nichts „als ihren eigenen Muth: sie regieren nicht über einen

„ver-

a) Lorsque le Roi accorde cette grace à sa *bonne ville* de Paris, lorsqu'il daigne lui en donner l'assurance, elle est heureuse de penser, que Vôtre Majesté a contribué à la lui faire obtenir.

„verirrten Pöbel; sie machen nicht diesen Pöbel in ihren
„Händen zu einem blinden Werkzeuge, das sie nach Ge-
„fallen in Bewegung setzen. Alles ist kombinirt; die
„Stunde, der Augenblick, das Signal zum Losschlagen,
„alles ist bestimmt: auf eine Minute kommt es an, ob
„der Plan gelingen oder nicht gelingen soll. Aber hier,
„was sehen wir? Partheigänger vielmehr als Verschwor-
„ne; feige Bösewichter, ohne Kraft und ohne Muth,
„die im Finstern wirken; die um ein einfältiges und leicht-
„gläubiges Volk zu verführen, ihre sträflichen Plane mit
„dem Firnisse des Patriotismus übertünchen. Sie
„gründen den ganzen Erfolg ihrer Plane auf die Verir-
„rungen oder die Wuth des Pöbels, den sie zwar wohl
„aufwiegeln können, aber den sie nicht nach Gefallen zu
„leiten, und dem sie noch vielweniger zu gehöriger Zeit
„Einhalt zu thun im Stande sind. In einem solchen
„Komplotte wird alles dem Zufalle überlassen; die glück-
„lichsten Augenblicke zur Ausführung verstreichen unge-
„nutzt; die günstigsten Gelegenheiten werden verfehlt.
„Man verliert die kostbarste Zeit, ehe man diese Menge
„von Automaten versammelt hat, und, wenn sie end-
„lich beieinander sind, ehe man sie in Bewegung gesetzt
„hat. Gewöhnlich wird es zu spät. So gieng es auch
„hier. Die Verschwornen wollten ihren Plan in der
„Nacht ausführen, aber sie konnten ihre Kohorten erst
„gegen sechs Uhr des Morgens in Bewegung bringen,
„und die Vorsehung, welche über menschliche Dinge
„wacht, hat das Leben des Königs und seiner Familie
„gerettet, und die französische Nation vor der entsetzlich-
„sten Greuelthat verschont." a)

Je

a) Forfaits du 6 Octobre T. I.

Je mehr ich über das, was am fünften Oktober, und an den folgenden Tagen vorfiel, nachdenke: desto mehr sehe ich in der französischen Nation ein weichliches, durch Wollüste aller Art entnervtes, der Knechtschaft gewohntes, und sich über dieselbe zu erheben bis jetzt noch unfähiges Volk. Ganz anders lauten die Jahrbücher eines freien Volkes, und eines Volkes welches seine Freiheit verdient. Aufopferung, Standhaftigkeit, Muth in Gefahr, Geringschätzung des Lebens, und Großmuth gegen gefangene Feinde, sind karakteristische Züge eines solchen Volkes. **Leonidas** mit seinen Spartanern, bei Thermopylä; die Schweizer, gegen Karl den Kühnen, bei Murten und Grandson; ein kleiner Hause Schweizer, gegen die ganze französische Armee bei Basel, die alle umkamen, aber, wie Aeneas Sylvius sagt: nicht überwunden, sondern durch Ueberwinden abgemattet dahin fielen. a) Der Krieg der amerikanischen Kolonien gegen ihr Mutterland und die Größe der Seele eines **Franklin**, eines **Washington** und eines **la Fayette**: dieses sind Züge aus der Geschichte freier und der Freiheit würdiger Völker; diese erheben die Seele, und machen der Menschheit Ehre; diese wird die späteste Nachwelt auch dann noch lesen und bewundern, wenn sie die neueste Geschichte von Frankreich, mit Unwillen und Abscheu, aus der Hand geworfen haben wird.

a) Non tam victi, quam vincendo fessi Helvetii.

Ende des zweiten Bandes.







